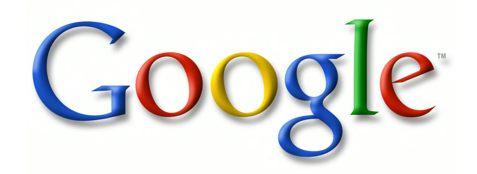
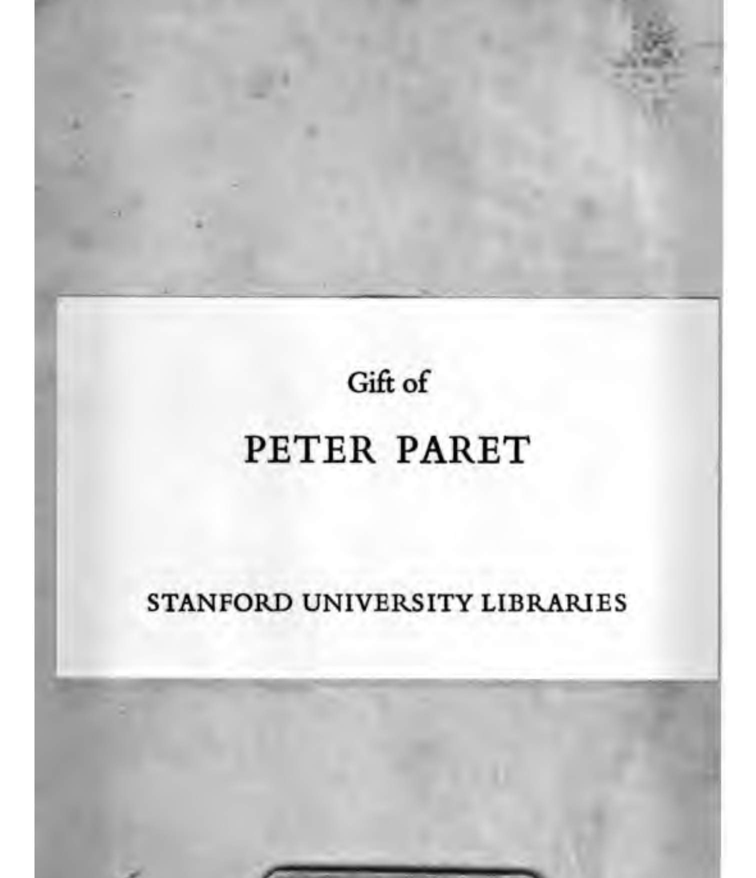
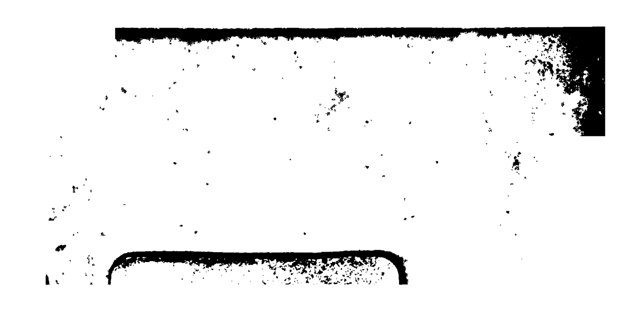






Gundolf





Gundolf



Denkwürdigkeiten

des

Marschalls Marmont,

Herzogs von Ragusa.

Neunter Band.





Denkwürdigkeiten

des Marschalls Marmont,

Herzogs von Ragusa,

von 1792 bis 1841.

Nach dessen

hinterlassenem Original-Manuscript.

Aus dem Französischen.

Mit dem Portrait des Herzogs von Ragusa und Napoleon I. in Stahlstich, einem Facsimile des Herzogs von Ragusa und zwei Karten der Illyrischen Provinzen und des Kriegsschauplatzes in Portugal und Spanien (1811—12).

Vollständige Ausgabe.

Neunter Band.

Halle, Ed. Heynemann.

1857.



Fünfundzwanzigstes Buch.

1835—1838.

Durchsicht meiner Denkwürdigkeiten. — Herausgabe meiner Reise in den Orient. — Bitten des Generals de Witt, daß ich in russische Dienste treten soll. — Der gelehrte Fossombroni. — Krönung des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich in Böhmen. — Reise durch Böhmen. — Reichthum Böhmens. — Schloß Rothenhof. — Schloß Frauenberg. — Böhmische Krystallglaswaaren. — Fabrik in Leonorenhain. — Prag. — Palast der Stände. — Museum. — Bibliothek. — Schlachtfeld von Prag (1757). — Fabriken Prags. — Schloß Brandeis. — Die Koechlin'sche Fabrik. — Schloß Tetschen. — Teplitz. — Reise des Königs von Preußen nach Teplitz. — Bäder in Lobkowitz. — Der Marschall Paskiewitsch. — Metallurgisches Etablissement von Platz. — Carlsbad. — Ellnbogen. — Eger. — Franzensbad. — Königswart. — Marienbad. — Riesenstein. — Schlachtfeld von Znaim. — Schlachtfeld von Collin. — Schlachtfeld von Lowositz. — Der Kaiser Nikolaus. — Geheimnißvolle Zusammenkunft. — Die Widersprüche in seinem Charakter. — Pillnitz. — Das Grüne Gewölbe in Dresden. — Die Meißner Porzellanfabrik. — Die Sächsische Schweiz. — Lager von Pirna. — Freiberg. — Colonie der Mährischen Brüder. — Friedland. — Königsgrätz. — Josephstadt. — Hammerwerke von Brünn. — Der Spielberg. — Marcheck. — Die Familie Liechtenstein. — Schloß Malaczka, dem Fürsten Palffy gehörig. — Der Winter in Wien. — Der Herzog von Bordeaux. — Studien über die Puddelöfen. —

Zwei Dinge haben in den letzten Jahren meinen Geist hauptsächlich beschäftigt. Die Revision der Denk-

würdigkeiten meines Lebens, und die Beschreibung meiner Reise in den Jahren 1834 und 1835. Ich hatte mir selbst die Pflicht auferlegt, das erstgenannte Werk im Jahre 1834 zu beendigen, bevor ich Wien verließ, und ich habe sie erfüllt, denn ich hielt es für meine Schuldigkeit, das Schicksal eines Werkes, das in der Geschichte meiner Zeit einiges Gewicht haben wird, zu sichern, bevor ich mich neuen Wechselfällen aussetzte. Da ich von denen, welche den außerordentlichen Mann, der eine so große Rolle in seinem Jahrhundert gespielt hat, beim Beginn seiner Laufbahn umgaben, der einzige noch Lebende bin, und keiner von denen, welche ihm gegenüber die nämliche Stellung einnahmen wie ich, etwas geschrieben hat, so werden meine Worte einigen Werth haben. Ich hoffe, daß der Geist der Wahrheit, der mich beseelt, meinen Schriften in den Augen der Nachwelt den verdienten Glauben verschaffen wird. Da ich frühzeitig und mein ganzes Leben hindurch bei den großen Ereignissen dieses mährchenhaften Zeitraums von achtzehn Jahren, während welchem so viele fast unglaubliche Wunder auf einander folgten, bis noch größere Unglücksfälle sie beendigten und schlossen, handelnd aufgetreten bin, habe ich sowohl in Bezug auf die Dinge als auf die Menschen viel gesehen. Da ich mit einem guten Gedächtniß begabt bin, und überdies das außerordentliche Glück gehabt habe, nicht ein einziges wichtiges Papier zu verlieren, habe ich mir die Thatsachen vollständig zurückrufen können. Alle Ereignisse sind meinem Geiste noch gegenwärtig. Die Lecture meiner Denkwürdigkeiten wird demnach zur Aufklärung über den Werth des Gewäsches der Menge von Charlatanen dienen, von denen es zu unserer Zeit und in unserem Lande wimmelt, und die ihre Sprache je nach den Zeitumständen und den Tagesinteressen ändern und modificiren.

Das zweite Werk, die Beschreibung meiner Reisen,

muß als ein Theil meiner Denkwürdigkeiten betrachtet werden, aber da die Natur der Gegenstände, die es behandelt, ein sofortiges Erscheinen erheischte, weil es sich um Fragen der Gegenwart handelte, hielt ich es für angemessen, sie ohne Verzug erscheinen zu lassen. Die Zusammenstellung derselben war eine höchst interessante Arbeit, und ihre Herausgabe ein Motiv zu lebhafter Besorgniß. Die Rolle eines Schriftstellers, die ich übernahm und welche die Kritik zur Begleiterin hat, war wohl geeignet, mich ängstlich zu machen. Mein Name konnte nationale Leidenschaften erwecken und mir eine ungerechte und heftige Kritik zuziehen. Meine Freunde in Paris, deren Zuneigung zu mir aufrichtig ist und zu deren Einsicht ich wohlbegründetes Zutrauen habe, riethen mir von der Herausgabe ab; andere Freunde, die im Auslande wohnten, waren entgegengesetzter Meinung. Nach einigem Schwanken entschied ich mich dahin, mein Werk drucken zu lassen, und ich danke dem Himmel, daß er mir den Muth zu diesem Entschlusse gab. Uebereinstimmende Lobeserhebungen aller Parteien, der Journale aller Meinungen waren der Lohn meiner Mühen. Ich hatte einen solchen Erfolg nicht geträumt, und es war eine glückliche Episode meines späten Alters. So kann ich mir nur Glück wünschen, daß ich im Jahre 1834 in einem Alter von sechzig Jahren eine Reise von mehr als dreitausend (franz.) Meilen nach verschiedenen Himmelsstrichen unternahm. Ich habe so einige Jahre nützlich angewendet, die ich außerdem in Müssiggang verbracht haben würde. Ich habe meine Kenntnisse bereichert, und ich habe mich über die Zukunft eines Landes aufgeklärt, dessen Geschick Europa noch lange ernstlich beschäftigen wird; ich habe die Erinnerungen meiner Jugend wieder wach gerufen; ich habe endlich Gelegenheit gehabt, überall jene Beweise von Rücksicht und Achtung zu erhalten, welche im Unglück und Mißgeschick noch viel schmeichel-

hafter sind, als im Glück. Ich wiederhole es, ein letzter Sonnenstrahl hat mein Leben erhellt, und ich fand den wohlthuendsten und tröstlichsten Genuß in der Reise selbst, wie in den Erinnerungen, die sie in mir zurückgelassen, in der darauf folgenden Herausgabe derselben und in dem Erfolg, den ihr Erscheinen im Buchhandel begleitete.

Etwas, was ich in meinen Erzählungen noch nicht erwähnt habe, und was hier seinen Platz finden muß, ist die Mühe, die sich bei meiner Anwesenheit in Rußland der General Witt unaufhörlich gab, mich für den russischen Dienst zu gewinnen; aber treu den Erinnerungen meiner Jugend und den Neigungen meines ganzen Lebens, wollte ich nicht in die Gefahr kommen, gegen mein Vaterland kämpfen zu müssen, oder doch mich über sein Unglück und seine Niederlagen zu freuen. Ich gestehe, daß ich, der ich durch und durch Soldat bin, in große Versuchung kam, einem Souverain zu dienen, den ich liebe und bewundere, und der mich mit seinem Wohlwollen beehrt, in einem Lande, wo die Würde, mit der ich bekleidet war, mich über die vornehmsten Cavaliere und in die ersten Reihen einer zahlreichen, schönen und guten Armee gestellt haben würde. Ich kann nicht verhehlen, daß meine abschlägige Antwort eine der größten Tugendanstrengungen war, die ich jemals zu machen hatte.

Auf meine Rückkehr aus dem Orient folgte ein Aufenhalt in Italien von mehr als einem Jahre, der mir ganz besondere Genüsse bereitete. Die Reize des Aufenthalts in Rom, wenn er länger währt und frei von allen Geschäften ist, sind nicht zu beschreiben. Indem ich den Genuß eines süßen dolce far niente mit dem Studium der Alterthümer verband, lebte ich unter tausendfachen Erinnerungen und in dem wirklichen Wohlbehagen, das nur Italien zu bieten ver-

mag. Wichtige Interessen riefen mich im Jahre 1836 nach Wien zurück.

Auf der Reise dorthin hielt ich mich in Florenz auf, welches ich seit sechsunddreißig Jahren nicht gesehen hatte. Diese Stadt schien mir trotz ihres eigenthümlichen und imponirenden Characters, trotz ihrer festungsähnlichen Paläste, welche so zu sagen ihre Geschichte en relief vorstellen, trotz ihrer Schätze, trotz der Meisterwerke der Kunst, die sie besitzt, und trotz des Talents, mit welchem sie dieselben zur Geltung bringt; trotz alledem, sage ich, erschien sie mir als eine Stadt untergeordneten Ranges. Indessen verlieh ein besonderer Umstand meiner Durchreise Interesse.

Ich besuchte Fossombroni, einen der bedeutendsten Gelehrten unserer Zeit, einen großen Mathematiker, der in Folge eines sonderbaren Naturspiels dem berühmten Lagrange, demjenigen Gelehrten, welcher am würdigsten ist, mit Newton verglichen zu werden, von Gesicht auffallend ähnlich sieht. Fossombroni, welcher zur Zeit Ministerstaatssekretär des Großherzogs war, hatte mich gerade an demselben Tage vor vierzig Jahren zur Audienz beim Großherzog Ferdinand, dem Vater des regierenden Fürsten, geführt, als ich vom General Bonaparte, in dem Augenblicke, wo die Armee nach Livorno marschirte, zu diesem Souverain abgesandt wurde.

Am meisten fiel mir in Florenz der Character der Einwohner auf. Das toskanische Volk besitzt die Vorzüge der übrigen Italiener, ohne ihre Fehler zu haben. Die ihm eigenen Tugenden sind eine große Sanftmuth, ein Ordnungsgeist und eine aufrichtige Achtung vor den Gesetzen, und vor Allem ein ausgezeichneter Geschmack und ein seltener Sinn für Alles, was sich auf die schönen Künste bezieht. Später, wenn ich Muße habe, werde ich meine Beobachtungen über Rom und Florenz ordnen.

Jetzt will ich mich beeilen, bei einer andern Epoche anzukommen, in der mich Erzählungen von allgemeinem Interesse beschäftigen werden.

Nachdem ich vierzehn Tage in Florenz verweilt hatte, setzte ich meine Reise fort und ging nach Turin, um dort einige Freunde zu besuchen. Ich traf daselbst die Marquise von Podenas, welche hier wohnt, eine Frau von hochgebildetem Geiste, die seit langer Zeit meine unwandelbare Zuneigung besitzt. Am 14. Juli kam ich in Wien an. Die Cholera herrschte dort zur Zeit mit großer Heftigkeit. Es war das zweite Mal, und sie trat verheerender auf als das erste Mal, denn die Sterblichkeit war auffallend groß. Aber, wie man sich an Alles, selbst an die größten Uebel gewöhnt, man dachte gar nicht mehr daran und auf den größten Schrecken war die vollständigste Gleichgültigkeit und das blindeste Vertrauen bei der Bevölkerung gefolgt.

Der Hof traf Anstalt, sich nach Böhmen zu begeben, wo der Kaiser und die Kaiserin gekrönt werden sollten. Ich wurde durch das Ordnen meiner Reisebeschreibung in Wien zurückgehalten und konnte mich nicht daselbst einfinden, was ich sehr bedauerte. Diese Ceremonie hat einen eigenthümlichen Character und bietet ein in der Welt einzig dastehendes Beispiel von Galanterie dar. Die Ceremonie der Krönung der Königin findet für sich statt. Ein eigner Tag ist dazu bestimmt, und dieser ist ausschließlich den Frauen gewidmet. Sie versehen dabei die Functionen ihrer Männer. Sie herrschen ungetheilt und ohne Widerspruch, und mit Ausnahme des Capitains der Garden, welcher derselbe bleibt, werden alle höheren Würdenträger, alle Chargen durch Frauen repräsentirt.

Der Kaiser und die Männer befinden sich unter den Zuschauern. Am folgenden Tage kehrt Alles in seine frühere Ordnung zurück und Jeder beginnt seine

gewöhnliche Lebensweise und die Ausübung der Rechte wieder, die ihm die Gesellschaft gegeben hat.

Der Winter verging, wie immer, einförmig, und das Erscheinen meines Werks erfolgte im Frühjahr. Ich kann nicht beschreiben, welche Freude ich empfand, als ich vernahm, daß alle Stimmen sich vereinigten, meine Beobachtungen zu würdigen und deren Richtigkeit und Interesse anzuerkennen. Kurz, ich kann nicht sagen, wie glücklich es mich machte, da ich sah, daß selbst meine Feinde ihren Haß verleugneten und ihre feindseligen Gesinnungen bei Seite setzten, um mir Complimente zu sagen und mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dieses Resultat hat mein Herz tief gerührt und mir, ich gestehe es, einen Augenblick innern Glücks bereitet, welches ich nie mehr empfinden zu können glaubte.

Reise nach Böhmen.

Ich hatte Böhmen, dieses so merkwürdige und so interessante Land, noch nicht besucht. Als der Sommer von 1837 gekommen war, entschloß ich mich, diese Reise zu unternehmen. Ich sah mir einen Theil dieser Provinz auf das Genaueste an und bewunderte die Kraft, mit der die Industrie sich dort entfaltet. Auch der Ackerbau blüht in einigen Bezirken; aber in andern wird er sehr vernachlässigt. Im Ganzen erfreut sich diese Provinz des Kaiserstaats eines seltenen Gedeihens, das in fortwährendem Wachsen begriffen ist. Die Natur hat sie mit großen Schätzen ausgestattet, und ihre Industrie ist schon sehr alt. Seit einem halben Jahrhundert fabricirt es zu sehr niedrigem Preise Krystallglas, das Alles übertrifft, was Frankreich,

England und andere Länder liefern. Fabriken für weiße und gedruckte Baumwollenwaaren, ähnlich denen in unserm Elsaß, sind dort allerwärts entstanden. Das Brennmaterial ist überall sehr wohlfeil, denn man hat nicht nur Waldungen, welche unverwüstlich scheinen, sondern auch vortreffliche Steinkohlengruben, die man als unerschöpflich betrachten darf. Der Pilsener Kreis ist nur ein einziges Kohlenflötz, welches den Bedarf aller Fabriken Europa's liefern könnte. Außer diesen Kohlen findet man überall sehr reiche Lager von Eisenerz, welche eine Menge Hohöfen speisen. Daher erheben sich denn auch allenthalben immer noch mehr, und trotz der fabelhaften Zunahme der Production vermag dieselbe dem Bedürfniß noch nicht zu genügen. Die Regierung muß unaufhörlich die Erlaubniß geben, fremdes Eisen einzuführen. Ein Wort wird hinreichen, um sich einen Begriff von diesem Stande der Dinge zu machen. Vor fünfundzwanzig Jahren überstieg der Gesammtertrag der Eisenproduction in den österreichischen Staaten, mit Ausschluß Ungarns, nicht 450,000 Tonnen, und heute ist sie auf mehr als 2,500,000 Tonnen gestiegen und täglich verbreitet sich die Anwendung von Eisen bei Civil-Bauten.

Ich wollte zuerst die Etablissements des Fürsten Schwarzenberg besuchen und reiste Ende Juni von Wien ab. Die Güter, die einige Familien besitzen, sind von ungeheurer Ausdehnung, so groß, daß die Bewohner Frankreichs meinen Angaben kaum glauben werden. Und doch sind die größten Herrschaften in Böhmen, Mähren und Gallizien noch nichts im Vergleich zu denen in Ungarn. Auszunehmen sind davon jedoch Ober- und Nieder-Oesterreich und Tyrol, denn diese Länder sind ganz anders constituirt. In diesen letzteren Provinzen haben die Grundherren zwar ihre gutsherrlichen Rechte behalten, aber fast gar kein Grundeigenthum, und beinahe der ganze Grund und Boden

ist im Besitz der Bauern. Ein nachtheiliger Einfluß auf die Grundherren, ein Fehler der Verwaltung, haben dazu beigetragen, die Colonisten übermäßig zu vermehren, der große Grundbesitz, das Fundament und die Lebensbedingung einer guten Landwirthschaft, ist unwiederbringlich verschwunden.

Es sind zum Nutzen vieler Bauern in Oberösterreich kleine Ansiedelungen entstanden, wodurch diese durch große Vorrechte begünstigte Bevölkerung reich geworden ist; aber anderwärts ist es nicht so, und weder die Gutsherren noch die Bauern bringen es über ein gewisses Maaß von Wohlhabenheit.

Die Güter des Fürsten Schwarzenberg sind ungeheuer groß, aber sie sind noch lange nicht auf ihren ganzen Werth gebracht. Das Klima dieses Theils von Böhmen ist übrigens das ungünstigste. Obwohl im Süden der Provinz gelegen, ist dasselbe wegen seiner hohen Lage sehr kalt. Die Grundlage dieser weitläufigen Domainen bildet das Herzogthum Krumau, mit welchem sehr schöne Privilegien verbunden sind, unter andern das Recht, Soldaten zu halten, ein Privilegium, das er übrigens nicht benutzt und auf welches er thatsächlich verzichtet zu haben scheint. Die Waldungen, welche die Berge bedecken, gehören ihm. In diesen Bezirken besitzt er deren hundertundvierzigtausend Joch, das sind ungefähr hunderttausend Hectaren. Die Verwerthung geschieht durch vollständiges Niederschlagen, nach einer Schonung von hundert bis hundertzwanzig Jahren, ein System, welches mir weniger gut scheint, als das in Frankreich befolgte, wo man eine Reserve von Bäumen verschiedenen Alters stehen läßt; aber vielleicht ist es zweckmäßiger für Waldungen, die nur aus Nadelholz bestehen, dessen Wachsthum langsam von Statten geht. Jedes Joch von sechszehnhundert Quadrattoisen giebt einen Ertrag von hundertzwanzig Klaftern zu achthundert Kubikfuß Inhalt.

Ich begab mich auf ein prächtiges Schloß, welches zum Frühlingsaufenthalt bestimmt ist, nach Rothenhof, wo ich den Fürsten und die Fürstin von Schwarzenberg antraf. Auf dem Wege dahin war ich durch die Stadt Budweis gekommen, die in einer weiten Ebene liegt, welche fast ganz dem Fürsten Schwarzenberg gehört. Die Stadt Budweis gleicht allen deutschen Städten dritten Ranges, welche alle nach dem nämlichen Plane gebaut sind. — Sie besteht aus einem großen Platze mit Arkaden rings herum, und aus farbig angestrichenen Häusern mit dem Giebel nach der Straßenseite. Diese Stadt enthält ein Artilleriedepot. Es ist schwer zu begreifen, warum man hierzu eine offene Stadt gewählt hat, die sehr nahe an der Grenze liegt.

Von Budweis kam ich nach Krumau, einer Stadt von sechstausend Seelen und Hauptort des Herzogthums. Hier wird die Gegend unfreundlich und rauh. Das Schloß, welches auf einem steilen Felsen erbaut ist und hart an dem Flusse liegt, welcher, obgleich noch nahe an seiner Quelle, doch bald schiffbar wird, beherrscht die ganze Gegend. Es ist ein ungeheures Gebäude ohne bestimmte Architectur. Ein sehr großer französischer Garten ist auf den benachbarten Höhen angelegt. Um diesen mit dem Schlosse in Verbindung zu setzen, hat man über das Thal einen Viaduct von enormer Breite gebaut, der als bedeckter Weg dient.

Dieses Schloß ist ein schönes Familiendenkmal. Sein Aeußeres macht einen gefälligen Eindruck; aber als Wohnung scheint es mir einer der unangenehmsten Aufenthaltsorte zu sein, den man wählen kann. Die gegenwärtigen Besitzer wohnen auch niemals hier. Im Frühling und im Sommer residiren sie in Rothenhof und im Herbste in Frauenberg, einem Schlosse, das am Anfange des Plateau's liegt, welcher die Ebene von Budweis beherrscht, jenseit der vorbeiströmenden

Moldau, und mitten in den herrlichsten Gefilden Europa's. Das Thal, welches von Krumau nach Rothenhof führt, ist reizend und einsam, ohne traurig zu sein. Es bietet schöne Fernsichten dar und zeigt eine reiche und schöne Vegetation.

Das Schloß ist von mäßigem Umfange, aber der sehr weitläufige Garten enthält die schönsten und werthvollsten Bäume.

Am folgenden Morgen trat ich mit dem Fürsten die Rundreise an, die wir uns vorgenommen hatten. Die Güter, die wir besuchen wollten, sind von etwa zwanzigtausend Unterthanen bewohnt. Alle sind ihm zu zahlreichen Frohndiensten*) verpflichtet, die sie aber zum größten Theile in Geld zu einem sehr niedrigen Preise ablösen. Jede Haushaltung hat zweiundfunfzig Arbeitstage mit einem Gespann oder das Doppelte mit einem Tagelöhner zu leisten. Man verlangt in Natura nur das zur Bestellung der Domainen des Grundherrn unumgänglich nöthige Arbeitsquantum, oder auch im Falle der Weigerung von Seiten des Bauern die Bezahlung des Werths seiner Frohndienste nach einer sehr billigen Taxe in Gelde. Diese Frohndienste, welche unseren gegenwärtigen Sitten so sehr widerstreiten, waren ursprünglich sehr vortheilhaft für alle Theile. Sie sind das Ergebniß eines Vertrags, eines Uebereinkommens, dessen Bedingungen für beide contrahirende Theile günstig waren. Ein Grundherr hatte Ländereien

---

*) Aufgehoben im Jahre 1848 und durch alle späteren Gesetze. Alle Frohndienste und Feudallasten sind in Geld verwandelt und werden durch ein Kapital abgelöst, wovon ein Dritttheil vom Staate, das andere Dritttheil von den Frohnpflichtigen und das dritte Dritttheil von dem Besitzer getragen wird, welcher sich sonach mit zwei Dritttheilen der Ablösungssumme begnügen mußte, die ihm in Staatsobligationen, welche auf die freigewordenen Güter hypothecirt sind, bezahlt wurden.

(Anmerkung des Herausgebers.)

und Mangel an Händen zu deren Cultivirung; die Bauern hatten Kinder und kein Land, um sie zu beschäftigen, und Jeder gab dem Andern, was ihm fehlte.

So große Waldungen, wie die des Fürsten von Schwarzenberg, die aber so entfernt von Orten sind, die einen großen Verbrauch haben, können nur dann Gewinn bringen, wenn man die Hölzer weit versenden kann. Es sind daher alle Bäche, die sich in die größeren Flüsse ergießen, dazu eingerichtet, daß sie diesen Flüssen zugleich mit ihrem Tribut an Wasser auch Holz zuführen.

Kleine Teiche, welche bestimmt sind, eine hinlängliche Wassermasse zu liefern, und die Regulirung des Laufs dieser Flüsse haben die Frage auf eine leichte und ökonomische Weise gelöst. Aber das Holz kann auf natürlichem Wege nur nach Böhmen gehen, weil dies die Richtung aller Flüsse ist, und da dies Land außerordentlich reich an Holz ist, so hat es dort nur geringen Werth. In diesen südlichen Gegenden Böhmens ist kein Eisenerz in der Nähe. Anstatt der Eisenwerke hat man daher zahlreiche Krystallglasfabriken angelegt, welche sich einer großen Prosperität erfreuen. Sie sind jedoch noch nicht hinlänglich, um den Verbrauch des so überreichlichen Brennmaterials zu einem angemessenen Preise zu sichern. Man hat daher auf Mittel gedacht, das Holz nach Oesterreich und nach Wien zu schaffen, wo demselben ein ziemlich hoher Preis gesichert ist. Zu diesem Zweck hat man einen nicht sehr hohen Gebirgspaß, welcher den Uebergang aus dem Bassin der Moldau in das der Donau gestattet, zur Erbauung eines Canals auf halber Höhe des Abhanges der Gebirgskette, welche beide Provinzen trennt, benutzt. Er ist hoch genug angelegt, um den Gebirgspaß überschreiten zu können, und tief genug, um so viel als möglich das Wasser und Holz der oberen Regionen aufnehmen zu

können. Um endlich die Benutzung derselben noch zu vermehren, hat man an passenden Orten schiefe Flächen angelegt, und vermittelst eigens construirter Karren wird das Holz so von der Moldau in einen Canal gebracht, von welchem aus es in einen Floßgraben gelangt, der es an das Ufer der Donau bringt. Von dort wird es auf großen Kähnen nach Wien verschifft. Auf diesem Wege kommen jährlich wenigstens dreißigtausend Klaftern Holz in die genannte Stadt.

Der Canal ist ein wahrhaft monumentales Bauwerk. Er wurde von dem Großvater des Fürsten Adolph begonnen, und vom Fürsten Joseph beendigt. Seine Länge beträgt siebenundzwanzigtausend Toisen, seine Breite ist auf dem Grunde nur ein Toise, und am oberen Rande zwei. Die Tiefe ist bedeutend. Da er auf der Mitte des Abhanges angelegt ist, kann er auch sehr gut zur Wiesenbewässerung benutzt werden, eine Sache von hoher Wichtigkeit, die dem jetzigen Besitzer sehr am Herzen liegt.

Der Canal läuft durch einen Tunnel von zweihundertzwanzig Toisen, um einen Gebirgsausläufer, der ihn sehr verlängert haben würde, zu vermeiden. Dieses ganze Flössungssystem ist sehr gut angelegt und geregelt. Es war das einzige Mittel, um einen angemessenen Nutzen aus diesen ungeheuren Wäldern zu ziehen.

Der Fürst Adolph verwaltet seine Güter mit großer Ordnung. Er hat das System angenommen, soviel als möglich die directe Bewirthschaftung, der er sich widmen muß, zu beschränken. Gegenwärtig übersteigen die Felder, welche auf seine Rechnung mit dem Pfluge cultivirt werden, nicht 18,000 Joch oder 10,000 Hectaren; aber es sind 40,000 Joch Wiesen vorhanden, deren Ertrag er einärndtet, oder die er verpachtet. Seine Merinoheerden belaufen sich auf 50,000 Stück. Seine künstlichen Teiche, welche abwechselnd

bebaut und mit Fischen besetzt werden, bringen ihm 130,000 Franken ein. Die Brauereien figuriren glänzend in seinen Revenuen mit 140,000 Franken und er bezahlt 500,000 Franken Steuern.

Dies sind die Grundlagen dieses kolossalen Vermögens, welches eine gute Verwaltung noch bedeutend vermehren würde. Ich könnte noch auf tausend interessante Einzelnheiten eingehen, aber ich glaubte mich darauf beschränken zu müssen, die Masse und die Resultate zu zeigen.

Die schönen Krystallglasfabriken, deren es eine große Menge giebt, stehen in schönster Blüthe. Seit vielen Jahren ist dieser Industriezweig Böhmen eigenthümlich. Die französischen Fabriken stehen ihnen weit nach und kommen ihnen in der Schönheit der Erzeugnisse nicht gleich. Die Weiße, die Pracht der Farben stellen sie auch hoch über die englischen Fabriken, in denen man das Blei dem Kalke vorzieht.

Jeden Tag entstehen neue Fabriken. Sie werden für Rechnung der Fabrikanten betrieben und der Grundherr, dessen Namen sie tragen, hat keinen andern Antheil daran, als daß sie sich auf seinem Grund und Boden befinden. Das Holz, welches er ihnen für einen bestimmten Preis verkauft, sichert ihnen die Feuerung. Wir besuchten mehrere davon, und besonders die, welche den Namen Leonorenhain (nach dem Namen der Fürstin von Schwarzenberg) führt, wo wir übernachteten.

Im Jahre 1833 existirte dort noch nichts Derartiges. Ein sehr talentvoller, ich möchte fast sagen ein genialer Fabrikant, Sohn eines einfachen Handwerkers, Namens Mayer, hat die Fabrik wie durch Zauberei in's Leben gerufen. Eine öde und traurige Gegend hat er in ein reizendes Thal verwandelt. Drei Oefen sind erbaut, dreißig Arbeiter und dreiundneunzig Schleifer sind darin beschäftigt. Die schönsten Glaswaaren gehen

aus ihren Händen hervor und werden dem Publikum um einen sehr billigen Preis verkauft. Indessen fürchtet dieser Fabrikant die Concurrenz Frankreichs für seine Ausfuhr nach Italien.

Herr Mayer hat die Construction der Oefen auf eine vortheilhafte Weise modificirt. Er ist Erfinder der schönen blauen Farbe, woraus er übrigens ein Geheimniß macht. Er hat mir folgende Andeutungen über die Betriebsweise seiner Fabrik gegeben. Es wird ununterbrochen gearbeitet und die Oefen werden erst nach Verlauf von achtundzwanzig bis dreißig Wochen ausgelöscht. Jeder Ofen enthält sieben Tiegel, in denen die Urstoffe, Kieselerde, Pottasche oder Soda und Kalk geschmolzen werden. Zwanzig bis vierundzwanzig Stunden sind erforderlich, um den Teig in den gehörigen Zustand zu bringen. Dann kommt er in die Hände der Arbeiter. Nach etwa zehnstündiger Arbeit sind die Tiegel leer. Man füllt sie von Neuem und die Arbeiter ruhen aus, bis die Arbeit wieder beginnt.

Ich besuchte ferner mehrere landwirthschaftliche Etablissements. Ich fand die Schafe von guter Race, aber von sehr kleiner Statur. Zweierlei schien mir bemerkenswerth. Man füttert die Kühe mit Stroh, das man vorher einer Gährung unterwirft, bei der sich Alkohol entwickelt, und das in dem Augenblicke, wo man es den Thieren giebt, eine erhöhte Temperatur hat. Zu dem Ende legt man es in Schichten auf einander, die man mit Salz bestreut. Diese Schichten werden angefeuchtet und in Bottichen von drei Fuß Höhe, die auf einer Seite offen sind, gehörig gepreßt. Nach Verlauf einer gewissen Zeit, wenn das Stroh einen Alkoholgeruch verbreitet, giebt man es dem Vieh, das dieses Futter sehr gern frißt. Durch dieses Verfahren geben die Kühe sehr viel Milch, und man erzielt eine große Ersparniß. Man hat mir auch gesagt, daß die Kühe, die mit grünem Roggen gefüttert werden, vier-

[illegible] Weiß geben, als die mit grünem Klee ge- [illegible].

[illegible] ich [illegible] die Etablissements [illegible] verließ, eine [illegible] Augen [illegible]. Ihre [illegible] ist [illegible] ein Apparat zum [illegible] welcher durch eine [illegible]. Man gewinnt jährlich [illegible] Gulden, welche großentheils [illegible].

[illegible] und schlug die [illegible] der ersten zwei [illegible] abwechselnd und [illegible] sind mit Holz [illegible] einen recht hübschen [illegible] verschönern sie beständig [illegible] verändert die Ge- [illegible] und kahle Plateaus um- [illegible] dem Blicke.

[illegible] einem Plateau des linken [illegible] einen herrlichen [illegible] beim ersten Eintritt sehr [illegible] Ihre befestigte Enceinte, [illegible] nur als ein verschanztes Lager [illegible].

Ich [illegible] den Oberstburggrafen [illegible] welchen ich mir zur Verfügung [illegible] die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu [illegible]. Ich [illegible] auch den Commandanten der Provinz, einen [illegible] Franzosen, den Grafen von [illegible], welcher einen deutschen Namen angenommen hat und sich jetzt Graf von Mensdorff nennt. Er hat durch seine Verheirathung mit einer Prinzessin von Koburg, Schwester des regierenden Herzogs, großes Glück gemacht, und ist jetzt Schwager des Königs von Belgien, Oheim der Königin von England, des

Königs von Portugal, des Herzogs von Nemours u. s. w.

Die Eintheilung Deutschlands in kleine Fürstenthümer, deren Fürsten in gleichem Range mit den gekrönten Häuptern stehen, führt zu ungewöhnlichen Verbindungen und verleiht der deutschen Aristokratie einen eigenthümlichen Character. Der Reichthum erhebt einige dieser Zwischenfürsten, während die Armuth oder der Zufall andere zurückbringt, und so kommt es vor, daß Privatleute mit Königen nahe verwandt sind, was den Adel erhebt und die Inhaber der Throne herabzieht.

Aus dieser Inconvenienz entspringt wenigstens ein Nutzen: die Könige werden dadurch erinnert, daß, wenn man ihnen auch Achtung zollt und Huldigungen darbringt, sie deshalb doch der Menschheit nicht fern stehen, wie gewisse Personen aus königlichem Geschlecht, die ich sehr gut kenne, zu glauben scheinen.

Die Stadt Prag ist der genauesten Betrachtung werth. Sie zeigt das Gepräge einer großen, herabgekommenen Hauptstadt, die sich aber durch eine lebhafte Industrie wieder hebt und bereichert. Die Schönheit ihrer Paläste, deren Bauart an Italien erinnert, verleiht ihr eine imposante Physiognomie.

Der Hradschin, der älteste Theil der Stadt, enthält die königliche Burg, die Domkirche, das Museum und die Wohnungen der angesehensten Standesherren.

Die Burg ist geräumig, aber ohne bestimmte Bauart und ohne ausgeprägten Character. Ich besuchte den Saal, im welchem man beim Beginn der Reformation verschiedene Mitglieder der Stände aus dem Fenster warf, welche größtentheils durch eine Art von Wunder gerettet wurden. Der Stände- und Ceremoniensaal ist groß und schön, jedoch ein wenig zu niedrig und dürftig verziert. Der Festsaal, der spanische Saal genannt, ist prächtig und zeigt die schön-

sten Verhältnisse. Joseph II., welcher das Bedürfniß fühlte, alles Große und an wichtige Begebenheiten Erinnernde zu erniedrigen und zu schänden, hatte den Palast in eine Kaserne verwandelt, aber Franz I., der von einem bessern Geiste beseelt war, hat Alles so wieder hergestellt, wie es früher war.

Die Domkirche stößt unmittelbar an die Burg. Das Chor allein ist fertig, das Schiff und die Nebenschiffe sind nur projectirt. Daher ist diese Kirche klein, aber von schöner gothischer Bauart. Eine Menge reich verzierter Kapellen sind rings herum angebracht. Der heilige Wenzeslaus, König von Böhmen, ist darin begraben. Die Kirche ist dem Heiligen Johann Nepomuk geweiht, einem Heiligen, der im ganzen Lande in hohem Ansehen steht. Die exilirte französische Königsfamilie, welche während ihres Aufenthaltes in Prag ihre Andacht in dieser Kirche verrichtete, hat sie mit sehr schönen Geräthen beschenkt. Karl X. hat ihr unter andern eine funfzehn Pfund schwere Monstranz von kostbarer Arbeit geschenkt. Ein schönes Gemälde ist über dem Hochaltar angebracht; es ist von Johann von Maubeuge und stellt den heiligen Lucas dar, wie er das Bild der heiligen Jungfrau malt.

Nach der Kirche besuchte ich das Museum. Der Bildersaal besteht aus zahlreichen Gemälden, welche in einem Lokal aufgehängt sind, und die verschiedenen Privatleuten gehören. Es ist begreiflich, daß man bei solchen Elementen nicht difficil in der Zulassung derselben gewesen ist. Indessen befinden sich ein schöner Titian, einige Carlo Dolce's und besonders schöne Bilder aus der deutschen Schule darunter.

Nach der Gemäldegalerie besuchte ich das Nationalmuseum, eine Sammlung werthvoller Gegenstände, welche durch eine Gesellschaft gegründet ist und von derselben unterhalten wird. Ueberhaupt sind viele gemeinnützige Anstalten auf Kosten von Privaten gegrün-

det worden. Es herrscht unter dem böhmischen Adel viel Patriotismus und ein hochherziger Sinn für den Nationalruhm. In dem Nationalmuseum befindet sich ferner eine Sammlung von Mineralien und naturgeschichtlichen Gegenständen, die wissenschaftlich geordnet und ein Geschenk des Grafen von Sternberg ist, eines ausgezeichneten Gelehrten und Begründers und Wohlthäters dieses Instituts. Die Bibliothek, die sich jeden Tag vermehrt, enthält sechshundert kostbare Manuscripte. Auch enthält dieses Museum eine vollständige Sammlung von böhmischen Medaillen und Münzen, aus nicht weniger als sechstausend Stück bestehend. Das Studium dieser Medaillen und Münzen würde in vielfacher Beziehung von großem Interesse sein. Ich wünschte das Schlachtfeld vom 6. Mai 1757 zu sehen, wo Friedrich der Große einen glänzenden Sieg über die österreichische Armee erfocht. Der Obristlieutenant Rondolphe (?), vom Regiment Latour, holte mich ab, um mich mit den nöthigen Karten und Plänen hinzuführen. Der Prinz Carl von Lothringen commandirte die österreichische Armee, welche um zehntausend Mann stärker war als die preußische; aber die Dispositionen dieses Generals waren von der Art, daß ihm der Sieg entschlüpfen mußte. Niemals wurde eine Armee ungeschickter geführt. Der König von Preußen kam mit drei Armeecorps von Sachsen her auf dem linken Ufer der Moldau an. Der Feldmarschall Schwerin, welcher zwei Corps commandirte, kam aus Schlesien. Die Vereinigung dieser beiden Theile der preußischen Armee erforderte demnach den Uebergang über zwei Flüsse, die Moldau und die Elbe. Die österreichische Armee, welche zwischen diesen beiden Flüssen stand, trennte die preußische Armee und war auf der einen Seite durch die Elbe, auf der andern Seite durch die Moldau gedeckt, und überdies setzte der Besitz von Prag sie in den Stand,

erforderlichenfalls auf beiden Ufern der Moldau zu manövriren.

Nach den Regeln des gesunden Verstandes mußte die österreichische Armee zwei (franz.) Meilen von Prag ihr Lager aufschlagen und beide feindliche Armeen zugleich beobachten, um die erste, die einen von beiden Flüssen überschreiten sollte, anzugreifen, während sie den Uebergang der andern verhinderte. Sie konnte auch noch ein anderes Verfahren einschlagen, nämlich ein Detachement von sieben- bis achttausend Mann abschicken, um Schwerin den Uebergang über den Fluß zu wehren, und unverzüglich den König von Preußen angreifen und verfolgen, indem sie über Prag debouchirte und am linken Ufer der Moldau herabging. So hätte sie ihm eine Streitmacht entgegenstellen können, welche doppelt so stark war als die seinige, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde sie gesiegt haben, da sie mit so überlegenen Streitkräften kämpfte und den Feind auf seinem Marsch überfiel. Anstatt dessen blieb sie bei Prag und unter den Kanonen dieser Stadt.

Der König von Preußen aber ging am 4. Mai, ohne behindert zu werden und ohne irgend ein Gefecht zu bestehen, über die Moldau, zwei (franz.) Meilen von Prag, während Schwerin am 5. bei Brandeis über die Elbe ging. So wurde die Vereinigung der beiden Corps bewerkstelligt. Man sollte fast glauben, der König von Preußen machte, nur um seine Geringschätzung des vor ihm stehenden Feindes zu beweisen, eine Bewegung, die ihm verderblich werden konnte. Er führte angesichts der feindlichen Armee einen Flankenmarsch von mehrern Stunden aus, dann machte er Schwenkung nach rechts, formirte sich eine Meile von Prag parallel mit dem Feinde, den Rücken der Elbe, die Front der Stadt zugekehrt, wodurch er sich von seinen Uebergangspunkt entfernte und jede gesicherte Verbindung mit den Truppen, die er zur Besetzung der Brük-

ten zurückgelassen hatte, aufgab. Am 6. griff er an, indem er den rechten Flügel der Oesterreicher einschloß und seinen linken Flügel mehr ausbreitete.

Die Oesterreicher stellten sich auf die ungeschickteste Art auf und schienen überrascht, obgleich ihnen die Bewegungen der Preußen seit mehrern Tagen bekannt waren. Sie placirten ihre Cavalerie auf den linken Flügel, das heißt auf ein schwieriges, coupirtes Terrain, in Thalgründe, aus welchen sie nicht herauskonnte, während der ungedeckt in einer offenen Ebene aufgestellte rechte Flügel von der preußischen Cavalerie erdrückt wurde. Das Terrain, welches ihren linken Flügel deckte, das der Schlüssel der Stellung war, und von wo aus die Oesterreicher, wenn sie debouchirten, die Preußen sehr in die Enge hätten treiben können, war mit nur vier Bataillonen besetzt. In dieser schlechten Stellung blieben sie vor der Hand. Als sie angegriffen wurden, schlugen sie sich anfangs tapfer, aber ohne Selbstvertrauen. Jeder erkannte das Fehlerhafte der Dispositionen, und Alles gerieth in Unordnung, als die preußische Cavalerie den rechten Flügel umgangen hatte.

Der Prinz Karl von Lothringen wurde von diesem Ereignisse so heftig afficirt, daß er einen Schlaganfall bekam. Nie war ein General ungeschickter als er, nie handelte ein General unbesonnener, als der König von Preußen, denn dieser verdiente, auf diesem Schlachtfelde seinen Feldherrnruf zu verlieren. In der That, abgesehen von dem, was ich gesagt habe, war seine Lage noch schlimmer, weil der General Schwerin von Daun verfolgt wurde, der die preußische Armee im Rücken faßte. Aber Friedrich wußte, mit wem er es zu thun hatte.

Der Anblick dieses Schlachtfeldes weckte Betrachtungen in mir, die sich späterhin noch oft in meinem Geiste erneuert haben. Eine ganze Armee ist sehr zu

beklagen, wenn sie unfähigen Leuten anvertraut ist. Der Muth, die Instruction und die Disciplin reichen nicht aus. Man muß auch die Elemente des Erfolgs zu handhaben verstehen. Wie kostbar auch die Metalle sein mögen, die Kunstwerke erhalten erst durch die Hand eines geschickten Arbeiters hohen Werth. Die österreichische Armee scheint zu allen Zeiten dazu bestimmt gewesen zu sein, die stärksten und schmerzlichsten Verluste erleiden zu müssen, ohne daß sie deshalb je entmuthigt worden wäre und auf die Hoffnung verzichtet hätte, einen des Commando's würdigen Mann an ihrer Spitze zu sehen.

Nachdem die Schlacht von Prag gewonnen war, beschäftigte sich Friedrich damit, die Stadt zu belagern, aber in sechs Wochen gelang es ihm nicht sie zu nehmen. Die von ihm gelieferte und verlorene Schlacht von Collin zwang ihn, die Belagerung aufzuheben. Das Geschick dieser Schlacht hatte von einer ähnlichen Bewegung abgehangen, wie das der Schlacht von Prag. Die preußische Armee war mehrere Stunden lang vor der in Schlachtordnung aufgestellten österreichischen Armee defilirt. Diesmal wurde der König von Preußen für seine Zuversichtlichkeit bestraft, aber man begreift nicht, wie ein Mann wie er ein solches Manöver ausführen konnte. Es kann vorkommen, daß eine Armee sich auf der Flanke des Feindes formirt, und dies ist, wenn es in parallel marschirenden und sich gleichzeitig außerhalb der Kanonenschußweite deployirenden Colonnen geschieht, eine gute Bewegung. Ihre Richtung bestimmt im voraus diese Stellung, aber sie ist nicht das Resultat einer Defilade, welche die Colonnen verlängert und ein gefährliches Ausbreiten bewirkt, so daß der Feind Nutzen daraus ziehen kann. Auf der anderen Seite muß die preußische Armee sehr schlechte Ingenieure gehabt haben, da sie vor Prag scheiterte, das kaum den Namen einer

Festung verdient. Da sie ganz in der Nähe von dem Ziskaberge, der ein sehr schönes Plateau bildet, beherrscht wird, könnte diese Stadt als Festung nur dann Wichtigkeit erhalten, wenn ein verschanztes Lager daselbst errichtet würde. Ein System von Thürmen, wie in Linz, welches alle Höhen beherrscht, würde vortrefflich für diese Oertlichkeit passen. Prag selbst würde das Reduit sein, und eine Armee, die in Böhmen einfiele, könnte weder diese Vertheidigungslinie überschreiten, noch mit Sicherheit einige Zeit in dieser Provinz bleiben, weil die darin eingeschlossene Armee nicht blokirt werden und jederzeit, nachdem sie Verstärkung erhalten, in jeder beliebigen Richtung ohne Gefahr debouchiren könnte, um sich auf die Operationslinie des Feindes zu begeben.

Die übrige Zeit meines Aufenthalts in Prag wurde dazu verwendet, die Fabriken zu besuchen, die überall in dieser Stadt entstehen, begünstigt durch den niedrigen Preis des Brennmaterials und durch den wirksamen Schutz der Verwaltungsbehörde. Ein Engländer liefert dem Verkehr ausgezeichnete Dampfmaschinen. Die Fabriken gedruckter Stoffe blühen und vermehren sich. Eine einzige liefert jährlich zweihundertachtzigtausend Stück, und man druckt gleichzeitig bis zu vier Farben, mit Hülfe von vier auf einander folgenden Walzen, deren Zeichnungen mit einander correspondiren. Eine Zündhütchenfabrik, die ein Franzose errichtet hat, der in Folge einer Explosion das Augenlicht verloren, versieht ganz Böhmen mit diesem Artikel und verkauft für mehr als dreihunderttausend Franken von seinem Product. Eine Fabrik von englischem Tüll, die ebenfalls einem Franzosen gehört, liefert schöne Waare und hat äußerst sinnreiche Maschinen.

Ich besah die öffentliche Bibliothek, welche sehr gut geordnet ist und sechsundneunzigtausend Bände enthält. Man findet dort ein Fresco-Deckengemälde,

bebaut und mit Fischen besetzt werden, bringen ihm 130,000 Franken ein. Die Brauereien figuriren glänzend in seinen Revenuen mit 140,000 Franken und er bezahlt 500,000 Franken Steuern.

Dies sind die Grundlagen dieses kolossalen Vermögens, welches eine gute Verwaltung noch bedeutend vermehren würde. Ich könnte noch auf tausend interessante Einzelnheiten eingehen, aber ich glaubte mich darauf beschränken zu müssen, die Masse und die Resultate zu zeigen.

Die schönen Krystallglasfabriken, deren es eine große Menge giebt, stehen in schönster Blüthe. Seit vielen Jahren ist dieser Industriezweig Böhmen eigenthümlich. Die französischen Fabriken stehen ihnen weit nach und kommen ihnen in der Schönheit der Erzeugnisse nicht gleich. Die Weiße, die Pracht der Farben stellen sie auch hoch über die englischen Fabriken, in denen man das Blei dem Kalke vorzieht.

Jeden Tag entstehen neue Fabriken. Sie werden für Rechnung der Fabrikanten betrieben und der Grundherr, dessen Namen sie tragen, hat keinen andern Antheil daran, als daß sie sich auf seinem Grund und Boden befinden. Das Holz, welches er ihnen für einen bestimmten Preis verkauft, sichert ihnen die Feuerung. Wir besuchten mehrere davon, und besonders die, welche den Namen Leonorenhain (nach dem Namen der Fürstin von Schwarzenberg) führt, wo wir übernachteten.

Im Jahre 1833 existirte dort noch nichts Derartiges. Ein sehr talentvoller, ich möchte fast sagen ein genialer Fabrikant, Sohn eines einfachen Handwerkers, Namens Mayer, hat die Fabrik wie durch Zauberei in's Leben gerufen. Eine öde und traurige Gegend hat er in ein reizendes Thal verwandelt. Drei Oefen sind erbaut, dreißig Arbeiter und dreiundneunzig Schleifer sind darin beschäftigt. Die schönsten Glaswaaren gehen

aus ihren Händen hervor und werden dem Publikum um einen sehr billigen Preis verkauft. Indessen fürchtet dieser Fabrikant die Concurrenz Frankreichs für seine Ausfuhr nach Italien.

Herr Mayer hat die Construction der Oefen auf eine vortheilhafte Weise modificirt. Er ist Erfinder der schönen blauen Farbe, woraus er übrigens ein Geheimniß macht. Er hat mir folgende Andeutungen über die Betriebsweise seiner Fabrik gegeben. Es wird ununterbrochen gearbeitet und die Oefen werden erst nach Verlauf von achtundzwanzig bis dreißig Wochen ausgelöscht. Jeder Ofen enthält sieben Tiegel, in denen die Urstoffe, Kieselerde, Pottasche oder Soda und Kalk geschmolzen werden. Zwanzig bis vierundzwanzig Stunden sind erforderlich, um den Teig in den gehörigen Zustand zu bringen. Dann kommt er in die Hände der Arbeiter. Nach etwa zehnstündiger Arbeit sind die Tiegel leer. Man füllt sie von Neuem und die Arbeiter ruhen aus, bis die Arbeit wieder beginnt.

Ich besuchte ferner mehrere landwirthschaftliche Etablissements. Ich fand die Schafe von guter Raçe, aber von sehr kleiner Statur. Zweierlei schien mir bemerkenswerth. Man füttert die Kühe mit Stroh, das man vorher einer Gährung unterwirft, bei der sich Alkohol entwickelt, und das in dem Augenblicke, wo man es den Thieren giebt, eine erhöhte Temperatur hat. Zu dem Ende legt man es in Schichten auf einander, die man mit Salz bestreut. Diese Schichten werden angefeuchtet und in Bottichen von drei Fuß Höhe, die auf einer Seite offen sind, gehörig gepreßt. Nach Verlauf einer gewissen Zeit, wenn das Stroh einen Alkoholgeruch verbreitet, giebt man es dem Vieh, das dieses Futter sehr gern frißt. Durch dieses Verfahren geben die Kühe sehr viel Milch, und man erzielt eine große Ersparniß. Man hat mir auch gesagt, daß die Kühe, die mit grünem Roggen gefüttert werden, vier-

mal so viel Milch geben, als die mit grünem Klee gefütterten.

Schließlich besuchte ich noch, ehe ich die Etablissements des Fürsten Schwarzenberg verließ, eine Graphitgrube, die er mit Nutzen ausbeutet. Ihre Tiefe beträgt hundert Fuß. Es ist dort ein Apparat zum Ausschöpfen des Wassers, welcher durch eine Dampfmaschine getrieben wird. Man gewinnt jährlich zehn- bis zwölftausend Centner Graphit, welche großentheils England verbraucht.

Ich verließ Rothenhof am 2. Juli und schlug die Straße nach Prag ein. Während der ersten zwei Dritttheile des Wegs ist die Gegend abwechselnd und bergig. Die Höhen und die Abhänge sind mit Holz bedeckt und die Landschaft gewährt einen recht hübschen Anblick. Eine sorgfältige Cultur verschönert sie beständig. Wenn man sich Prag nähert, verändert die Gegend ihren Character. Hohe und kahle Plateaus umgeben die Stadt und entziehen sie dem Blicke.

Nur der Hradschin, auf einem Plateau des linken Ufers der Moldau erbaut, gewährt einen herrlichen Anblick. Die Stadt erscheint beim ersten Eintritt sehr groß, aber spärlich bevölkert. Ihre befestigte Enceinte, die nicht viel werth ist, kann nur als ein verschanztes Lager betrachtet werden.

Ich besuchte die Behörden, den Oberstburggrafen Graf von Chotek, welcher sich mir zur Verfügung stellte, um mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Ich besuchte auch den Commandanten der Provinz, einen emigrirten Franzosen, den Grafen von Pouilly, welcher einen deutschen Namen angenommen hat und sich jetzt Graf von Mensdorff nennt. Er hat durch seine Verheirathung mit einer Prinzessin von Koburg, Schwester des regierenden Herzogs, großes Glück gemacht, und ist also Schwager des Königs von Belgien, Oheim der Königin von England, des

Königs von Portugal, des Herzogs von Nemours u. s. w.

Die Eintheilung Deutschlands in kleine Fürstenthümer, deren Fürsten in gleichem Range mit den gekrönten Häuptern stehen, führt zu ungewöhnlichen Verbindungen und verleiht der deutschen Aristokratie einen eigenthümlichen Character. Der Reichthum erhebt einige dieser Zwischenfürsten, während die Armuth oder der Zufall andere zurückbringt, und so kommt es vor, daß Privatleute mit Königen nahe verwandt sind, was den Adel erhebt und die Inhaber der Throne herabzieht.

Aus dieser Inconvenienz entspringt wenigstens ein Nutzen: die Könige werden dadurch erinnert, daß, wenn man ihnen auch Achtung zollt und Huldigungen darbringt, sie deshalb doch der Menschheit nicht fern stehen, wie gewisse Personen aus königlichem Geschlecht, die ich sehr gut kenne, zu glauben scheinen.

Die Stadt Prag ist der genauesten Betrachtung werth. Sie zeigt das Gepräge einer großen, herabgekommenen Hauptstadt, die sich aber durch eine lebhafte Industrie wieder hebt und bereichert. Die Schönheit ihrer Paläste, deren Bauart an Italien erinnert, verleiht ihr eine imposante Physiognomie.

Der Hradschin, der älteste Theil der Stadt, enthält die königliche Burg, die Domkirche, das Museum und die Wohnungen der angesehensten Standesherren.

Die Burg ist geräumig, aber ohne bestimmte Bauart und ohne ausgeprägten Character. Ich besuchte den Saal, im welchem man beim Beginn der Reformation verschiedene Mitglieder der Stände aus dem Fenster warf, welche größtentheils durch eine Art von Wunder gerettet wurden. Der Stände- und Ceremoniensaal ist groß und schön, jedoch ein wenig zu niedrig und dürftig verziert. Der Festsaal, der spanische Saal genannt, ist prächtig und zeigt die schön-

sten Verhältnisse. Joseph II., welcher das Bedürfniß fühlte, alles Große und an wichtige Begebenheiten Erinnernde zu erniedrigen und zu schänden, hatte den Palast in eine Kaserne verwandelt, aber Franz I., der von einem bessern Geiste beseelt war, hat Alles so wieder hergestellt, wie es früher war.

Die Domkirche stößt unmittelbar an die Burg. Das Chor allein ist fertig, das Schiff und die Nebenschiffe sind nur projectirt. Daher ist diese Kirche klein, aber von schöner gothischer Bauart. Eine Menge reich verzierter Kapellen sind rings herum angebracht. Der heilige Wenzeslaus, König von Böhmen, ist darin begraben. Die Kirche ist dem Heiligen Johann Nepomuk geweiht, einem Heiligen, der im ganzen Lande in hohem Ansehen steht. Die exilirte französische Königsfamilie, welche während ihres Aufenthaltes in Prag ihre Andacht in dieser Kirche verrichtete, hat sie mit sehr schönen Geräthen beschenkt. Karl X. hat ihr unter andern eine funfzehn Pfund schwere Monstranz von kostbarer Arbeit geschenkt. Ein schönes Gemälde ist über dem Hochaltar angebracht; es ist von Johann von Maubeuge und stellt den heiligen Lucas dar, wie er das Bild der heiligen Jungfrau malt.

Nach der Kirche besuchte ich das Museum. Der Bildersaal besteht aus zahlreichen Gemälden, welche in einem Lokal aufgehängt sind, und die verschiedenen Privatleuten gehören. Es ist begreiflich, daß man bei solchen Elementen nicht difficil in der Zulassung derselben gewesen ist. Indessen befinden sich ein schöner Titian, einige Carlo Dolce's und besonders schöne Bilder aus der deutschen Schule darunter.

Nach der Gemäldegalerie besuchte ich das Nationalmuseum, eine Sammlung werthvoller Gegenstände, welche durch eine Gesellschaft gegründet ist und von derselben unterhalten wird. Ueberhaupt sind viele gemeinnützige Anstalten auf Kosten von Privaten gegrün-

det worden. Es herrscht unter dem böhmischen Adel viel Patriotismus und ein hochherziger Sinn für den Nationalruhm. In dem Nationalmuseum befindet sich ferner eine Sammlung von Mineralien und naturgeschichtlichen Gegenständen, die wissenschaftlich geordnet und ein Geschenk des Grafen von Sternberg ist, eines ausgezeichneten Gelehrten und Begründers und Wohlthäters dieses Instituts. Die Bibliothek, die sich jeden Tag vermehrt, enthält sechshundert kostbare Manuscripte. Auch enthält dieses Museum eine vollständige Sammlung von böhmischen Medaillen und Münzen, aus nicht weniger als sechstausend Stück bestehend. Das Studium dieser Medaillen und Münzen würde in vielfacher Beziehung von großem Interesse sein. Ich wünschte das Schlachtfeld vom 6. Mai 1757 zu sehen, wo Friedrich der Große einen glänzenden Sieg über die österreichische Armee erfocht. Der Obristlieutenant Rondolphe (?), vom Regiment Latour, holte mich ab, um mich mit den nöthigen Karten und Plänen hinzuführen. Der Prinz Carl von Lothringen commandirte die österreichische Armee, welche um zehntausend Mann stärker war als die preußische; aber die Dispositionen dieses Generals waren von der Art, daß ihm der Sieg entschlüpfen mußte. Niemals wurde eine Armee ungeschickter geführt. Der König von Preußen kam mit drei Armeecorps von Sachsen her auf dem linken Ufer der Moldau an. Der Feldmarschall Schwerin, welcher zwei Corps commandirte, kam aus Schlesien. Die Vereinigung dieser beiden Theile der preußischen Armee erforderte demnach den Uebergang über zwei Flüsse, die Moldau und die Elbe. Die österreichische Armee, welche zwischen diesen beiden Flüssen stand, trennte die preußische Armee und war auf der einen Seite durch die Elbe, auf der andern Seite durch die Moldau gedeckt, und überdies setzte der Besitz von Prag sie in den Stand,

erforderlichenfalls auf beiden Ufern der Moldau zu manövriren.

Nach den Regeln des gesunden Verstandes mußte die österreichische Armee zwei (franz.) Meilen von Prag ihr Lager aufschlagen und beide feindliche Armeen zugleich beobachten, um die erste, die einen von beiden Flüssen überschreiten sollte, anzugreifen, während sie den Uebergang der andern verhinderte. Sie konnte auch noch ein anderes Verfahren einschlagen, nämlich ein Detachement von sieben- bis achttausend Mann abschicken, um Schwerin den Uebergang über den Fluß zu wehren, und unverzüglich den König von Preußen angreifen und verfolgen, indem sie über Prag debouchirte und am linken Ufer der Moldau herabging. So hätte sie ihm eine Streitmacht entgegenstellen können, welche doppelt so stark war als die seinige, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde sie gesiegt haben, da sie mit so überlegenen Streitkräften kämpfte und den Feind auf seinem Marsch überfiel. Anstatt dessen blieb sie bei Prag und unter den Kanonen dieser Stadt.

Der König von Preußen aber ging am 4. Mai, ohne behindert zu werden und ohne irgend ein Gefecht zu bestehen, über die Moldau, zwei (franz.) Meilen von Prag, während Schwerin am 5. bei Brandeis über die Elbe ging. So wurde die Vereinigung der beiden Corps bewerkstelligt. Man sollte fast glauben, der König von Preußen machte, nur um seine Geringschätzung des vor ihm stehenden Feindes zu beweisen, eine Bewegung, die ihm verderblich werden konnte. Er führte angesichts der feindlichen Armee einen Flankenmarsch von mehrern Stunden aus, dann machte er Schwenkung nach rechts, formirte sich eine Meile von Prag parallel mit dem Feinde, den Rücken der Elbe, die Front der Stadt zugekehrt, wodurch er sich von seinen Uebergangspunkt entfernte und jede gesicherte Verbindung mit den Truppen, die er zur Besetzung der Brük-

ken zurückgelassen hatte, aufgab. Am 6. griff er an, indem er den rechten Flügel der Oesterreicher einschloß und seinen linken Flügel mehr ausbreitete.

Die Oesterreicher stellten sich auf die ungeschickteste Art auf und schienen überrascht, obgleich ihnen die Bewegungen der Preußen seit mehrern Tagen bekannt waren. Sie placirten ihre Cavalerie auf den linken Flügel, das heißt auf ein schwieriges, coupirtes Terrain, in Thalgründe, aus welchen sie nicht heraus konnte, während der ungedeckt in einer offenen Ebene aufgestellte rechte Flügel von der preußischen Cavalerie erdrückt wurde. Das Terrain, welches ihren linken Flügel deckte, das der Schlüssel der Stellung war, und von wo aus die Oesterreicher, wenn sie debouchirten, die Preußen sehr in die Enge hätten treiben können, war mit nur vier Bataillonen besetzt. In dieser schlechten Stellung blieben sie vor der Hand. Als sie angegriffen wurden, schlugen sie sich anfangs tapfer, aber ohne Selbstvertrauen. Jeder erkannte das Fehlerhafte der Dispositionen, und Alles gerieth in Unordnung, als die preußische Cavalerie den rechten Flügel umgangen hatte.

Der Prinz Karl von Lothringen wurde von diesem Ereignisse so heftig afficirt, daß er einen Schlaganfall bekam. Nie war ein General ungeschickter als er, nie handelte ein General unbesonnener, als der König von Preußen, denn dieser verdiente, auf diesem Schlachtfelde seinen Feldherrnruf zu verlieren. In der That, abgesehen von dem, was ich gesagt habe, war seine Lage noch schlimmer, weil der General Schwerin von Daun verfolgt wurde, der die preußische Armee im Rücken faßte. Aber Friedrich wußte, mit wem er es zu thun hatte.

Der Anblick dieses Schlachtfeldes weckte Betrachtungen in mir, die sich späterhin noch oft in meinem Geiste erneuert haben. Eine gute Armee ist sehr zu

beklagen, wenn sie unfähigen Leuten anvertraut ist. Der Muth, die Instruction und die Disciplin reichen nicht aus. Man muß auch die Elemente des Erfolgs zu handhaben verstehen. Wie kostbar auch die Metalle sein mögen, die Kunstwerke erhalten erst durch die Hand eines geschickten Arbeiters hohen Werth. Die österreichische Armee scheint zu allen Zeiten dazu bestimmt gewesen zu sein, die stärksten und schmerzlichsten Verluste erleiden zu müssen, ohne daß sie deshalb je entmuthigt worden wäre und auf die Hoffnung verzichtet hätte, einen des Commando's würdigen Mann an ihrer Spitze zu sehen.

Nachdem die Schlacht von Prag gewonnen war, beschäftigte sich Friedrich damit, die Stadt zu belagern, aber in sechs Wochen gelang es ihm nicht sie zu nehmen. Die von ihm gelieferte und verlorene Schlacht von Collin zwang ihn, die Belagerung aufzuheben. Das Geschick dieser Schlacht hatte von einer ähnlichen Bewegung abgehangen, wie das der Schlacht von Prag. Die preußische Armee war mehrere Stunden lang vor der in Schlachtordnung aufgestellten österreichischen Armee defilirt. Diesmal wurde der König von Preußen für seine Zuversichtlichkeit bestraft, aber man begreift nicht, wie ein Mann wie er ein solches Manöver ausführen konnte. Es kann vorkommen, daß eine Armee sich auf der Flanke des Feindes formirt, und dies ist, wenn es in parallel marschirenden und sich gleichzeitig außerhalb der Kanonenschußweite deployirenden Colonnen geschieht, eine gute Bewegung. Ihre Richtung bestimmt im voraus diese Stellung, aber sie ist nicht das Resultat einer Defilade, welche die Colonnen verlängert und ein gefährliches Ausbreiten bewirkt, so daß der Feind Nutzen daraus ziehen kann. Auf der anderen Seite muß die preußische Armee sehr schlechte Ingenieure gehabt haben, da sie vor Prag scheiterte, das kaum den Namen einer

Festung verdient. Da sie ganz in der Nähe von dem Ziskaberge, der ein sehr schönes Plateau bildet, beherrscht wird, könnte diese Stadt als Festung nur dann Wichtigkeit erhalten, wenn ein verschanztes Lager daselbst errichtet würde. Ein System von Thürmen, wie in Linz, welches alle Höhen beherrscht, würde vortrefflich für diese Oertlichkeit passen. Prag selbst würde das Reduit sein, und eine Armee, die in Böhmen einfiele, könnte weder diese Vertheidigungslinie überschreiten, noch mit Sicherheit einige Zeit in dieser Provinz bleiben, weil die darin eingeschlossene Armee nicht blokirt werden und jederzeit, nachdem sie Verstärkung erhalten, in jeder beliebigen Richtung ohne Gefahr debouchiren könnte, um sich auf die Operationslinie des Feindes zu begeben.

Die übrige Zeit meines Aufenthalts in Prag wurde dazu verwendet, die Fabriken zu besuchen, die überall in dieser Stadt entstehen, begünstigt durch den niedrigen Preis des Brennmaterials und durch den wirksamen Schutz der Verwaltungsbehörde. Ein Engländer liefert dem Verkehr ausgezeichnete Dampfmaschinen. Die Fabriken gedruckter Stoffe blühen und vermehren sich. Eine einzige liefert jährlich zweihundertachtzigtausend Stück, und man druckt gleichzeitig bis zu vier Farben, mit Hülfe von vier auf einander folgenden Walzen, deren Zeichnungen mit einander correspondiren. Eine Zündhütchenfabrik, die ein Franzose errichtet hat, der in Folge einer Explosion das Augenlicht verloren, versieht ganz Böhmen mit diesem Artikel und verkauft für mehr als dreihunderttausend Franken von seinem Product. Eine Fabrik von englischem Tüll, die ebenfalls einem Franzosen gehört, liefert schöne Waare und hat äußerst sinnreiche Maschinen.

Ich besah die öffentliche Bibliothek, welche sehr gut geordnet ist und sechsundneunzigtausend Bände enthält. Man findet dort ein Fresco-Deckengemälde,

welches eine sonderbare optische Täuschung zeigt, die ich mir nicht erklären konnte. Wenn man es von verschiedenen Seiten ansieht, macht es einen ganz anderen Effect und scheint eine ganz andere Bewegung anzudeuten. Die Schule der schönen Künste befindet sich in der oberen Etage. Sie ist nicht viel werth, hat aber eine ziemliche Anzahl Schüler.

Ich beendigte meine Gänge durch die Stadt mit dem Besuche der polytechnischen Schule und der Buchdruckerei. Die erstere Anstalt, welche sehr bedeutend ist, ist nach der Wiener eingerichtet. Der Unterricht in allen mathematischen und physikalischen Wissenschaften in ihrer Anwendung auf die Künste ist hier vortrefflich. Die Zahl der Schüler, welche das Institut besuchen, variirt zwischen sechshundert und tausend. Die Druckerei, die ein Personal von zweiundfunfzig Setzern zählt und ein schönes Material besitzt, bestehend aus mehrern Handpressen und zwei Schnellpressen, liefert bedeutende Arbeiten mit großer Schnelligkeit. Man druckt daselbst auch mehrfarbige Verzierungen, mit Hülfe von Platten, die auseinandergenommen werden, um die Farben aufzutragen, und dann wieder so zusammengesetzt werden, daß sie zum Drucken nur eine einzige bilden. Es giebt in Prag noch eine Anstalt, welche gesehen zu werden verdient, nämlich: das Zucht- und Arbeitshaus. Es wird mit Sparsamkeit und sehr sauber unterhalten. Die Entlassenen kehren selten zum zweiten Male dahin zurück, da der moralische Unterricht, den sie genießen, sie wirklich bessert. Ihre Arbeit, welche in der Herstellung einiger Galanterieartikel besteht, verschafft ihnen für den Augenblick ihres Austritts ein kleines Kapital von ungefähr fünfzig Gulden. Das Strafsystem erstreckt sich auch auf die Qualität der Nahrung; diese verbessert sich mit der Aufführung und wechselt, jenachdem diese gut oder schlecht ist.

Am 6ten reiste ich nach Teplitz ab; aber ich schlug einen längeren Weg ein als den directen, um schönere Gegenden zu sehen. Ich ging bei Brandeis, dem gegenwärtigen Aufenthaltsorte der Herzogin von Berry, über die Elbe. Das Schloß Brandeis, auf dem rechten Ufer dieses Flusses, hatte dem Herzog von Reichstadt gehört. Von Brandeis kam ich nach Jungbunzlau, einem Flecken, der in einer herrlichen Gegend liegt und mehrere Fabriken enthält, während es auch in der Umgegend sehr bedeutende giebt, unter andern eine, die schon vor langer Zeit ein Franzos, Herr Köchlin, Bruder des Colmar'schen, errichtet hat und in welcher Baumwollenwaaren gewebt und gedruckt werden. Es ist in derselben eine sehr sparsame Erfindung eingeführt. Eine beträchtliche Ausgabe in dieser Art Etablissements ist der Ankauf und die Erneuerung der Walzen. Sie sind gewöhnlich von Kupfer und das Graviren derselben ist sehr theuer. Jede Walze kommt auf sechshundert Franken zu stehen, und sie hat keinen Werth, wenn man von dem Dessin, das sie vorstellt, keine Exemplare mehr drucken will. Herr Köchlin ist auf die Idee gekommen, sich bleierner Walzen zu bedienen, in welche er die Dessins erhaben von einem Metall, welches bei niedriger Temperatur schmelzbar ist, einlegt. Zu diesem Zweck zeichnet er auf ein Stück Lindenholz das Dessin, welches er erzeugen will. Es läßt sich leicht und correct ausschneiden, da dieses Holz ein feines Korn hat und nicht hart ist. In diese Einschnitte gießt man geschmolzenes Metall und das so hergestellte Reliefdessin wird dann in die correspondirenden Vertiefungen der bleiernen Walze eingefügt.

Das erhabene Dessin steht nun über die Oberfläche der Walze hervor, wie die Lettern bei einer Stereotypenplatte. Eine in einer Zapfenlage ruhende Walze wird mit einem Stück Zeug umwickelt, ebenso eine zweite Walze, welche bestimmt ist, die Farbe auf die

hervorstehenden Theile der Druckwalze aufzutragen. Dieser Mechanismus wird dann in Bewegung gesetzt und bringt einen sauberen Druck hervor. Der Grund des Stoffes ist weiß, oder hat vorher die Farbe erhalten, die er haben soll.

Der Erfinder hofft, bis zu sechs Walzen in Bewegung setzen zu können, welche zusammen eine Zeichnung in verschiedenen Farben darstellen. Diese Erfindung ist bewunderungswürdig wegen der Schönheit der Arbeit und des niedrigen Preises der vermittelst derselben hergestellten Fabrikate. Man verändert die Walzen fast ohne Kosten, weil das Blei der abgenutzten umgeschmolzen werden und neue daraus gemacht werden können. Die ganze Ausgabe, um eine Walze für den Druck in Stand zu setzen, beläuft sich nicht auf funfzig Franken. Jede hölzerne Form kann ohne Schwierigkeit dazu dienen, dasselbe Dessin hundertmal zu gießen.

Ich setzte meine Reise über Neuschloß fort und kam durch eine Gegend, welche reich an malerischen Bergpartien ist und soviel Gehölz enthält, als nöthig ist, um sie zu verschönern und einen guten Landbau erblicken zu lassen, den eine Bevölkerung betreibt, deren Aussehen die Behaglichkeit des Wohlstandes zeigt. Diese Herrschaft gehört einem Grafen von Kaunitz, welcher den Fürstentitel erbt, wenn er das Oberhaupt der Familie wird.

Die Gegend bleibt dieselbe und wird in der Nähe von Leipa und Heyda noch schöner. In diesem letzteren Flecken ist eine Niederlage von Glaswaaren, welche von den Fabriken der Umgegend unterhalten wird; aber das Erzeugniß ist nicht so schön, als das von Leonorenhain unter der Leitung des Herrn Meyer. Hier stößt man auf eine bewaldete Hügelkette, welche von der Hochebene Sachsens ausgeht und die man übersteigen muß, wenn man an die Ufer der Elbe zurückgelangen

will. Ich übernachtete in Kamnitz, einem dem Fürsten Kinski gehörenden Orte, und am andern Morgen früh kam ich in Tetschen an, wo ich erwartet wurde. Es giebt nichts Reizenderes als die Umgebungen dieser kleinen Stadt; die Lage des Schlosses ist herrlich, und die Annehmlichkeit des dortigen Aufenthalts wird noch erhöht durch die Besitzer der Herrschaft, die liebenswürdige und angesehene Familie des Grafen Thun, welcher mit bewundernswürdiger Gastfreundschaft die Honneurs des Schlosses macht. Die Gräfin Thun, eine geborne Gräfin von Brühl, welche der Familie des prunkliebenden chursächsischen Ministers dieses Namens angehört, ist hochbetagt und blind; sie ist aber eine der liebenswürdigsten Frauen, die ich jemals kennen gelernt habe.

Schöne Gärten umgeben das Schloß und ziehen sich an den Ufern der Elbe hin. Herrliche Gewächshäuser, größer als sie gewöhnlich ein Privatmann unterhält, liefern Ananas von außerordentlicher Größe, welche bis zu drei Pfund wiegen.

Nach meiner Nachmittags erfolgten Abreise vom Schlosse wollte ich in Teplitz übernachten, und verweilte einen Augenblick mit gepreßtem und betrübten Herzen in Culm, dem Orte, wo sich die Reihe der Niederlagen, welche uns die Jahre 1813 und 1814 brachten, begann. Einige Tage nachher kehrte ich noch einmal dahin zurück, um auf dem Schlachtfelde selbst die Geschichte der Ereignisse dieser Epoche zu studiren, und ich unterließ nichts, um die Oertlichkeiten und Thatsachen zu constatiren. Ich werde hier nicht weiter davon sprechen, da ich Allem, was sich auf diesen Theil des Feldzugs von 1813 bezieht, in den Erzählungen meiner Denkwürdigkeiten einen Platz angewiesen habe. Ich muß jedoch sagen, daß ich diese nach den Studien, die ich an Ort und Stelle gemacht, und nach den

Ueberzeugungen, die ich dadurch gewonnen, verbessert und abgeändert habe.

Teplitz, eine liebliche Stadt, zwei (franz.) Meilen von Tetschen, liegt in einem prächtigen Thale. Es kann kaum eine Gegend geben, die reicher, freundlicher, und besser angebaut wäre; es fehlt ihr nichts als fließendes Wasser. Die warmen Mineralbäder von Teplitz sind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, davon zu sprechen. Sie erweisen sich als sehr wirksam gegen Rheumatismus und Gicht und werden von Kranken aus ganz Europa, hauptsächlich aber von Preußen besucht, für welche es sehr nahe liegt. Der verstorbene König Friedrich Wilhelm versäumte seit zwanzig Jahren niemals, jährlich einen Monat dort zuzubringen. Er war mehr Souverain dieses Gebietes, als der Kaiser selbst. Eine Menge seiner Unterthanen, welche keine Gelegenheit hatten, ihn in Berlin zu sehen, gingen dorthin, um ihm ihre Aufwartung zu machen, unter andern sein Schwiegervater der Graf von Harrach, Vater der Fürstin Liegnitz, dem es nicht gestattet war, in der Hauptstadt zu wohnen. Der König ging im Schloßgarten spazieren, und Mittags hielt er Cour in der großen Allee, wohin sich Jedermann begab und wo sich ein constanter Zirkel bildete.

Der König empfing mich sehr freundlich und behandelte mich mit großer Auszeichnung. Die Wohnung des Fürsten Clary ist schön, ohne großartig zu sein. Die Gärten sind von genügendem Umfang, gut angelegt und werden sehr sorgfältig unterhalten. Dürftige Quellen speisen ziemlich große Teiche, deren Wasser aber nicht klar ist.

Die Fürstin Clary, geborne Chotek, machte die Honneurs in Teplitz sehr gut und unterwarf sich mit einem Vergnügen, das ich nie habe begreifen können, dem Zwange des Hoflebens, den die Anwesenheit des Königs nothwendig machte. Ich an ihrer Stelle hätte

mir eine angenehme und einfache Wohnung in dem eine Stunde entfernten Jagdschlosse einrichten lassen. Dort würde ich für gewöhnlich gewohnt haben und würde von Zeit zu Zeit nach Teplitz gekommen sein, um meine Cour zu machen.

Ich besuchte die Umgegend von Teplitz und zuerst Bilin, ein großes aber häßliches Schloß, welches dem Fürsten von Lobkowitz gehört. Etwas Werthvolleres, als seine Wohnung, ist eine Quelle von gashaltigem Wasser, die ihm viel Geld einbringt. Man trinkt es an Ort und Stelle, und außerdem versendet er davon ungefähr hunderttausend Flaschen jährlich. Was nicht getrunken wird, verwendet man zur Bereitung von Magnesia. Zu dem Ende füllt man große Verdunstungspfannen. Man zündet Feuer unter diesen Pfannen an und unterhält die Verdunstung vier Wochen lang, indem man jeden Tag das verdampfte Wasser durch neues ersetzt. Nach dieser Zeit läßt man das Feuer abgehen und wirft dieses so geschwängerte Wasser in Bottiche. In wenigen Augenblicken schlägt sich die Magnesia nieder, und man gießt das Wasser ab. Der Teig wird in hölzerne Formen gebracht, und wenn er trocken ist, kommt die Magnesia in den Handel. Diese bequeme Fabrikation trägt dem Fürsten fünfundzwanzigtausend Gulden jährlich ein. Ein anderes Etablissement, welches auch in Bilin vom Fürsten Lobkowitz angelegt ist und das gut rentirt, obgleich es sich auf keiner hohen Stufe der Vollendung befindet, ist eine Rübenzuckerfabrik, welche auf zweckmäßige Weise mit der Landwirthschaft der benachbarten Güter, die ihm gehören, verbunden ist.

Ich besuchte das prachtvolle Schloß Dux, welches einem Grafen Waldstein aus der historisch berühmten Familie Wallenstein gehört. Auf dem Hofe befindet sich eine sehr schöne Gruppe, welche aus dem Metall von Kanonen gegossen ist, die den Schweden

abgenommen wurden. Das Schloß enthält herrliche Gemälde, eine schöne Bibliothek und eine Sammlung von Kostbarkeiten. In diesem Schloß war vor einigen zwanzig Jahren der berühmte Abenteurer Casanova, der sehr schlüpfrige, aber unterhaltende Memoiren geschrieben hat, Bibliothekar.

Während meines Aufenthalts in Teplitz erneuerte ich meine Bekanntschaft mit dem Marschall Paskiewitsch. Ich sah ihn oft, und wir gefielen einander gegenseitig. Seine Conversation interessirte mich ungemein. Ich fand in seinen Gedanken eine große Einfachheit und Klarheit, die mich überraschten. Die Erzählungen von seinen Feldzügen in Persien und der Türkei haben mich viele Stunden sehr angenehm unterhalten. Er ist ein ausgezeichneter Mensch, welcher, wie ich glaube, den guten Ruf verdient, dessen er sich erfreut, was zu allen Zeiten selten ist, heutzutage aber vielleicht seltener als je! Wenn er vom Kriege spricht, ist er in seinem Element, und seine Aufrichtigkeit im Erzählen ist vorzugsweise bemerkenswerth. Der Marschall Paskiewitsch ist im Jahre 1782 in Pultawa geboren, einem in der Geschichte Peter's des Großen berühmten Orte.

Ich ging von Teplitz nach Carlsbad, aber auf dem Wege dahin machte ich einen Abstecher nach der Hauptherrschaft des Fürsten Metternich, Platz, wo er metallurgische Etablissements, große Waldungen, sehr reiche und gute Eisengruben hat. Die nahegelegenen Kohlenwerke liefern ihm Braunkohle zu sehr niedrigem Preise. Ein Hohofen und ein Dutzend Hämmer waren in Thätigkeit. Niemals ist ein Etablissement mehr von der Natur begünstigt gewesen, aber nie hat man weniger Nutzen daraus gezogen. Der Hohofen warf fast gar keinen Gewinn ab, wegen der Unwissenheit und des geringen Eifers seiner Beamten. Von dem Augenblicke an, wo er einen tüchtigen Mann wird gewonnen

haben, wird er sich auf dieser Herrschaft enorme Einkünfte verschaffen. Zu dieser Herrschaft, welche früher Eigenthum der Cölestiner war, gehören sechsundfunfzig Dörfer. Das Schloß besteht aus einem sehr großen und prächtigen Kloster.

Ich kam am 20. Juli in Carlsbad an. Diese nicht sehr alte Stadt ist in einem engen Thale erbaut, welches an das von Plombières in den Vogesen erinnert. Ein langer Abhang führt von der Höhe in den Grund des Thales und die Seiten der Berge, so wie ihre Gipfel sind mit Gehölz bedeckt, durch welches schöne Wege angelegt sind, die reizende Spaziergänge mit Aussicht auf die Ufer des Flusses bieten. Die höchsten Punkte sind der Dreikreuzstein auf dem rechten, und der Hirschsprung auf dem linken Ufer. Man sagt, daß, als Carl IV. in dieser Gegend jagte, ein Hirsch, den er verfolgte, genöthigt war, sich von einem Felsen in das Thal herabzustürzen. Dieser Vorfall wurde Veranlassung zur Entdeckung der heißen Quellen, die sich dort befinden. Sie sind alle von derselben Beschaffenheit, aber von verschiedenen Stärkegraden. Sie enthalten kohlensaures Natron und mehrere andre Substanzen. Sie gleichen dem Wasser von Vichy in Bourbonnais. Die Hauptquelle, der Sprudel, hat eine Temperatur von 59 Grad und wird so getrunken. Sie steigt mit Heftigkeit senkrecht empor und springt unegal aber in regelmäßigen Zeiträumen. Eine Art aufeinanderfolgender und stärker werdender Pulsationen bilden eine Reihe, welche auf gleiche Weise von neuem beginnt. Sie hat keinen Geschmack, aber ihre Wirkung ist sehr stark. Sie wirkt kräftig bei Leberkrankheiten und bringt Wunder hervor, wenn man sie wirklich nöthig hat; doch kann sie auch sehr nachtheilig werden. Sie verursacht zuweilen Gehirncongestionen und Schlaganfälle. Bei dem geringsten Schwindel

muß man damit aussetzen, wenn man nicht in die Gefahr kommen will, plötzlich zu sterben.

Diese Quelle hat ein Phänomen gezeigt, welches die Ausdehnung der unterirdischen Verbindungen in unserer Erdkugel beweist. Zur Zeit des Erdbebens von Lissabon im Jahre 1755 blieb sie plötzlich weg, und diese Stockung dauerte vierundzwanzig Stunden.

Ich traf viele Bekannte in Carlsbad und die Anwesenheit einiger Freunde machte mir viel Vergnügen. Carlsbad ist in allen Richtungen von Fabriken umgeben, und einige derselben sind sehr bedeutend. Es giebt dort eine sehr schöne Porzellanfabrik, welche eine Stunde davon im Thale liegt; aber eine andre noch schönere und bedeutendere befindet sich in Ellenbogen, einer kleinen sehr malerisch gelegenen Stadt auf dem Wege nach Eger. Alle diese Fabriken sind mit Sparsamkeit angelegt; es ist kein Luxus in der Bauart derselben zu bemerken, und daher rentiren sie auch.

Die Zusammensetzung dieses Porzellans ist vorzüglich und es kann dem besten in Europa an die Seite gestellt werden. Bekanntlich ist das Porzellan desto vollkommener, je mehr Aluminium und je weniger Kieselerde es enthält. Das Verfahren bei der Fabrikation ist das nämliche, wie überall; aber für gewisse Gegenstände von sehr großem Umfange, für Gefäße, welche die gewöhnliche Größe übersteigen, wendet man ein Verfahren an, das bekannt zu werden verdient. Eine Form von Gyps besteht aus zwei Theilen, die sich hermetisch an einander anschließen. Man füllt das Gefäß mit einem flüssigen Teig und nach Verlauf einiger Minuten leert man es wieder. Der ganze flüssige Theil, der die Form unmittelbar berührt hat, ist fest geworden, da der Gyps das Wasser aus dem Teige aufgesaugt hat. Man giebt dem Gefäß die gewünschte Stärke, indem man den flüssigen Teig länger in der Form läßt, aber dies Alles ist Sache einiger Minuten.

Wenn es trocken genug ist, nimmt man die beiden Theile der Form auseinander und brennt das Gefäß. Das Porzellan, welches auf diese Weise verfertigt wird, ist nur etwas weniger glatt; aber um diesen Fehler zu verdecken, polirt man das Gefäß auswendig mit einem biegsamen Lineal und mit der Hand, bevor man es ins Feuer bringt und wenn die Masse noch ein wenig weich ist. In Ellnbogen habe ich auf Porzellan drucken sehen; das Verfahren ist einfach und sinnreich.

Man druckt auf die unglasirte Masse, wenn sie erst halb hart und noch porös ist. Man bedient sich dazu eines starken Papiers, das mit einem Mastixanstrich überzogen ist. Die Zeichnung wird auf den Ueberzug vermittelst einer gestochenen Kupferplatte gedruckt. Wenn der Druck fertig ist, so erscheint das Bild verkehrt, und wenn es auf das Porzellan übertragen ist, erscheint es wieder recht. Das Papier läßt sich durch Waschen ablösen, ohne das Geringste von der Farbe mit fortzunehmen, die gänzlich von der Thonmasse aufgesaugt ist. Dann wird die Glasur darauf gebracht und das Gefäß gebrannt. Wenn man einen kleinen Goldstreifen darauf anbringen will, muß es noch einmal gebrannt werden. Bekanntlich muß man zur Vergoldung das Gold in Scheidewasser auflösen und dann mit schwefelsaurem Eisenoxydul fällen. Daraus bildet sich eine schwarze Materie, welche mit Oel vermengt die Farbe giebt, deren man sich bedient. Wenn es dann dem Feuer ausgesetzt und mit der bloßen Hand abgerieben wird, so erscheint das Gold und erhält seine Farbe und seinen Glanz wieder.

Nach meiner Ankunft in Eger besuchte ich das Zimmer, in welchem Wallenstein ohne Wissen seiner Wächter ermordet wurde. Das Haus ist unverändert geblieben, und man zeigt noch den Ausgang, durch den die Mörder zu ihm eindrangen. Diese Wohnung stand nicht sonderlich im Einklang mit dem, was man uns

von seiner Prachtliebe erzählt. Man zeigte mir auf dem Rathhause auch eine der beiden Hellebarden, mit denen er getödtet wurde; die andre befindet sich in Dux. Auf dem Rathhause wird ferner auch der Degen aufbewahrt, den er vor sich hertragen ließ. Ich reiste ab und übernachtete in Franzensbad, zwei Stunden von Eger. Dieses Bad ist freundlich und schön angelegt, liegt aber in einer großen traurigen und einförmigen Ebene. Es sind dort sieben Quellen, welche sämmtlich kalt, kohlensäure- und eisenhaltig sind. Sie sollen als tonisches Mittel heilsam wirken. Man trinkt sie, und nimmt auch Bäder davon, entweder Wasserbäder allein, oder auch mit Moorschlamm vermischt, der stark mit diesen Gasen geschwängert ist; zum Vermischen mit dem Schlamm muß das Wasser zuvor heiß gemacht werden. Etwas für mich ganz Neues, wovon ich noch nie gehört hatte, waren die Gasbäder. Aus Oeffnungen wird das unterirdische Gas durch Röhren mit Hähnen in geschlossene Badewannen geleitet, in denen man sich der Einwirkung desselben unterwirft.

Die Umgegend von Franzensbad bietet zwei merkwürdige Erscheinungen dar. Ein Theil der Ebene besteht aus den Hüllen mikroskopischer Thiere, welche einen sehr feinen Sand von phosphorsaurem Kalk bilden. Er ist von derselben Beschaffenheit, wie der in der Gegend von Potsdam, in Schlesien und an den Ufern des Eismeers. Die Lappländer benutzen ihn mit zur Brodbereitung. Die andre Merkwürdigkeit ist der Krater eines erloschenen Vulkans, der ein unterseeischer gewesen zu sein scheint. In einem ziemlich großen Umkreise besteht der Boden nur aus Asche, die er ausgeworfen hat.

Von Franzensbad reiste ich weiter nach Königswart, einem Schlosse des Fürsten Metternich, wo er mir ein Rendezvous gegeben hatte. Ich fand die Gegend schöner als ihr Ruf es mich hatte erwarten

lassen. Sie ist ein wenig düster, aber reich an Abwechselung; die Berge sind gut bewaldet und in den Ebenen ist jedes Fleckchen cultivirt. Das Schloß ist groß, aber ohne bestimmte Bauart; früher war es eine Art großer Meierhof. Der Fürst von Metternich hat es wieder herstellen, vergrößern und verschönern lassen, und so ist es jetzt eine gute und bequeme Wohnung. Es besteht aus einem Mittelgebäude und zwei Seitenflügeln, die ein Hufeisen bilden. Am Endpunkte jedes Flügels erheben sich zwei viereckige Thürme, welche erst neuerdings angebaut worden sind. Das Haus war mit Holz gedeckt; man hat diese aber durch eine Bedachung von Eisenblech ersetzt. Eine schöne Kapelle, von reinem Styl und sehr geräumig, ist ebenfalls vom Fürsten erbaut worden. Sie ist mit Kunstwerken ausgeschmückt und enthält fromme Geschenke des Papstes, unter andern den Körper eines Märtyrers in einem sehr schönen Sarkophag, der aus Granit von den Trümmern der Paulskirche, welche im Jahre 1823 abbrannte, verfertigt ist. Das Innere des Schlosses ist nicht luxuriös, aber comfortabel.

Die Gärten sind schön, und da der Fürst sie nicht umfriedigt hat, kann man sie mit aller Leichtigkeit vergrößern. Der Fürst hat sich damit begnügt, schöne Alleen anlegen und viel Bäume pflanzen zu lassen, und das Wasser durch Wehre und Kanäle, welche es zweckmäßig vertheilen, zu reguliren. Täglich mehren sich die Verschönerungen, und sie haben keine Grenze, weil man sich nach dem angenommenen Systeme nach Belieben ausbreiten kann. Sehr schöne Teiche von verschiedenem Niveau zieren die unmittelbaren Umgebungen des Schlosses. Eine Reihe nach Süden gelegener Granitfelsen, deren Gipfel und Abhänge mit herrlichen Bäumen bedeckt sind, durch deren Massen sehr schöne Alleen führen, bietet einen reizenden Spaziergang dar, wo die Sonnenstrahlen niemals eindringen.

sie ihm zu verkaufen, und der Mann willigte ein, sie ihm gegen eine Leibrente abzutreten, unter der Bedingung, daß er seinen Schatz, den er mit so großer Liebe gehegt und gepflegt, begleiten dürfe und daß er der Beaufsichtiger und Vorzeiger des Cabinets würde. Der Handel wurde abgeschlossen und der Scharfrichter von Eger trat in den Dienst des Fürsten und bezog sein Schloß. Der Fürst hatte mir eines Tages gesagt, daß dieser Mann sein Tischgenosse und Diener sei, und ich glaubte lange, daß er nur gescherzt habe; aber ich fand wirklich den ehemaligen Scharfrichter in seiner Stellung als Custos des Münzcabinets bei ihm. Er war übrigens ein ganz guter Mann, der sein Amt mit großer Liebe verwaltete. Mehrere Tage war es mir unmöglich, mich ihm zu nähern, es graute mir vor seiner Berührung. Nach und nach schwand jedoch dieses Vorurtheil, und ich kam so weit, daß ich mit ihm über seine früheren Verrichtungen sprach, über welche er gern alle Auskunft giebt, die man verlangt. Seine alten Marterinstrumente sind da geordnet und dienen zur näheren Erläuterung. Auf meine Bemerkung, daß ein Mann wie er zurückgeschreckt sein müsse, wenn er beauftragt worden sei, einem seiner Mitmenschen das Leben zu nehmen, antwortete er mir mit Wärme, daß seine Functionen erhaben gewesen wären. Er sei das lebendige Gesetz und seine Stellung eine viel bessere gewesen als die eines Criminalrichters, der einen Unschuldigen verurtheilen könne. Er habe sich bei der Ausübung seiner Pflicht nicht täuschen können. Dieser sonderbare Mann war ein directer Nachkomme des berühmten Reformators Johann Huß, der im Jahre 1415 in Constanz als Ketzer verbrannt wurde, und er billigte vollkommen die Behandlung, die seinem Vorfahren zu Theil geworden war.

Von Königswart reiste ich nach Oberösterreich, wo ich die Straße nach Pilsen einschlug, und machte dem

Grafen und der Gräfin von Starhemberg einen Besuch in ihrem Schlosse Hans, einem schönen und vortrefflichen Wohnsitze, der comfortabel, aber ohne Luxus eingerichtet war und in der schönsten Gegend liegt, die man sich denken kann. Es giebt nichts Aehnliches in Oberösterreich, denn man findet dort alle Vortheile vereinigt, welche anderswo fast immer getrennt sind. Eine pittoreske Gegend ist gewöhnlich arm, und eine reiche Gegend einförmig. Hier bieten die schönsten Abwechselungen einer malerischen Natur dem Auge herrliche Landschaften dar, und überall sieht man Wiesen, reizende Waldpartieen und fruchtbare Felder. Kein Landmann in Europa kann mit denen dieser Gegend verglichen werden. Ein Dorf besteht hier nicht aus einem Haufen ärmlicher Häuser, sondern aus einem Territorium, wo die Wohnungen der Bauern zerstreut sind und auf demselben Grund und Boden liegen, welchen die Eigenthümer bewirthschaften. Oft hat eines dieser Häuser zwölf Fenster Front, vierzig bis funfzig Morgen trefflich cultivirtes Land umgeben es, und ein Zaun, der die Umfriedigung dieses Besitzthums bildet, trennt es von den benachbarten Feldern. Oft ist der Boden schlecht, aber vermittelst zweckmäßiger Düngung und Fleiß erzielt man ausgezeichnete Ernten. Ich habe in dieser Beziehung unglaubliche Wunderdinge gesehen. Kurz, mancher einfache Bauer hat ein Einkommen von zweitausend Gulden, abgesehen von den Naturalien, die er zum Unterhalt seiner Familie braucht.

Im Gegensatz zu diesem Gemälde erstaunt man über die gesunkene Größe der Grundherren. Sehr schöne Wohnungen erinnern daran, was sie früher waren; aber gegenwärtig sind diese Ueberbleibsel eines verschwundenen Reichthums oftmals eine Last, die über ihre Kräfte geht. Es giebt Herrschaften, deren Gesammteinkünfte kaum zur Instandhaltung des Schlosses hinreichen. Maria Theresia, die eine besondere

Vorliebe für Oberösterreich hatte, hob einen großen Theil der Frohnen auf, indem sie sie auf sechzehn Tage jährlich beschränkte, und ihr Einfluß bestimmte die Gutsherren, sich ihrer Grundstücke zu entäußern, um sie Bauern zu überlassen.

Dies hatte im Verlauf der Jahre zur Folge, daß die Grundzinsen und die Holzungen die alleinigen Einkünfte der Grundherren bildeten. Ein Theil dieser Zinsen wird sogar den Herren in Papiergeld bezahlt, während diese dem Fiscus ihre darauf bezüglichen Abgaben in klingender Münze entrichten müssen, eine so himmelschreiende Ungerechtigkeit, daß es fast unglaublich ist, wie sie eingeführt werden konnte, und noch fortbestehen kann. So giebt es manchen Grundherrn, der mehr bezahlt als er erhält, und der reicher sein würde, wenn er dem Staate sein Gut abträte. Ich verbrachte einige Tage sehr angenehm in Hans. Der General von Starhemberg, ein guter Soldat, freimüthig, offen, bieder, und ein großer Jagdliebhaber, verleitete mich zur Theilnahme an Streifzügen, die mich an die Vergnügungen meiner frühesten Jugend erinnerten. Die Gräfin von Starhemberg, geborne Gräfin von Kaunitz, ist eine Urenkelin des großen Ministers Maria Theresia's. Sie ist eine liebenswürdige und geistreiche Frau. Mehrere Personen aus der Nachbarschaft erhöhten die Annehmlichkeit unserer Abendgesellschaften.

Eine andere prächtige Wohnung in der Umgegend ist das Schloß Schwerberg (?), und ein zweites viel größeres und viel schöneres, eins der bedeutendsten Feudalschlösser, die es in der Welt giebt, ist das von Weinberg (?), welche beide der Familie Türheim gehören, einer adligen und sehr alten Familie, welche verarmt ist. Diese beiden Schlösser waren mehrmals das Ziel unserer Ausflüge. Aber ich muß noch von einem andern jetzt verfallenen Schlosse sprechen, von Riesen-

stein, das durch Erbschaft in den Besitz des Grafen von Starhemberg gekommen ist und an welches sich eine interessante Sage knüpft.

Das Schloß Riesenstein, eine alte Burg, die das Thal vertheidigte, auf einem Felsen eine Stunde von Hans gelegen, wurde vor ohngefähr dritthalbhundert Jahren erbaut. Es herrschte damals ein phantastisches Vorurtheil; man glaubte nämlich, daß man, um eine Festung uneinnehmbar zu machen, bei der Erbauung ein Kind lebendig einmauern müsse. Das Kind eines reichen Bauern verschwand, und der Vater zweifelte nicht, daß sein Sohn als Opfer für die Sicherheit seines Herrn gedient habe. In seiner Verzweiflung beschloß er, sich dafür zu rächen. Die mörderische Kugel des unglücklichen Vaters raubte dem Schloßherrn das Leben; aber nach wenigen Tagen fand man bei der Ernte die Ueberreste des verschwundenen Kindes. Der Mörder, von Gewissensbissen gequält, klagte sich selbst des begangenen Verbrechens an und wurde zum Strange verurtheilt. Vor seiner Hinrichtung bestimmte er sein Vermögen zur Erbauung einer Kapelle, in der ein Mausoleum für den Freiherrn von Riesenstein errichtet, und zu bestimmten Zeiten des Jahres für die Ruhe seiner Seele eine Messe gelesen werden sollte. Die Kapelle wurde wirklich mitten in der Burg erbaut. Das Mausoleum wird noch gezeigt und stellt das Opfer mit seinen von den Kugeln, die ihm das Lebenslicht ausgeblasen, durchlöcherten Panzer dar. Die Messe wird regelmäßig zu den Zeiten gelesen, die in der Stiftungsurkunde vorgeschrieben sind.

Ich fand in Krumau Freunde wieder, mit denen ich immer einen großen Theil des Sommers zu verleben pflegte. Später kehrte ich noch einmal in diese Gegenden zurück und begab mich nach Frauenstein zum Fürsten Schwarzenberg, um seinen großen

Vorliebe für Oberösterreich hatte, hob eine
Theil der Frohnen auf, indem sie sie auf sech
jährlich beschränkte, und ihr Einfluß besti
Gutsherren, sich ihrer Grundstücke zu entäu
sie Bauern zu überlassen.

Dies hatte im Verlauf der Jahre zur Fo
die Grundzinsen und die Holzungen die allein
künfte der Grundherren bildeten. Ein Th
Zinsen wird sogar den Herren in Papiergel
während diese dem Fiscus ihre darauf bezügl
gaben in klingender Münze entrichten müssen
himmelschreiende Ungerechtigkeit, daß es fast
lich ist, wie sie eingeführt werden konnte,
fortbestehen kann. So giebt es manchen Gr
der mehr bezahlt als er erhält, und der r
würde, wenn er dem Staate sein Gut abtr
verbrachte einige Tage sehr angenehm in Han
General von Starhemberg, ein guter
freimüthig, offen, bieder, und ein großer
haber, verleitete mich zur Theilnahme an St
die mich an die Vergnügungen meiner frühest
erinnerten. Die Gräfin von Starhemb
borne Gräfin von Kaunitz, ist eine Ure
großen Ministers Maria Theresia's. Si
liebenswürdige und geistreiche Frau. Mehre
nen aus der Nachbarschaft erhöhten die Anne
unserer Abendgesellschaften.

Eine andere prächtige Wohnung in der
ist das Schloß Schwerberg (?), und ein zw
größeres und viel schöneres, eins der bed
Feudalschlösser, die es in der Welt giebt, is
Weinberg (?), welche beide der Familie Türhe
ren, einer adligen und sehr alten Familie,
armt ist. Diese beiden Schlösser waren meh
Ziel unserer Ausflüge. Aber ich muß noch
andern jetzt verfallenen Schlosse sprechen, d

Herbstjagden beizuwohnen, von wo ich im Laufe des Monats December nach Wien zurückkehrte.

Ich brachte den Winter, wie gewöhnlich, in Wien zu. Ich theilte meine Zeit zwischen den Studien, die mich fast ausschließlich während meines ganzen Lebens beschäftigten, und einer mir wohlwollenden Gesellschaft, aber der Frühling brachte mir schmerzlichen Kummer. Ich war seit mehrern Jahren mit dem Grafen und der Gräfin Valentin Esterhazy intim befreundet. Der Graf erfreute sich keiner guten Gesundheit. Er litt an einer Stockung des Blutumlaufs, welche große Besorgnisse erweckte. Ein frühzeitiger Tod beendigte seine Leiden. Er schied von der Welt, als man es am wenigsten vermuthete. Ein Schlagfluß nahm ihn nach einem Todeskampfe von mehrern Tagen von dieser Erde. Er war ein allgemein beliebter Mann von Geist, von treffendem Urtheil, und von großer Herzensgüte, für den ich eine zärtliche und aufrichtige Freundschaft empfand. Die Fürstin, eine menschenfreundliche Frau, welche die besten Eigenschaften des Herzens und eine sehr anziehende Persönlichkeit besaß, und die ihrem Gatten aufrichtig zugethan war, wurde durch dieses Ereigniß tief betrübt, und es ließ bei ihr eine melancholische Stimmung zurück, welche bis jetzt noch nicht ganz hat verwischt werden können. Von tiefem Schmerz gebeugt, beschloß sie zu einer Verwandten auf ein Schloß in Ungarn zu gehen und dort den größten Theil des Sommers zuzubringen, um sich in der Nähe der Familiengruft, in der ihr Gatte beigesetzt ist, zu befinden und dort Acte der Wohlthätigkeit ausüben zu können.

Dieser frühzeitige Todesfall änderte meine ganze Lebensweise. Ich entschloß mich, zu reisen. Es bot sich mir eine längst gesuchte Gelegenheit dar, den Kaiser von Rußland wieder zu sehen. Der Kaiser kam nach Teplitz, um die dortige Kur zu brauchen. Am

10. Juli reiste ich dahin ab. Diesmal schlug ich den geraden Weg über Znaim und Iglau ein.

Ich kam am 11. Juli nach Znaim und besuchte das Schlachtfeld, wo ich gerade an demselben Tage vor neunundzwanzig Jahren gekämpft, und auf welchem ich den Marschallstab erhalten hatte. Die Thatsachen sind meinem Geiste noch so gegenwärtig, daß es mir leicht wurde, alle Oertlichkeiten wieder zu erkennen, und ich empfand ein tiefes Wonnegefühl, das mich an meine glückliche Jugend erinnerte. Ich setzte meine Reise fort und kam durch eine traurige und einförmige Hochebene. Dieser Theil Böhmens ist zwar reich, aber der am wenigsten schöne. Der freundliche, abwechselnde und malerische Theil dieser Provinz bildet einen Gürtel, der sie zu zwei Drittheilen ihres Umfangs einschließt, der an der südlichen Grenze Baierns anfängt und sich nordwärts bis nach Mähren zieht.

Ich fuhr über das Schlachtfeld von Collin, wo der große Friedrich vom General Daun sechs Wochen nachdem er die Schlacht von Prag gewonnen hatte, geschlagen wurde. Seine Armee war schwächer als die österreichische. Er fand sie in Stellung und wollte sie durch ein auf Kanonenschußweite ausgeführtes Flankenmanöver umgehen. Die Oestreicher schickten sich bereits zum Rückzuge an, als ein preußischer General, der auf dem rechten Flügel stand und dessen Rolle eine defensive war, seine Stellung verließ und angriff. Die österreichische Armee war nun gezwungen, zu bleiben, und die Schlacht entspann sich unter anderen Auspicien, als unter denen der König seine Bewegung begonnen hatte. Eine vollständige Niederlage der Preußen war das Resultat. Wenn jedoch auch dieser Ungehorsam des preußischen Generals nicht stattgefunden hätte, würde man nach dem Plane, den Friedrich befolgte, kaum etwas Andres haben erwarten können. Denn man kann sich keine gefährlichere

und schwierigere Bewegung denken, als das Manöver, das er bei Prag ausgeführt hatte. Wenn es nur einmal, geschweige denn mehrmals gelingen sollte, mußte man einen ganz einfältigen General vor sich haben. Aber der General Daun war ungleich mehr werth, als sein Vorgänger, der Prinz Karl von Lothringen.

Ich kam nach Prag, wo ich nur einen Tag blieb, und setzte meine Reise über Theresienstadt nach Teplitz fort. Ich kam noch über ein anderes Schlachtfeld des siebenjährigen Kriegs, das von Lowositz, wo Friedrich einen glänzenden Sieg erfocht.

Am 19. kamen der Kaiser und die Kaiserin von Rußland in Teplitz an, und am 20. hatte ich die Ehre, sie zu sehen, zuerst im Garten, dann Abends auf dem Balle. Sie empfingen mich außerordentlich freundlich, worüber ich mich sehr glücklich fühlte. Meine Gesinnungen gegen den Kaiser Nikolaus sind frei von jedem persönlichen Interesse. Sie sind das Ergebniß der hohen Achtung, die ich seinem Character und der Reinheit seiner Absichten zolle, denn ich glaube, daß die Triebfeder aller seiner Handlungen das Bewußtsein einer Pflicht ist. Wenn er zuweilen nach der Meinung des großen Haufens die Grenzen einer von der gesunden Vernunft vorgeschriebenen Strenge überschreitet, so bin ich überzeugt, daß er sich mit Widerwillen den Maßregeln unterzieht, welche er als Nothwendigkeiten betrachtet, zu denen ihn sein Gewissen zwingt. Er schwärmt für alles Schöne, Große und Edle. Seine zärtliche Liebe zu den Seinigen und sein Wohlwollen gegen Alle, die ihn umgeben, beweisen seine Herzensgüte. Ich fühlte mich sehr glücklich, mich ihm noch einmal vor meinem Tode nähern zu können. Ich dankte ihm nochmals für die viele Güte, die er mir während meiner Reise im südlichen Rußland erwiesen hatte. Die Kaiserin machte mir mit großer Liebenswürdigkeit Vorwürfe darüber, daß ich

nicht einen Umweg gemacht hatte, um sie zu besuchen, und es war nicht das erste Mal, daß ich dieses Unrecht selbst erkannte.

Ich begegnete dem Kaiser täglich, und täglich wiederholte er mir den Ausdruck seines Wohlwollens. Aber es wurde mir nie vergönnt, ihn privatim zu besuchen, so wenig als Herrn von la Ferronays, den er sehr lieb hat, weil er sich nicht dem Verdachte aussetzen wollte, daß er Intriguen spiele. Er unterhielt sich mit Letzterem nur zweimal unter vier Augen im Garten, um mit ihm vom Herzog von Bordeaux zu sprechen, das eine Mal vor der Abreise des Herrn von la Ferronnays nach Kirchberg, das andere Mal bei seiner Zurückkunft. Und merkwürdig, trotz seiner anscheinend festen Entschlossenheit, die Alles niederzuschmettern droht, läßt er sich täglich durch die kleinsten Hindernisse und die unbedeutendsten Bedenken zurückhalten. Er erkennt die Regierung Ludwig Philipp's an und steht in guten politischen Beziehungen mit ihm, und vermag doch nicht, seinen Namen auszusprechen. Er begegnet zwei Männern, die er liebt und achtet, la Ferronays und mir; er giebt ihnen sein Wohlwollen zu erkennen, aber er kann ihnen aus Furcht, sich bloßzustellen, nicht den Genuß eines vertraulichen Umgangs gewähren. Trotz seines ausgezeichneten Geistes, seiner umfassenden Kenntnisse, und eines Characters, der bei wichtigen Gelegenheiten eine große Energie zeigt, ist doch etwas Unvollständiges in ihm. Ich begnügte mich also damit, jede Gelegenheiten zu benutzen, um ihn zu sehen, mich ihm zu nähern und dem Drange einer lebhaften Zuneigung zu genügen, welche das einzige Motiv meiner Reise gewesen war.

Die Kaiserin blieb nur zwei Tage in Teplitz; der Kaiser reiste, nachdem er die Kur gebraucht, am 10. August ab, um sie im Bade Kreuth in Baiern zu

treffen, wohin sie gegangen war. Zwei Tage nachher verließ ich Teplitz, wo mich nichts mehr fesselte, und unternahm eine kleine Reise nach Sachsen, um dort wieder meinen Erinnerungen zu leben, denn dies ist die einzige moralische und geistige Nahrung, die mir jetzt noch mit Vergnügen zu genießen vergönnt ist.

Ich begab mich über Kulm und Peterswalde, Orte traurigen Andenkens für mich, nach Dresden. Kaum war ich hier angekommen, so eilte ich, das berühmte Schlachtfeld wiederzusehen, auf dem uns das Glück zum letzten Male gelächelt hatte. Ich erkannte mit Leichtigkeit und mit einer gewissen Freude alle Orte wieder. Die Ereignisse traten mir klar vor die Seele. Niemals zeigte sich mir der Höhepunkt, von dem wir herabgestürzt waren, augenfälliger. Nachdem ich diese Pflicht gegen mein früheres Leben und die heroischen Zeiten meiner Jugend erfüllt hatte, entschloß ich mich, mehrere Tage dazu zu verwenden, die Sehenswürdigkeiten Dresdens und seiner Umgebungen in Augenschein zu nehmen.

Bevor ich diese Reise antrat, machte ich der königlichen Familie meine Aufwartung und speiste in der Sommerresidenz Pillnitz. Das Schloß ist berühmt in unseren Annalen und erinnert an unsere ersten Unruhen, wie an die unsinnigen Projecte, welche die Fürsten Europa's gegen unsere Unabhängigkeit und Freiheit entwarfen, deren Resultat aber weit entfernt war, ihren Hoffnungen zu entsprechen. Dieses Schloß, von wunderlicher Bauart, scheint keine sehr angenehme Wohnung zu sein. Es besteht aus einer Reihe von Pavillons und Gemächern, welche kein abgeschlossenes System bilden. Große Vierecke, deren Mitte mit Ziersträuchern besetzt ist, bilden die Umgebungen des Schlosses und gewähren einen angenehmen Anblick. Ich fand in dem Könige einen gebildeten, artigen, liebenswürdigen Mann und die ganze königliche Familie sehr freundlich. Es befinden sich darunter ein ausgezeich-

neter Naturforscher und Dichter, der Prinz Johann, Bruder des Königs, und die Prinzessin Amalie, eine dramatische Schriftstellerin, deren Werke auf allen deutschen Bühnen Glück gemacht haben. Die königliche Familie war zur Zeit vermehrt durch die Erzherzogin Sophie, die ich mit großem Vergnügen wiedersah. Da mein Aufenthalt in Wien mich in häufige Berührung mit ihr bringt, so begegnete sie mir mit ausgezeichnetem Wohlwollen. Ich sah auch die unglückliche Prinzessin Auguste, Tochter des verstorbenen Königs, eines Opfers seiner Treue gegen Napoleon. Sie sprach mit Wehmuth von der Zeit, wo ich ihr zuerst vorgestellt worden war, einer Zeit, die den Unglücksfällen, welche uns zu Boden drücken sollten, noch nicht fern lag.

Man kann auf Sachsen ein italienisches Sprichwort anwenden, welches für die Fürsten, die es regiert haben, gemacht zu sein scheint: „I principoni hanno soldati e cannoni, i principini palazzi e quadri.“ Was für Reichthümer sind in dieser Stadt aufgehäuft! welche Kunstschätze sind dort vereinigt! Da ich Dresden nur inmitten der Kriegsereignisse gesehen, hatte ich davon kaum eine Ahnung.

Ich begann damit, die herrliche Gemäldegalerie zu besuchen, und ich widmete derselben drei Tage.

Nächst der Galerie in Paris und den beiden Galerien in Florenz, der der Offici und der des Palastes Pitti, ist die Dresdner ohne Widerrede die schönste in ganz Europa. Die kostbarsten Meisterwerke sind darin vereinigt; aber man muß es beklagen, daß so wenig Sorgfalt auf ihre Conservirung verwendet wird. Die Galerie enthält mehr als fünfhundert Gemälde der italienischen Schule, und an ihrer Spitze sieht man die berühmte Madonna de San Sisto, eins der schönsten Werke Raphaels. Man wird nicht müde, sie zu bewundern. Keine heilige Jungfrau Raphael's zeigt

mehr Würde, größere Erhabenheit, und harmonirt meiner Ansicht nach mehr mit der göttlichen Bestimmung, die ihr zu Theil ward. Die Madonna della Sedia sieht vielleicht sanftmüthiger aus; aber sie ist mehr Weib, die Dresdner hat mehr Göttliches.

Bewunderungswürdige Corregios sind zahlreich in dieser Galerie vorhanden, unter andern „die heilige Nacht"; ferner ein „heiliger Georg" in welchem Kraft und Anmuth vereinigt sind. Paul Veronese, dessen Styl so rein ist, hat ebenfalls eine große Anzahl Werke geliefert, und „die Anbetung der Weisen" ist ohne Zweifel eins seiner Hauptwerke, das ich mehrmals und immer mit dem nämlichen Vergnügen gesehen habe. „Die Hochzeit zu Canaan" von demselben Meister, eine „heilige Cäcilie, die Orgel spielend" von Carlo Dolce, eine prächtige „Venus" von Palma Vecchio, „die Ehebrecherin" von Marone; eine „Esther vor Ahasverus knieend" von il Prete Genovese; ein „heiliger Matthäus der Evangelist" von Hannibal Carracci; die „Himmelfahrt der Jungfrau" von demselben Meister sind die Gemälde, die mir am meisten in die Augen gefallen sind; aber es ist noch eine große Anzahl da, welche diesen Meisterwerken an die Seite gestellt zu werden verdienen. Man müßte ein ganzes Buch schreiben, wollte man über alle diese Schätze Bericht erstatten. Außer diesen herrlichen Gemälden der italienischen Schule giebt es auch noch eine große Anzahl sehr geschätzter aus der deutschen Schule, unter andern von Albrecht Dürer. Obwohl ich ihre Schönheit sehr hoch schätze, werde ich hier nicht ausführlicher davon sprechen; aber ein reisender Kunstfreund sollte wenigstens vierzehn Tage auf die Besichtigung dieser Meisterwerke verwenden, um sie seinem Gedächtnisse einzuprägen.

Hierauf besuchte ich das sogenannte grüne Gewölbe, eine höchst interessante Sammlung von Kostbarkeiten.

Nirgends findet man so viele werthvolle Gegenstände von Gold aus dem Mittelalter und dem 15., 16. und 17. Jahrhundert vereinigt. Man sieht hier herrlich geformte Vasen von vergoldetem Silber, Trinkgeschirre aller Art und jeder Größe. Unter den Curiositäten befindet sich ein Erdglobus, vom Atlas getragen, auf einem Fußgestell, welches einen verborgenen Mechanismus enthält, der ihn in Bewegung setzt. Der Globus theilt sich, und die untere Hälfte, die als Trinkschale dient, präsentirt sich von selbst nacheinander jedem Gaste. Man kann den Luxus unmöglich weiter treiben. Man wird sich erinnern, daß der Kurfürst von Sachsen und König von Polen eben so berühmt war durch seine Prachtliebe, wie durch seine Sittenlosigkeit.

Viele Werke der ersten Meister der Renaissancezeit sind in dieser Sammlung, unter andern solche von Benvenuto Cellini. Die Diamanten sind von seltener Schönheit. Ihr Pfandwerth (denn sie sind mehrmals dazu verwendet worden, einer augenblicklichen Geldverlegenheit abzuhelfen) beträgt vier Millionen, wonach ihr Kaufwerth sich auf sechs Millionen Thaler oder vierundzwanzig Millionen Franken beläuft. Der Schatz der Krone Frankreichs wird nur auf funfzehn Millionen geschätzt.

Ich besuchte sodann die Rüstkammer. Sie ist vollständig und kunstvoll geordnet, und wie alles Uebrige in großartigem Maßstabe. Man sieht in dieser Sammlung die Rüstungen von allen regierenden Fürsten Sachsens, mit Edelsteinen besetzte Pferdegeschirre und besonders ein sehr schönes Reitzeug mit einem Paar Pistolen, einem Geschenk Ludwig's XIV., einem Säbel und einer Rüstung Sobiesky's. Dieser Säbel ist von einer übermäßigen Länge und dabei krumm. Endlich sieht man hier die Schuhe eines Komnenen und ein Paar Stiefeln von Napoleon (unter Glas).

Der Inspector behauptet, daß die kleinen Feuer-

waffen in Dresden erfunden seien, und er zeigt ein Pistol ohne Schaft, von dem er versichert, daß es das zuerst verfertigte sei. Der Schuß entzündet sich durch starke Friction eines Stäbchens in einer engen Röhre. Die Radpistolen und Flinten waren fast ebenso; eine schnelle Umdrehung der Walze auf Stahlklingen brachte Funken hervor. Eine Prinzessin von Sachsen, eine Tochter August's des Starken, hat einen Theil ihrer Toilette diesem Museum hinterlassen.

Es blieb mir noch übrig, die Statuen und die Porzellansammlung zu sehen, die im Japanischen Palais, einem schönen Hause am Ufer der Elbe in Neustadt, aufgestellt sind. Es enthält vierhundert Statuen oder Büsten, fast lauter Antiken. Diese verschiedenen Gegenstände sind vor sehr alten Zeiten angekauft worden und bestanden anfangs aus der Sammlung eines Cardinals Alboni und aus der eines Cardinals Pignatelli. Man hatte sie mir als sehr unbedeutend geschildert. Ich fand dort sehr schöne Sachen, aber nach meinem Dafürhalten auch viel Mittelmäßiges darunter. Ich bewunderte hauptsächlich eine Gruppe, die aus einem Hermaphroditen und einem Satyr besteht; beide kämpfen mit einander, und der Hermaphrodit schlägt den Satyr nieder. Der Ausdruck der Figuren ist wahr und kräftig. Eine Statue, die an die mediceische Venus erinnert und ihr zum Verwechseln ähnlich sieht, bis auf die bedeutenden Ausbesserungen, denen sie unterworfen worden ist, gefiel mir sehr. Büsten der Kaiser Marcus Aurelius, Antoninus Pius, Lucius, eine schöne Statue eines Faun, der zu trinken einschenkt, schöne Basreliefs in Bronze, Statuen aus Herculanum, angeblich die ersten, welche ausgegraben, oder vielmehr aus dem Lavablock, der diese Stadt bedeckt, zu Tage gefördert worden sind, vervollständigen diese Sammlung, die ich, ungeachtet ihres geringen Rufs, mit großem Vergnügen gesehen

habe. Ich ging hinunter, um auch das Porzellan anzusehen, welches im untern Theil des Gebäudes aufgestellt ist. Der Reichthum, die Verschiedenheit und die Menge der Gegenstände, aus denen diese Sammlung besteht, sind bekannt. Man sieht erstens japanisches und chinesisches Porzellan, dessen Berühmtheit sich daher schreibt, daß es früher das einzige in der Welt war. Später ist es ein Modeartikel geworden, denn als Gegenstand der Industrie und nach den Anforderungen, die man an ein gutes Porzellan stellt, ist es geringer, als alles in Europa fabricirte; aber die Façon und die Malerei sind ausgezeichnet schön. Das vorzüglichste der ganzen Welt ist das sächsische, dessen Masse am feinsten und zartesten ist. Dann kommt das von Wien und von Sèvres, das auch sehr schön ist, und zuletzt das englische, das nicht viel besser als Glas ist und mit keinem andern verglichen werden kann.

Die sächsische Fabrik ist die älteste in Europa. Sie wurde im Jahre 1704 von Friedrich Böttger (geb. 1652) in Dresden gegründet, und kurz darauf im Jahre 1710 nach Meißen verlegt, wo sie seitdem geblieben ist. Anfangs verfertigte man nur rothes mattes Porzellan, in der Folge glattes und glänzendes. Im Jahre 1716 war es zur Vollkommenheit gelangt. Im Jahre 1763 erfand man das Biskuit, das mehr Quarz enthält. Von dieser Zeit an ist die Fabrikation beständig dieselbe geblieben. Man zeigte mir die blauen Rosen, welche August dem Könige von Preußen für eine Compagnie Grenadiere abkaufte. Ich sah auch chinesisches Porzellan aus dem zehnten Jahrhundert, welches dem heutigen gleicht. Es ist hellgrün und in Formen modellirt. Die gemalten Blumen sind ein wenig erhaben. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß die Japanesen nur zwei Farben beim Malen ihres Porzellans anwenden, die rothe und die blaue, außer der weißen, welche die natürliche Farbe

der Masse ist. Wenn man also grün, gelb, oder violett auf einem Gefäße findet, das angeblich aus diesem entfernten Lande kommt, so kann man sicher sein, daß es chinesisches Fabrikat ist.

Ich wollte Dresden nicht verlassen, ohne die Umgegend zu durchstreifen, und es blieb mir noch übrig, die sächsische Schweiz und die metallurgischen Etablissements von Freiberg zu besuchen, welches durch seine Akademie und durch seine Kupfer- und Silberbergwerke, die nach dem besten bekannten Verfahren ausgebeutet werden, so berühmt ist.

Man nennt die sächsische Schweiz die Gegend, die sich auf der rechten Seite der Elbe bis an die Grenze von Böhmen erstreckt. Ungeachtet ihrer malerischen Gestaltung ist dieser Name schlecht gewählt, denn man findet nichts dort, was der Schweiz ähnlich sieht. Diese besteht aus Bergketten, und davon findet man hier keine Spur. Die sächsische Schweiz ist eine Hochebene, welche von Gewässern in verschiedenen Richtungen durchschnitten wird, wodurch reizende kleine Thäler entstehen, die somit nicht durch eigentliche Bergketten gebildet werden. Die Thäler dieser Gegend sind weiter nichts als breite und lange natürliche Gräben, welche schönen Bächen und Flüssen als Bett dienen. Im Verlaufe der Jahrhunderte haben sich die Abhänge derselben mit einer lieblichen Vegetation und schönen Wäldern bedeckt.

Auf dem Wege nach der sächsischen Schweiz ging ich am linken Elbufer hinauf, um das berühmte Lager von Pirna zu besuchen, von welchem Friedrich spricht, und wo die sächsische Armee sich beim Ausbruch des siebenjährigen Kriegs einschloß. Ich begreife nicht, wie es für uneinnehmbar gehalten werden konnte. Heut zu Tage würde eine Armee, die so schwach wäre, als die sächsische im Vergleich zur preußischen war, dort nicht sicher sein. Uebrigens hatte Friedrich Zeit vor sich. Er wollte die sächsischen Gefangenen, die ihm in die

Hände fielen, in die Reihen seiner Armee aufnehmen. Es war daher ganz klug von ihm gehandelt, daß er es vermied, ihr eine Schlacht zu liefern und Mannschaften, welche ihm dienen sollten, mit Aufopferung seiner eigenen Soldaten zu tödten. Er that sehr wohl daran, daß er den Augenblick abwartete, wo der Hunger sie zwingen würde, sich zu ergeben.

Von Pirna begab ich mich nach Königstein, einer Festung, die uneinnehmbar ist, die mir aber nicht sehr wichtig zu sein scheint. Ueber das Plateau, dessen Anfangspunkt der Sonnenstein ist, erhebt sich ein vierzehnhundert Fuß hoher Felsen, um welchen herum man einen Wall gebaut hat, welcher den Krümmungen folgt, und einige Spalten verschließt. Die Oberfläche hat einen Umfang von funfzehn bis achtzehn Morgen und ist mit Gehölz und Gärten bedeckt. Wenn man die Bäume opfern wollte, könnte man soviel Kartoffeln erbauen, als zur Ernährung der schwachen Garnison von fünfhundert Mann, die zur Vertheidigung nöthig ist, hinreichen. Ein in den Felsen gegrabener Brunnen von siebenhundert Fuß Tiefe sichert den Besitz des nöthigen Wassers. Der specielle Zweck dieser Festung ist, den Lauf der Elbe zu beherrschen; aber sie liegt so hoch, daß sie ungeachtet einiger niederer Batterien, und trotz der Einrichtung der Laffetten, welche unter einem starken Winkel zu feuern gestattet, die Schifffahrt am Tage nur wenig stören und des Nachts gar nicht behindern würde. Diese Festung ist gewissermaßen eine Cassette, in der man seine Schätze sicher aufbewahren und für eine operirende Armee, Magazine anlegen kann. Im Jahre 1813 war sie von einer französischen Garnison besetzt; allein sie kam nicht in den Fall, eine bedeutende Rolle zu spielen.

Von Königstein ging ich nach Schandau, einem Städtchen, das mitten in der sächsischen Schweiz am rechten Elbufer liegt. Ich besuchte das hübsche Thal

der Kirnitschbach, welches an die Thäler von Oberöstreich erinnert. Schandau hat Eisenquellen von sehr starkem Geschmack. Nachdem ich von dieser kleinen Stadt abgereist war, um die Umgegend zu durchstreifen, ging ich das Thal des Polenzbaches hinauf bis an die Stelle, wo sich die Sebnitz mit demselben vereinigt. Das Thal bis dahin ist reizend und nicht sehr breit; der Bach schlängelt sich durch die schönsten Wiesen hin, während die schön bewaldeten Abhänge der Höhen als Rahmen zu dem Bilde dienen, das sich vor den Blicken entfaltet. Wenn man auf dem fast überall horizontalen Plateau angekommen ist, findet man schöne Felder. Nachdem man durch einen Theil derselben gegangen, kommt man wieder in bewaldete Schluchten, die man auf Brücken überschreitet, und ich bekam das Städtchen Hohenstein, auf der anderen Seite des Polenzbaches, zu Gesicht, der am Fuße steiler Felsen hinfließt. Hier ist das Thal so enge, daß kein Weg, nicht einmal ein Fußsteig am Rande desselben hinführt. Diese Aussicht ist imposant und sehr schön. Von da gingen wir zurück, um die Bastei zu besuchen. Beim Dorfe Rathewalde stiegen wir in eine Schlucht hinab, die mit dem Thale in Verbindung steht und durch welche ein kleiner Bach fließt, dessen abwechselnde Uferpartien einen freundlichen Anblick gewähren. Nachdem wir bei dem Felsen, der unter dem Namen des Lammes bekannt ist, weil er die Gestalt eines solchen hat, bei dem Friedrichstein, dem Rosenberg und dem Kanapee vorüber gekommen waren, erstiegen wir den Felsen und gelangten auf die sogenannte Bastei, wo sich eine Restauration befindet, die am äußersten Rande des Felsens liegt. Einige Vorsprünge gestatten die senkrechte Felswand und die Elbe zu sehen, die am Fuße derselben vorbeifließt. Diese Aussicht ist herrlich und ihres Rufes würdig.

Von der Bastei gingen wir durch den Uttewalder

Grund zurück, der aus einer Felsspalte besteht. Nachdem wir eine Stunde marschirt, um nach Uttewalde zu kommen, und dann hundertfunfzig Stufen emporgestiegen waren, befanden wir uns wieder auf der Höhe und bei unserem Wagen, der auf fahrbaren Wegen, mit Umgehung der Schluchten dahin gelangt war. Von hier aus besucht man die Lochmühle, welche hundertfunfzig Stufen über dem Plateau liegt und die durch einen reißenden Bach getrieben wird. Dieser Bach heißt die Wesenitz. Dies ist das Gesammtbild der Gegend, welche unpassenderweise die sächsische Schweiz genannt wird, die den Anblick eines großen und prächtigen englischen Gartens gewährt und die geringe Anstrengung, welche ihre Durchwanderung kostet, wohl verdient. Reizende Wege sind übrigens angelegt worden, um dem Wanderer die Tour zu erleichtern. Die übrigen Partien und der Rückweg nach Dresden führen durch das Elbthal. Man kömmt bei Pillnitz vorbei, und in wenigen Stunden ist man wieder in Dresden.

Den Tag nach meiner Wiederankunft in Dresden begab ich mich nach Freiberg, versehen mit einem Briefe des Herrn von Zeschau, königlichem Minister, an den Director Herrn von Freiesleben. Dieser beauftragte Herrn Reich, Professor der Physik, einen ausgezeichneten und sehr gefälligen Mann, mir Alles zu zeigen, was mich interessiren könnte. Die Freiberger Akademie ist in ganz Europa berühmt. Sechzig Schüler, von denen die Mehrzahl Ausländer sind, genießen dort den Unterricht. Sie hat viele berühmte Mineralogen gebildet. Auch Alexander von Humboldt ist aus ihr hervorgegangen. Ich sah mir die vollständige Mineraliensammlung der Akademie an und besuchte dann das Amalgamirwerk, welches auf die vortheilhafteste und vollkommenste Art eingerichtet ist.

Ich erneuerte in Freiberg eine angenehme Be-

kanntschaft. Ich traf dort einen berühmten Reisenden, einen gebornen Russen, Herrn Tschikatschoff, welcher Amerika zweimal der Länge nach durchreist hat. Er schickte sich an, seine Forschungen fortzusetzen, und hatte den Winter in Berlin damit zugebracht, seine Studien zu vervollständigen, um seine Beobachtungen nützlicher zu machen. Er beabsichtigte, nächstes Jahr eine Reise nach dem Kaukasus und von da nach der Hochebene der Tartarei zu unternehmen, und endlich die höchsten Gipfel der Gebirgskette von Thibet zu ersteigen, eine Reise, die Herr von Humboldt im Sinne gehabt und auf die er sich so lange vorbereitet hatte, die er aber nicht in's Werk setzen konnte und deren Ausführung im Interesse der Wissenschaft sehr zu wünschen wäre.

Ich verließ Dresden am 26. August, um über Zittau nach Böhmen zurückzukehren und den nördlichen Theil dieser Provinz zu besuchen. So mußte ich Bautzen passiren und konnte unsere Schlachtfelder vom 21. und 22. Mai 1813 wiedersehen, die einige schöne Erinnerungen in mir weckten. Ich brachte mehrere Stunden damit zu, sie zu begehen, und verweilte kurze Zeit in Hochkirch, wo Friedrich eine Niederlage erlitt, die sein Gegner, der Marschall Daun, nicht zu benutzen verstand. Die preußische Arme war schlecht aufgestellt. Sie hatte eine schlechte Position gegenüber und in der Nähe der österreichischen Armee inne. Sie wurde überrumpelt und geschlagen, wobei sie zweihundert Kanonen verlor; aber unglaublicherweise wurde sie nicht in die Flucht getrieben, sondern zog sich drei Stunden weit zurück und nahm Stellung an der Spree, wo Daun sie unbehelligt ließ, so groß war die Gewalt, die das Genie Friedrich's auf seinen Geist ausübte. Dieses Ereigniß dünkte mir stets eines der merkwürdigsten Facta in der Geschichte dieses Kriegs, der so reich an Wundern ist.

Wenn man sich Löbau nähert, wird die Gegend freundlich und wohl angebaut, und noch schöner wird sie jenseit dieser kleinen Stadt. Ich besuchte auch die wunderschöne Herrnhutercolonie, wo sich Wohlstand und Reichthum allenthalben zeigen. Diese Colonie besteht aus etwa tausend Seelen und wurde vor ungefähr hundert Jahren vom Grafen von Zinzendorf gegründet. Anfangs waren es nur etwa zwanzig Personen. Ihre Hauptindustrie ist die Leinenfabrikation. Sie verkauft davon jährlich für fünfhundertundsechzigtausend Thaler, welche der Bevölkerung einen Gewinn von sieben- bis achthunderttausend Franke abwerfen.

Nachdem ich in Zittau übernachtet hatte, begab ich mich nach Friedland, Hauptort des Herzogthums, welches Ferdinand zu Ehren und Nutzen Wallenstein's gegründet hatte, das er ihm aber nach Verlauf von zwei Jahren wieder entzog, indem er ihn zu gleicher Zeit ermorden ließ.

Das Schloß Friedland, das damals eine Festung war, wurde mit großer Sorgfalt vom Ritter Berka auf einem Basaltfelsen erbaut und hat einen Thurm von sechsundzwanzig Toisen Höhe. Es liegt sehr malerisch, ist aber heutzutage nicht mehr bewohnbar. Seine Dimensionen sind nicht bedeutend. Die Kapelle enthält ein Denkmal, das zu Ehren des Feldmarschalls Baron von Rödern errichtet wurde, der sich im Kriege gegen die Türken auszeichnete und im Jahre 1600 starb. Diese Herrschaft gehört jetzt der Familie Clam-Gallas, Nachkommen des General Gallas, dem sie Ferdinand nach dem Tode Wallenstein's und der Confiscation seiner Güter schenkte. Das Schloß wurde in den Jahren 1428 und 1433 von den Hussiten belagert, aber ohne Erfolg. Im dreißigjährigen Kriege wurde es bald von den Schweden bald von den Kaiserlichen als militärischer Posten b

kanntschaft. Ich traf dort einen berühmten Reisenden, einen gebornen Russen, Herrn Tchikatschoff, welcher Amerika zweimal der Länge nach durchreist hat. Er schickte sich an, seine Forschungen fortzusetzen, und hatte den Winter in Berlin damit zugebracht, seine Studien zu vervollständigen, um seine Beobachtungen nützlicher zu machen. Er beabsichtigte, nächstes Jahr eine Reise nach dem Kaukasus und von da nach der Hochebene der Tartarei zu unternehmen, und endlich die höchsten Gipfel der Gebirgskette von Thibet zu ersteigen, eine Reise, die Herr von Humboldt im Sinne gehabt und auf die er sich so lange vorbereitet hatte, die er aber nicht in's Werk setzen konnte und deren Ausführung im Interesse der Wissenschaft sehr zu wünschen wäre.

Ich verließ Dresden am 26. August, um über Zittau nach Böhmen zurückzukehren und den nördlichen Theil dieser Provinz zu besuchen. So mußte ich Bautzen passiren und konnte unsere Schlachtfelder vom 21. und 22. Mai 1813 wiedersehen, die einige schöne Erinnerungen in mir weckten. Ich brachte mehrere Stunden damit zu, sie zu begehen, und verweilte kurze Zeit in Hochkirch, wo Friedrich eine Niederlage erlitt, die sein Gegner, der Marschall Daun, nicht zu benutzen verstand. Die preußische Arme war schlecht aufgestellt. Sie hatte eine schlechte Position gegenüber und in der Nähe der österreichischen Armee inne. Sie wurde überrumpelt und geschlagen, wobei sie zweihundert Kanonen verlor; aber unglaublicherweise wurde sie nicht in die Flucht getrieben, sondern zog sich drei Stunden weit zurück und nahm Stellung an der Spree, wo Daun sie unbehelligt ließ, so groß war die Gewalt, die das Genie Friedrich's auf seinen Geist ausübte. Dieses Ereigniß dünkte mir stets eines der merkwürdigsten Facta in der Geschichte dieses Kriegs, der so reich an Wundern ist.

Wenn man sich Löbau nähert, wird die Gegend freundlich und wohl angebaut, und noch schöner wird sie jenseit dieser kleinen Stadt. Ich besuchte auch die wunderschöne Herrnhutercolonie, wo sich Wohlstand und Reichthum allenthalben zeigen. Diese Colonie besteht aus etwa tausend Seelen und wurde vor ungefähr hundert Jahren vom Grafen von Zinzendorf gegründet. Anfangs waren es nur etwa zwanzig Personen. Ihre Hauptindustrie ist die Leinenfabrikation. Sie verkauft davon jährlich für fünfhundertundsechzigtausend Thaler, welche der Bevölkerung einen Gewinn von sieben- bis achthunderttausend Franke nabwerfen.

Nachdem ich in Zittau übernachtet hatte, begab ich mich nach Friedland, Hauptort des Herzogthums, welches Ferdinand zu Ehren und Nutzen Wallenstein's gegründet hatte, das er ihm aber nach Verlauf von zwei Jahren wieder entzog, indem er ihn zu gleicher Zeit ermorden ließ.

Das Schloß Friedland, das damals eine Festung war, wurde mit großer Sorgfalt vom Ritter Berka auf einem Basaltfelsen erbaut und hat einen Thurm von sechsundzwanzig Toisen Höhe. Es liegt sehr malerisch, ist aber heutzutage nicht mehr bewohnbar. Seine Dimensionen sind nicht bedeutend. Die Kapelle enthält ein Denkmal, das zu Ehren des Feldmarschalls Baron von Rödern errichtet wurde, der sich im Kriege gegen die Türken auszeichnete und im Jahre 1600 starb. Diese Herrschaft gehört jetzt der Familie Clam-Gallas, Nachkommen des General Gallas, dem sie Ferdinand nach dem Tode Wallenstein's und der Confiscation seiner Güter schenkte. Das Schloß wurde in den Jahren 1428 und 1433 von den Hussiten belagert, aber ohne Erfolg. Im dreißigjährigen Kriege wurde es bald von den Schweden, bald von den Kaiserlichen als militärischer Posten be-

nutzt. Es enthält heutzutage nichts Interessantes mehr, als das beste bekannte Portrait Wallenstein's. Eine schöne Tuchfabrik befindet sich in der Nähe dieses Schlosses.

Von Friedland begab ich mich durch eine Gegend voll rauher Berge nach Reichenberg. Hier verschönert sich die Landschaft sehr. Diese kleine Stadt ist der Sitz einer wunderbaren Industrie und von einer Menge Tuchfabriken, Baumwollen und Leinenspinnereien umgeben. Die Fabriken ernähren eine Bevölkerung von zehntausend Seelen. Dieser Bezirk bietet durch die Thätigkeit, die man dort bemerkt, das Bild eines Bienenstocks dar. Es werden dort sehr bedeutende Geschäfte gemacht. Dieses Debouché nach Böhmen ist eines der besten, obwohl nicht so offen als das von Peterswalde. Man befindet sich während einer Strecke von mehr als zehn (franz.) Meilen beständig zwischen Bergen.

Von Reichenberg ging ich nach Liebenau und nach Turnau, wo ich übernachtete. Die Industrie dieser beiden Städte besteht im Schneiden und Poliren böhmischer Edelsteine, welche man in der Umgegend von Leitmeritz findet, und in der Verfertigung falscher Steine von buntem Glase. Diese Industrie beschäftigt in Turnau allein über sechstausend Arbeiter.

Am andern Morgen reiste ich weiter nach Königsgrätz, einer alten und gut befestigten Stadt, die am Zusammenfluß der Elbe und des Adler liegt. Der Generallieutenant Lainal(?), welcher Platzcommandant war, zeigte mir sie bis in die geringsten Einzelheiten. Sie ist regelmäßig befestigt, und ihre Hauptstärke beruht in den Ueberschwemmungen, die man in wenig Augenblicken mittelst Schleußen, die auf beiden Ufern angelegt sind, nach Belieben bewirken kann und die der Feind nicht zu entfernen im Stande ist. Sie hat acht Bastionen mit großen Halbmonden, verschanzte

Waffenplätze, verkleidete Bollwerkswehren, mit einem Worte, es sind dort alle Vorzüge der Befestigungskunst vereinigt. Die Einrichtungen sind außerordentlich schön. Alle Magazine sind kasemattirt, und es sind dort bombenfeste Quartiere für zehntausend Mann und eine Schwadron-Reiterei. Es ist Alles aufgeboten worden, um diese Festung uneinnehmbar zu machen, und man kann sagen, daß dieser Zweck erreicht ist; man darf jedoch auch nicht unerwähnt lassen, daß die Festung wegen der langen Defilés, durch die man von derselben abziehen muß, den Fehler einer schwierigen Wirkung nach Außen hat, ungeachtet zweier Flüsse, die dieselbe begünstigen. Von Wasser umgebene Außenwerke helfen diesem Uebelstand einigermaßen ab, indem sie den Feind entfernt halten, und durch ihr Feuer den Marsch der Colonnen und deren Deployirung decken.

Diese Stadt hat zehntausend Einwohner, sie ist sehr alt und im Besitz verschiedener Privilegien. Sie zeigte eine ganz besondere Zuneigung zu Podiebrad, der sich vom einfachen Subalternbeamten zum Herrscher emporschwang, und mit dem Königstitel im Jahre 1458 den böhmischen Thron bestieg. Auffallend war mir hier der außerordentlich niedrige Preis der Lebensmittel.

Ich sah die Garnison und das Offiziercorps, und besuchte das Etablissement, wo die Stabsoffiziere, Hauptleute und Lieutenants gemeinschaftlich und sehr gut speisen. Sie geben den Damen von Königsgrätz Feste, und doch beläuft sich die monatliche Ausgabe eines jeden von ihnen nicht über fünf Gulden, oder zwölf und einen halben Franken (?). In einem solchen Lande wird man leicht reich, denn der Reichthum ist nicht absolut. Er entsteht dadurch, daß die Einnahmen die Bedürfnisse übersteigen, und die Bedürfnisse haben, obgleich sie verschieden sind, immer eine bestimmte Grenze.

Von Königsgrätz besuchte ich die Festung Josephstadt, die nur sechs (franz.) Meilen davon entfernt ist. Sie verdient die Reise jedes Militärs, denn sie ist ein Meisterstück der Befestigungskunst, an welchem weder Geld noch Mühe gespart worden sind. Man fragt sich unwillkührlich, wozu es gut war, eine zweite Festung von solcher Wichtigkeit so nahe bei Königsgrätz anzulegen, genau zu demselben Zweck wie diese, nämlich um Depots und Magazine aller Art aufzunehmen und eine Defensivarmee in den Stand zu setzen, auf beiden Seiten der Elbe zu manövriren. Aber dies wurde mir erklärt, und es beweist, welche magische Gewalt große Geister über gewöhnliche Menschen ausüben. Friedrich II. hatte auf der Stelle, wo Josephstadt steht, während des bairischen Erbfolgekriegs ein Lager aufgeschlagen, und diese sehr gute Stellung hatte die österreichische Armee lange in Schach gehalten., Demzufolge gab man diesem Orte eine übernatürliche Wichtigkeit und erbaute auf der Höhe die Festung, die jetzt dort ist, einzig und allein damit der Feind sie nie wieder besetzen konnte. Ihre Stärke besteht hauptsächlich in unterirdischen Vertheidigungsmitteln, welche dort mit großer Kunst und in sehr großem Maßstabe auf zwei Drittheile ihres Umkreises vertheilt sind, während das letzte Drittheil durch die Ueberschwemmungen gedeckt ist. Sie ist unter den Festungen, welche nicht natürliche Terrainverhältnisse uneinnehmbar machen, sicherlich eine der stärksten in Europa. Sie enthält bombenfeste Räume zur Aufnahme ungeheurer Vorräthe und zur Unterbringung von zwölftausend Mann und drei Schwadronen. Sie hat zwölf Millionen Gulden (dreißig Millionen Franken) gekostet und wurde im Jahr 1787 beendigt. Der dortige Gouverneur war der General Baron von Schabler, ein braver Mann und alter Soldat, der früher an der Spitze des Dragonerregiments Latour gefochten, welches er commandirte und

das sich in der französischen Armee einen glänzenden Ruf erworben hatte. Er hatte eine Frau von großer Schönheit und hoher Geburt, eine geborne Wratislaw geheirathet, welche ihm die schönsten Kinder, die man sich denken kann, geschenkt hat. Nachdem ich mich vierundzwanzig Stunden in Josephstadt aufgehalten hatte, setzte ich meine Reise über Holz fort, wo der große Friedrich lange Zeit sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Ich kam durch Zwittau und Leutomischl, einer königlichen Wohnung, die den Grafen Waldstein von Dux gehört und im Jahre 1568 von einem Baron von Wratislaw unter der Leitung des berühmten italienischen Baumeisters Battista erbaut wurde, und am 30. August kam ich in Brünn an. Ich besuchte die schönen metallurgischen Etablissements des Fürsten Salm in Blansko an der Zwittawa. Sie bestehen aus drei Hohöfen, zwölf Hämmern und einem Streckwerke. Die Oefen produciren viel und bleiben bis vier Jahre lang in ununterbrochenem Gange. Jeder derselben liefert wöchentlich fünfhundert Centner Eisen. Die Hüttenwerke sind auf den gegenwärtigen Fuß durch den berühmten Chemiker Reichenbach gebracht worden, der das Kreosot entdeckt hat, eine Substanz, die im Rauche enthalten ist und ihm die Eigenschaft giebt, das Fleisch zu conserviren, eine Entdeckung von hoher Wichtigkeit für die Medicin und Chirurgie, wo sie täglich mehr und mehr Anwendung findet. Er hat sich jedoch nicht darauf beschränkt, für seinen Ruhm zu sorgen, denn er ist in Folge seiner Theilhaberschaft mit dem Fürsten Salm, welche für Letzteren sehr drückend wurde und die endlich mit Eclat aufgelöst worden ist, sehr reich geworden.

Ich besuchte auch eine große Runkelrübenzuckerfabrik, welche ebenfalls von Reichenbach für Rechnung des Fürsten von Salm in Reis, drei Stunden von Blansko, errichtet worden ist. Sie ist in einem großartigen

Maßstabe eingerichtet, der mit den Mitteln zu ihrem Betriebe in keinem Verhältniß steht. Eine andere Fabrik derselben Art, die ein Muster von guter Einrichtung ist, wo man eine verständige Sparsamkeit findet, um die Handarbeit zu vermindern, fesselte ebenfalls meine Aufmerksamkeit. Es werden darin die besten Methoden und die neuesten und vollkommensten Maschinen angewendet. Sie gehört einem seit langer Zeit in Wien etablirten französischen Kaufmann, der sie in Selowiz, drei Stunden von Brünn, auf den Gütern des Erzherzogs Carl erbaut hat. Sie ist nicht sehr groß und wird durch zwei Abtheilungen Arbeiter von je sechsundzwanzig Mann betrieben, und doch ist sie auf den Verbrauch von zwanzig Millionen Ctr. Runkelrüben berechnet, und fabricirt 1½ Millionen Pfund Zucker. Die Rüben werden hier nicht gepreßt, sondern zerrieben. Eine Dampfmaschine von fünfzehn Pferdekräften ist für alle Bedürfnisse ausreichend. Der Zucker ist so gut bereitet, daß er beim Raffiniren nur fünfzehn Procent verliert. Das Capital, das zur Herstellung dieser Fabrik verwendet wurde, beläuft sich auf fünfhunderttausend Franken.

Mit großer Aufmerksamkeit besichtigte ich eine Anstalt von trauriger Berühmtheit, den Spielberg, der als Staatsgefängniß benutzt wird. Es ist die ehemalige Citadelle von Brünn, die in ein Gefängniß verwandelt worden ist. Sie ist gut gehalten, und die Gefangenen werden dort sehr human behandelt. Die Nahrung ist ausreichend und gut. Die Zimmer sind gesund und reinlich. Niemand bewohnt mehr die finstern Kerker, welche der Kaiser Franz kurze Zeit vor seinem Tode räumen ließ. Uebrigens waren sie zu seiner Zeit nicht ungesund; aber die, welche zur Zeit des freisinnigen Kaisers Joseph bewohnt waren, und mehrere aus der Zeit der sanftmüthigen Maria Theresia waren gefährlich für das Leben der Gefangenen.

Diese unterirdischen Kerker führten, wie mir gesagt wurde, stets nach einem halben Jahre den Tod der darin sitzenden Gefangenen herbei. Gegenwärtig herrscht eine aufgeklärte Philanthropie bei der Verwaltung dieser Anstalt, und der einzige Fehler, den ich bemerkt habe, besteht darin, daß die Rückfälligen nicht von denen getrennt sind, die das erste Mal hier sind. Unter den vierhundert Gefangenen sind nur achtzig auf Lebenszeit oder auf länger als zehn Jahr verurtheilt, und doch ist dieses Gefängniß das einzige für die Provinzen Ober= und Niederösterreich, Mähren und Böhmen, und genügt für eine Bevölkerung von zwölf Millionen Seelen, eine Thatsache, welche unglaublich scheint und für die Gutartigkeit der Sitten und die Moralität der Bevölkerung spricht. Die andern Gefangenen der Monarchie haben ihr eigenes Zuchthaus; es befindet sich eines zu Laybach in Krain und ein andres zu Munkacs in den Karpathen für Ungarn.

Nach diesen verschiedenen Ausflügen begab ich mich nach Eichhorn zur Prinzessin von Wasa, welche mich dringend gebeten hatte, sie zu besuchen. Eichhorn ist eine bequeme und schöne Wohnung, auf einem steilen Felsen erbaut, an dessen Fuße die Schwarza fließt. Früher eine Festung der Tempelherren, könnte sie eine schöne Sommerwohnung werden; die Gegend, so wild sie ist, würde sich sehr gut zu Verschönerungen eignen. Die Prinzessin hat solche begonnen, die viel für die Zukunft versprechen und schon genügende Resultate geben. Der Prinz und die Prinzessin Wasa führen in diesem Schlosse ein angenehmes und ruhiges Leben. Sie sind dort sehr beliebt und nehmen Alle, die sie besuchen, äußerst freundlich auf. Die Jagdreviere sind groß, ohne jedoch schön zu sein.

Die Prinzessin machte mit mir verschiedene Ausflüge in die romantische Umgegend. Wir besuchten den obern Theil der Schwarza bei Adamsthal und speisten

auf einem dem Fürsten von Liechtenstein gehörenden Schlosse, das mitten in schönen Wäldern, herrlichen Wiesen, und nicht weit von ausgedehnten Grotten liegt, zu deren Besichtigung man eine geraume Zeit braucht. Wir gingen bei dieser Gelegenheit in das Erbbegräbniß der Familie Liechtenstein, unweit Wrano. Der Fürst Johann hat es restauriren und durch ein neues vergrößern lassen, das mit dem alten in Verbindung steht. Der erste Bewohner desselben wurde der Fürst Johann selbst. Es besteht aus einer unterirdischen Kapelle, über der sich eine andere erhebt, welche sehr schön mit Marmor bekleidet und vor ohngefähr zweihundert Jahren erbaut ist. Ich verließ Eichhorn bald und ging wieder nach Wien; aber ich sollte noch oft und stets mit neuem Vergnügen dahin zurückkehren. Es hat einen eigenen Reiz, Denjenigen Aufmerksamkeit zu erzeigen, deren stolzes Haupt durch Stürme gebeugt wurde und die mit würdevollem Anstand das auf ihnen lastende Mißgeschick ertragen.

Ich setzte meine Ausflüge fort und besuchte den Fürsten und die Fürstin Palffy auf ihrem herrlichen Wohnsitze zu Marcheck, das auf dem rechten Ufer der March, dem Grenzflusse zwischen Oesterreich und Ungarn liegt. Dies ist die Sommerresidenz des Oberhauptes dieser reichen und angesehenen Familie, deren frühere Macht aber gesunken ist und die so lange einen untergeordneten Rang einnehmen wird, bis einmal wieder ein talentvolles Mitglied derselben zur Macht gelangt, wie man dies schon gesehen hat, denn sie hat mehrere Palatine geliefert. Sie gehört zu der kleinen Zahl ungarischer Familien, die jederzeit skrupulös in der Wahl ihrer Verbindungen gewesen sind und gegenwärtig die ausgedehnteste Ahnenprobe bestehen können.

Das Schloß Marcheck ist nicht groß, aber es ist geschmackvoll eingerichtet. Sehr schöne Gärten und herrliche Baumpflanzungen, getrennt durch immergrüne

Wiesen, umgeben es. Die Fürstin Palffy, eine verdienstvolle und geistreiche Frau, die ihrer vortrefflichen Eigenschaften wegen hohe Achtung verdient, macht die Honneurs mit liebenswürdiger Artigkeit. Wir durchstreiften die Umgegend. Der Fürst Palffy, welcher mit Erfolg seinen geschäftlichen Angelegenheiten obliegt und sich ausschließlich dem Wiederherstellen eines großen Vermögens widmet, das durch seinen Vater in Unordnung gerathen ist, ein Vermögen, das einst seinen Neffen zufällt, da er keine Kinder hat, zeigte mir seine landwirthschaftlichen Anstalten, welche gut angelegt sind und zweckmäßig betrieben werden. Ein Verhängniß, wie es zuweilen im Alterthum vorgekommen, hat ihn betroffen und einen Eindruck tiefer Wehmuth auf ihn zurückgelassen, der seiner Stimmung und seinem Gesicht ein eigenthümliches Gepräge gegeben. Sein Bruder, den er sehr liebte, ist auf der Jagd von seiner Hand gefallen, nachdem er schon lange eine Vorahnung von einem frühzeitigen Ende gehabt hatte. Es war ihm prophezeit worden, daß er das Jahr 1830 nicht überleben würde. Dieses traurige Jahr ging bereits zu Ende, als er auf's Land kam, und der Fürst Palffy in ihn drang, mit auf die Jagd zu gehen, woran ihm wenig gelegen war. Eine ricochettirende Kugel streckte ihn augenblicklich todt zu Boden. Es ist begreiflich, daß eine solche Erinnerung das Leben verbittert, und der Fürst Palffy gab sich in Wahrheit ganz seinem Schmerze hin. Er lebt nur für seine Neffen, und gefällt sich darin, seine Pflichten zu übertreiben.

Bei unsern Promenaden besuchten wir das Schloß Theben, das auf einem Berge liegt, der in die Donau vorspringt und den Einfluß der March in diesen Strom beherrscht. Der Besitz desselben sichert die absolute Beherrschung der Schifffahrt. Wir hatten zu dem Ende diesen militärischen Posten im Jahre 1809

besetzt und ihn geschleift, als wir ihn verließen. Jetzt ist es nur noch eine Ruine, aber von malerischer Wirkung.

Kurz nach meiner Wiederankunft in Wien besuchte ich den Fürsten Liechtenstein, dessen Etablissements die schönsten in Oesterreich sind und dessen Vermögen vielleicht das größte des europäischen Continents ist. Es besteht aus drei Millionen Franken Einkünften, die in der besten Ordnung sind und auf denen nicht ein Sou Schulden haftet, unermeßlichen, wohl cultivirten Ländereien und einer Unzahl vortrefflich unterhaltener Schlösser. Seine sehr alte Familie ist in Oesterreich außerordentlich populär und hat unter ihren Mitgliedern stets eine große Anzahl ausgezeichneter Generale und guter Soldaten gezählt. Sie ist ein Pfeiler der Monarchie und eines der Elemente der Nationalmacht.

Ich traf den Fürsten Ludwig an, das jetzige Haupt seiner zahlreichen Brüder und Schwestern. Seine Gemahlin ist eben so schön als gut, und seine Mutter, die Fürstin Johann, eine der liebenswürdigsten Frauen die man sehen kann, und die, ohne jemals aus Oesterreich gekommen zu sein, ein so reines und elegantes Französisch spricht, als die gebildetste Dame aus der besten Gesellschaft von Paris. Etwas beeinträchtigt jedoch alle diese Vorzüge, und Jedermann beklagt dies; nämlich eine außerordentliche Schwerhörigkeit, die ihr alle Gesellschaften, deren schönste Zierde sie sein würde, zur Last macht.

Ich brachte eine Woche in Eisgrub zu. Der Morgen wurde zur Jagd, oder zu Ausflügen verwendet, und der Abend durch eine angenehme und zahlreiche Gesellschaft belebt.

Die Hauptbesitzungen des Fürsten Liechtenstein liegen in Mähren. Er hat deren überall, aber dort ist der eigentliche Sitz seiner großen Reichthümer. Er hatte früher noch mehr, denn die große Herrschaft Ni-

colsburg gehörte früher auch seiner Familie, und man behauptet, daß ein Liechtenstein sie bei einer Spielpartie an einen Dietrichstein verloren habe. Es befindet sich sogar nicht weit von Eisgrub, auf dem Wege nach Feldsberg ein Monument, das an diese Thatsache erinnert, das sogenannte „Ohrfeigenkreuz". Die Chronik erzählt, daß der Fürst Liechtenstein, als er nach diesem tollen Streiche auf dem Heimwege an dieser Stelle seiner Frau begegnet sei und ihr seinen Fehler gebeichtet habe, diese ihm eine Ohrfeige gegeben habe, und daß das Kreuz zu dem Zwecke errichtet worden sei, um das Andenken an dieses Ereigniß zu verewigen.

Die Umgebungen von Eisgrub waren von der Natur nicht begünstigt. Die Gegend in ihrer jetzigen Gestalt ist das Werk des Fürsten Johann. Der Boden war früher mit Sumpf bedeckt. Man hat einen Theil desselben ausgegraben, um große Teiche anzulegen, und mit der dadurch gewonnenen Erde hat man die umliegenden Ländereien aufgefüllt. Ungeheure Anpflanzungen sind gemacht worden, und so hat man gleichzeitig Seen und Wälder bekommen. Die herrschaftliche Wohnung in Eisgrub gleicht mehr einem Landhause in der Umgegend von Paris, als einem Schlosse, aber es ist ein Landhaus von sehr großen Dimensionen. Auch der Garten hat einen ungeheuren Umfang, ist aber eben so sauber gehalten, als wäre er nur einige Morgen groß. Hier und da zerstreute Blumenbeete, ein Teich dem Schlosse gegenüber, und schöne Rasenplätze bilden den Schmuck desselben; aber anderwärts würden die Blumenbeete Gärten, der Teich ein See, und die Rasenplätze Wiesen heißen. An diesen herrlichen Spaziergang schließt sich auf der Seite von Lundenburg ein umfriedigter Park von viertausend Morgen Flächeninhalt und auf der Seite von Feldsberg noch größere Parke an. So können je nach Laune,

Jahreszeit oder Art des Wildes die Jagden in geschlossenen, oder in offenen Revieren abgehalten werden.

Die Hauptwohnung, der Feudalsitz, das wirkliche Schloß ist jedoch nicht in Eisgrub, sondern in Feldsberg, drei Stunden davon.

Dieses Schloß ist in den großartigsten Dimensionen erbaut. Der Fürst von Liechtenstein wohnt dort zur Zeit der großen Jagden. Er kann daselbst sechzig bis achtzig Gäste beherbergen und auf einem königlichen Fuße leben. Unglücklicher Weise täuschte sich der Fürst Johann, dessen Geschmack nicht sicher war, obgleich er zuweilen glückliche Ideen hatte, auch hier. Anstatt dem Schlosse Feldsberg seinen alterthümlichen Character zu lassen, wollte er es modernisiren. Er ließ die Contrescarpen abtragen, die Gräben ausfüllen und bepflanzen, und entstellte dadurch die ganze Wohnung.

Der Fürst Johann hatte einen übertriebenen Hang zur Anlegung von Fabriken als Landschaftszierden. Auf vielen seiner Besitzungen und hauptsächlich in der Gegend von Wien hat er solche erbaut. Es giebt nichts Schöneres als die historischen Ruinen, welche die Jahrhunderte überlebt haben, nichts Schöneres als die Wohnsitze, die die Geschichte heiligt und die an weit hinter uns liegende Zeiten erinnern. Ich achte Erinnerungen vielleicht mehr als ein Anderer, und was dieselben zurückruft, gefällt mir und begeistert mich. Aber Ruinen bauen, mit Vorsatz lügen und Phantasiegebilde an die Stelle geschichtlicher Wahrheiten setzen, ist mir immer als eine Verwirrung des Geistes erschienen. In Eisgrub ist jedoch der Fürst Johann nicht in diesen Fehler verfallen. Er hat mehrere sehr schöne Bauwerke geschaffen, wenn sie auch nicht alle geschmackvoll sind. So hat er einen herrlichen Pavillon gebaut, der der Grenzpavillon genannt wird, weil er mit seinem kleinen Blumengarten halb in Mähren und halb in Oesterreich liegt. Gegenüber ist ein See von einigen

Tausend Morgen Umfang, welcher durch die Fische, die er enthält, ein sehr einträgliches Besitzthum ist. Der Grenzpavillon ist ein Promenadenziel und ein Ort, wo man oft zu Mittag speist. Auf der andern Seite, ebenfalls in der Nähe von Eisgrub, ist auf einer Anhöhe ein Triumphbogen errichtet, welcher bei der Jagd zum Rendezvous dient. Er ist genau von denselben Dimensionen wie der Triumphbogen des Trajan in Rom, und mit schönen Basreliefs verziert. In einer andern Richtung, ebenfalls unweit Eisgrub, ist ein runder Salon, welcher auch als Ziel für Spaziergänger dient. Um diesen Pavillon herum ist eine Luxus-Milchwirthschaft angelegt und man sieht herrliche Kühe durch die schönen Spiegelscheiben. Ein Monument, welches die Propyläen von Athen vorstellt und das der Fürst Johann seinem Vater und seinen Brüdern errichtet hat, befindet sich in der Nähe von Feldsberg. Man sieht dort ihre Statuen und in Folge einer sonderbaren Laune und eines eigenthümlichen Mißtrauens gegen die Zukunft hat er auch die seinige darin aufgestellt. Dieses Bauwerk ist nicht von reinem Styl.

Endlich steht noch auf einer andern Seite ein herrliches Gebäude, das Wohauska (?) genannt wird und die Bestimmung hat, bei der Schweinsjagd die Jäger und Zuschauer aufzunehmen. Wenn diese Thiere gedrängt werden, sind sie genöthigt durch einen Teich zu schwimmen und in Schußweite bei diesem Hause vorbeizugehen, von wo aus man sie erlegt. Die, welche entkommen, gelangen auf eine Wiese, der Rückseite des Hauses gegenüber. Dort greifen Reiter sie mit Spießen an, ein wirklicher Kampf, eine gefährliche Jagd, eine ritterliche Uebung, die sehr interessant sein muß. Zwei Reiter sind immer beisammen, um sich zu unterstützen und gegenseitig zu helfen.

Es wird erzählt, daß einst der berühmte Prinz Ludwig von Preußen, der bei Saalfeld blieb, als er

einige Tage vor der Schlacht bei Jena nach Eisgrub kam, zu dieser Jagd eingeladen wurde. Der Fürst Johann war sein Beistand. Der Prinz Ludwig, der von seinem verwundeten Pferde fiel, war nahe daran, um's Leben zu kommen, als der Fürst Johann noch rechtzeitig dazu kam, um den Eber zu durchbohren und ihn so zu befreien.

Ich beendigte meine Herbstausflüge mit einem neuen Besuche in Malaczka bei dem Fürsten uud der Fürstin Palffy. Dies ist ein weitläufiges und großes Schloß ohne bestimmte Bauart, aber Hauptort einer Herrschaft von zwanzigtausend Bauern, deren reine Einkünfte sich auf mehr als dreihunderttausend Franken belaufen. Die Gegend ist einförmig und traurig, mit Sand, aber auch mit großen Wäldern bedeckt, deren Ertrag wegen der Nähe Wiens beträchtlich ist. Am Abhange eines Vorberges der Karpathen, welcher diese Ebene begränzt, liegt eine schöne Ruine, Blessenstein, das Ueberbleibsel einer Ritterburg dieser Gegend. In seiner Nähe trug sich das schmerzliche Ereigniß zu, über welches der Fürst Palffy trauert und während seines ganzen Lebens trauern wird.

Alle Winter in Wien gleichen einander hinsichtlich der Strenge des Klima's und der Einförmigkeit des Lebens. Das Ende des gegenwärtigen wurde ein wenig erheitert durch die Ankunft des Großfürsten von Rußland, der durch seinen Gesundheitszustand, welcher sein Leben in Gefahr brachte, im Westen Europa's zurückgehalten worden war und eben von einer mehrmonatlichen Reise in Italien ankam. Man machte große Anstrengungen, um ihn gut zu empfangen, aber alle Hoffeste beschränkten sich auf Tableaux, welche recht hübsch waren, und auf einen Theaterbesuch, da die Jahreszeit nicht erlaubte, einen Ball zu geben. Dieser junge Prinz ist sehr schön und von sehr sanftem Gemüth.

Ein Rest von Lebenskraft weckte noch einmal meinen Ehrgeiz, doch nicht das Streben nach Größe, denn dies ist schon längst in mir erloschen, sondern den weit edleren Drang, der sich auf die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten bezieht. Ich hatte mir vorgenommen, eine neue Reise nach Asien zu machen, und meine Unterredungen mit Herrn von Humboldt in Teplitz hatten diesen Plan zur Reife gebracht. Ich wollte das südliche Rußland wiedersehen, den Don und die Wolga hinaufgehen, nach Sibirien reisen, Kasan und den Ural besuchen, von Tobolsk nach Orenburg zurückkehren, um mich von da einige Wochen zu den Tataren zu begeben, damit ich ihre Sitten und ihre Lebensweise mit denen der Araber vergleichen konnte, welche bis auf die Verschiedenheit des Klima's in ähnlichen gesellschaftlichen Verhältnissen leben. Dann wollte ich nach Gurjew am kaspischen Meere gehen, die Ufer desselben bis Astrachan verfolgen, über den Kaukasus gehen, Georgien und Persien besuchen, von Herat nach Ispahan und dem persischen Meerbusen gehen, und hierauf nach Georgien und Mingrelien zurückkehren, und mich in Redut-Kalé nach Odessa einschiffen. Dies war eine Reise von achtzehn Monaten. Da eine solche Tour nicht ohne die Erlaubniß des Kaisers von Rußland, und sogar nicht ohne seine Unterstützung gemacht werden konnte, schrieb ich an den Grafen Nesselrode und bat ihn, meine Wünsche seinem Souverain in meinem Namen auszusprechen. Er antwortete mir mit einem sehr freundlichen Briefe, in welchem er mir die Zustimmung des Kaisers meldete, mich benachrichtigte, daß bereits die erforderlichen Befehle gegeben wären, mich so aufzunehmen, wie es seinen Gesinnungen gegen mich entspräche, und mir von seiner Seite rieth, denjenigen Theil meiner Reise, welcher den Kaukasus und Persien betraf, auf eine andere Zeit zu verschieben. Dieser Theil meiner Reise war aber gerade die Haupt-

sache. Ich wollte mir eine feste Meinung über die große Kriegsfrage zwischen den Russen und Engländern in Asien bilden. In Folge dessen verzichtete ich ganz auf die Reise. Ich antwortete dem Grafen Nesselrode, bat ihn, dem Kaiser für seine abermalige Güte gegen mich zu danken, und setzte hinzu, daß ich so lange warten wolle, bis ich von derselben in unbegrenzter Weise Gebrauch machen dürfe. In meinem Alter aber ist aufgeschoben so gut wie aufgehoben.

Ueberhaupt scheint der russischen Regierung nichts daran gelegen zu sein, daß urtheilsfähige Leute diesen Theil ihres Gebiets bereisen. Die Russen haben dort eine so unsichere Existenz, eine noch so wenig befestigte, ja vielleicht so stark bedrohte Macht, daß sie den Fremden nicht erlauben wollen, sich dort umzusehen und dann das Ergebniß ihrer Beobachtungen bekannt zu machen. Uebrigens scheint mir die Frage zwischen Rußland und England sehr klar, seitdem die Engländer, die ein Interesse daran haben, Alles im Dunkeln zu lassen, meiner Ansicht nach sehr unkluger Weise die Möglichkeit gezeigt haben, daß man sie in Indien erreichen kann, indem sie selbst über den Indus gegangen sind und sich Kabul's bemächtigt haben. Denn wenn sie bei einer so großen Entfernung in ein so armes Land gelangen konnten, das ihnen feindlich gesinnt war, so können die Russen noch viel leichter nach Indien gelangen, das reich an Hülfsquellen ist und wo sie zahlreiche Verbündete finden würden.

Vielleicht verlangte die Reise, die ich im Sinne hatte und die wie gesagt achtzehn Monate erfordert haben würde, mehr Kräfte, als ich noch besaß. Doch hat diese letzte Episode meiner Laufbahn jedenfalls ein wenig früher geendigt als ich dachte, und jetzt betrachte ich sie in jeder Hinsicht als geschlossen. Alles Interesse meines Lebens soll sich fortan auf den Verkehr mit einigen vertrauten Freunden beschränken.

Nach dieser Aenderung meiner Pläne begann ich meine Ausflüge nach Böhmen und Oberösterreich wieder; aber vor dem Antritt dieser neuen Reise wurde mein Lebenssommer durch eine angenehme Episode verschönert.

Der Herzog von Bordeaux, den ich sehnlichst wiederzusehen wünschte, kam nach Wien, nachdem er zu seiner Belehrung einen Theil Ungarns durchreist hatte. Er war von mehreren Personen begleitet, die ich liebe und achte, unter anderen von dem General Foissac-Latour, einem der besten Offiziere der französischen Armee, der lange Zeit unter mir gedient hat. Der Herzog von Bordeaux blieb eine Woche in Wien und ich sah ihn oft. Ich führte ihn auf das Schlachtfeld von Wagram und erklärte ihm an Ort und Stelle die Bewegungen der beiden Armeen und die näheren Umstände der Schlacht. Er begriff Alles mit Leichtigkeit und Verständniß. Mein Umgang mit ihm war mir sehr angenehm. Ich fand bei ihm einen scharfen Verstand, feine Manieren und wissenschaftliche Bildung. Kurz er schien mir so zu sein, wie es seine Freunde nur verlangen können, und erfüllte die Bedingungen, die ihm seine schwierige Stellung auferlegt. Ich weiß nicht, was der Himmel ihm beschieden hat, aber wenn er berufen ist, dereinst noch eine Rolle zu spielen, so scheint er mir gut vorbereitet, sie auszufüllen. Ich sah ihn vor einigen Monaten wieder, und er schien mir die Meinung, die ich so eben ausgesprochen habe und die sich von länger als zwei Jahren herschreibt, vollkommen zu rechtfertigen.

Ich verbrachte eine Saison in Carlsbad in guter und angenehmer Gesellschaft. Nachher ging ich nach Marienbad, um Königswart wiederzusehen. Ich war bei dem Grafen von Kolowrath auf einem Gute in der Nähe Wiens, welches er zuweilen bewohnt. Dann ging ich nach Teplitz zurück, wo ich den König von Preußen zum letzten Male sehen sollte, denn er

starb kurze Zeit darauf. Er war ein Menschenfreund und ein gewissenhafter Mann, der in der Schule des Unglücks aufgewachsen war, später aber die Kraft hatte, ein großes Glück zu ertragen. Ich kehrte nach Oberösterreich zurück und verbrachte den Rest meines Herbstes bei Freunden, welche dieses schöne Land bewohnen, und Ende November begab ich mich wieder nach Wien, wo ich den Tag nach dem plötzlichen Tode der Herzogin von Sagan ankam, einer Frau, die durch ihre Erlebnisse und Abenteuer seiner Zeit bedeutendes Aufsehen gemacht hatte.

Das Frühjahr brachte mir neuen Kummer. Die Gräfin Esterhazy, diese Freundin, deren Erhaltung mir so sehr am Herzen lag, schwebte vierzig Tage lang in Lebensgefahr. Sie allein lehrte mich im ganzen Umfange den Schmerz kennen, den uns die Besorgniß, für immer von einer Person getrennt zu werden, die wir eben so sehr lieben als hochachten, verursacht.

Das Jahr vorher hatte mir ein Hammerwerksbesitzer in Burgund, Namens Maître, dessen Interessen früher mit den meinigen verbunden waren, und in dessen Einsicht und Redlichkeit ich keinen Grund hatte, Mißtrauen zu setzen, geschrieben, um mir eine neue wichtige Erfindung in der Eisenfabrikation mitzutheilen, bestehend in Oefen, welche ohne Gebläse und nur durch natürlichen Luftzug in Gang gesetzt werden. Er hatte bestimmte Nachweise über den Erfolg der gemachten Versuche, der zwar noch nicht vollständig war, doch aber großes Vertrauen erweckte. Man hatte Gußeisen von einer vorzüglichen Qualität und in bedeutender Quantität, eine große Ersparniß an Brennmaterial und die Möglichkeit erzielt, jede Gattung desselben anzuwenden. Kurz das Resultat der Erfindung war, daß man überall Hüttenwerke ohne fließendes Wasser, ohne Dampfmaschinen, und folglich sowohl in den Bergwerken als auch mitten im Walde, mit einem Worte auf den vor-

theilhaftesten Punkten errichten konnte. Die Fabrikation geschah von selbst, durch die bloße Wirkung der Naturkräfte und des Luftzuges. Die Sache war sehr verführerisch, und die Ausdrücke, deren sich Herr Maitre in seinen Briefen bediente, von der Art, daß ich ungeachtet der Einwendungen, die mein Verstand machte, und der Zweifel, die bei näherer Ueberlegung in mir aufstiegen, endlich daran glaubte. Herr Maitre ließ eben einen solchen Ofen bei einer Steinkohlengrube in der Nähe von Autun errichten. Er sollte mich stets von seinen Arbeiten und den neuern Versuchen, die er machte, in Kenntniß setzen. Nachdem er sich mit dem Erfinder verständigt hatte, forderte er mich auf, ein Erfindungspatent für Oesterreich zu nehmen.

Ich erwartete mit Ungeduld die Nachrichten, die mir Herr Maitre geben sollte, allein ich wartete vergebens. Sein Ofen wurde gebaut, aber das schlechte Wetter hinderte ihn, seine neuen Versuche mit der nöthigen Vollständigkeit zu machen, und er hatte sie daher auf das kommende Frühjahr verschoben. Alle diese Verzögerungen convenirten meiner Ungeduld nicht, und ich beschloß, selbst Versuche zu machen und auf einem kaiserlichen Eisenwerke zu Neuberg in Steiermark einen genügend großen Ofen bauen zu lassen. Ich modificirte die mir eingesandten Pläne und setzte alle Hilfsquellen meines Geistes in Bewegung, um ein günstiges Resultat zu erzielen.

Als die Arbeiten weit genug vorgeschritten waren, begab ich mich an Ort und Stelle, um die Vollendung derselben persönlich zu leiten. Dort kam mir, als ich über den Plan nachdachte und den Verbindungskanal bemerkte, welcher den Körper des Ofens mit dem Schornsteine verband, der Gedanke in den Sinn, die Flammen, die dem Hohofen entweichen, zum Puddeln des Eisens zu benutzen, und ich ließ einen Puddelofen über dem Feuerkanal und einen zweiten Schornstein

bauen, um die Gase nach Belieben durch die eine oder die andere Esse zu leiten, jenachdem der Puddelofen arbeitete, oder nicht arbeitete. Der Ofen wurde in Brand gesetzt, und die Verbrennung ging auf die lebhafteste und vollständigste Weise von Statten, obgleich die Gichten dreißig Fuß hoch waren. Das Erz sonderte sich und schmolz; da aber der untere Theil des Ofens, der Schacht, kalt geblieben war, blieb das Metall darin sitzen, die Formen verstopften sich, dadurch wurde der Luftstrom unterbrochen und der Ofen hörte auf zu gehen. Ich ließ die innere Mündung der Formen verengern und ihnen eine geneigtere Richtung geben; gleichzeitig ließ ich auch den Schacht verengern, um die Hitze mehr darin zu concentriren; allein das Resultat blieb das nämliche. Ich ließ nun in der Mitte des Schachtes eine hohle Säule errichten, die den Anfang eines unterirdischen Canals bildete, welcher in den Schornstein führte. Es entstand ein Zug von oben nach unten, welcher den Raum des Schachtes, der die Säule unmittelbar umgab, erhitzte; der ganze Ring füllte sich mit Metall, das erkaltete. Diese Einrichtung wurde in größerem Maßstabe vervielfältigt, und jetzt wurde der Schacht warm genug, denn da die Zugröhren mehrere Fuß über den Grundstein erhoben waren, und der ganze Zug unten stattfand, so wurde der obere Theil des Ofens kalt, die Zersetzung des Erzes fand nicht Statt, und das Schmelzen erfolgte nicht. Ich vertheilte nun die Luftzüge so, daß ein Theil des Zugs oben, der andre unten wirkte, jetzt aber waren beide Effecte verfehlt. Die Ausgaben, die mir diese Versuche verursachten, überstiegen meine Mittel, und ich mußte damit aufhören. Aber die Aufklärung die sie mir gaben, bestätigten meine Ansicht von der Möglichkeit und großen Wahrscheinlichkeit eines vortheilhaften Ergebnisses; sie gaben mir Gelegenheit nachstehende Prinzipien, die ich für unbestreitbar halte, festzustellen.

In den Oefen ohne Gebläse sind die Luftströmungen das Ergebniß der Temperaturverschiedenheit. Man kann ihre Schnelligkeit durch Vermehrung der Züge erhöhen, wie man dies bei gewöhnlichen Oefen durch stärkere Maschinen, welche die Luft mit größerer Kraft vorwärts drängen, erreicht. In einigen wirkt man durch Aspiration, in anderen durch Druck. So ist die Menge der zum Verbrennen nöthigen Luft bei dem einen wie bei dem andern Systeme gesichert. Die Zwischenräume der Gichten lassen hinlänglichen Raum für den Durchgang der Luft, und der Druck, den man als nothwendig dargestellt hat, dient nur dazu, eine hinlängliche Quantität Luft in einer bestimmten Zeit zu geben. Aber der große Unterschied beider Systeme besteht in Folgendem: bei den Oefen ohne Gebläse hat man nothwendigerweise die Verbrennung und die Luftströmungen in der geraden Linie, welche die Ein- und Ausgangsmündungen durch ihre respective Lage bezeichnen, während man mit Gebläsemaschinen, bei denen die Wirkung mechanisch ist, die Luft herkommen läßt von wo man will, weil sie durch eine constante Druckkraft, deren Richtung man nach Willkür verändern kann, eingeführt wird. Alle Berechnungen bei den Oefen ohne Gebläse müssen daher darauf gerichtet sein, die Luftströmungen so zu leiten, daß man die Hitze da hat, wo sie nöthig ist.

Nachdem ich die Frage sorgfältig studirt und die Erscheinungen, die sich meinen Augen gezeigt haben, genau beobachtet habe, glaube ich, daß man die folgenden Thatsachen als feststehend betrachten darf.

Wenn der Luftzug einmal hergestellt ist, geht er leicht durch die dichtesten Füllungen von Brennmaterial und Erz, besonders wenn letzteres nicht in Staubform ist. Wenn man die Oefen um funfzehn bis achtzehn Fuß verkleinert und schmelzbares Erz anwendet, stößt man von dieser Seite nie auf ein Hinderniß.

Die zur Zersetzung und Schmelzung nöthige Hitze wird erlangt, indem man sich des ganzen erzeugten Quantums der Gase und des Wärmestoffs bedient.

Wenn man die Luftströmungen theilt, hat man davon nicht mehr genug, um einen genügenden Hitzeffect zu erzeugen, und ich glaube, daß man mit einem Ofen von kleinem Umfange vollständig reussirt, wenn man alle Luftzüge von oben nach unten gehen läßt, und hierzu will ich die Constructionen angeben, die ich ausführen würde.

Ich würde einen Ofen mit einem Thurme von funfzehn bis achtzehn Fuß Höhe in der gewöhnlichen Form, mit einem viereckigen Schacht von zwanzig Zoll im Quadrat bauen. Ich würde die Gichtöffnung mit einem beweglichen Kranze verschließen, der geöffnet werden könnte, um die Gichtsätze einzubringen. Ich würde ein Dutzend Zugröhren vier Fuß unterhalb der Gichtöffnung um den Ofen herum anbringen lassen, und würde den innern Mündungen derselben nur vier Quadratzoll Weite geben. Endlich würde ich den Schacht zwölf bis funfzehn Zoll über dem Grundstein öffnen und würde einen Ofen, ähnlich den Wärmöfen anbauen und dann eine fast horizontal stehende Esse von achtzehn Zoll Oeffnung anbringen, so daß man auch einen Puddelofen placiren könnte, der die Flammen je nach Bedürfniß aufnehmen und in die Esse führen, oder unmittelbar entweichen lassen würde.

Ich zweifle keinen Augenblick an einem vollständigen Erfolge, denn alle angegebenen Uebelstände würden vermieden sein. Dieser mit einem gedrückten Gewölbe versehene Nebenofen würde vermittelst einer Handramme verschlossen sein und der eigentliche Schacht werden, und durch eine angebrachte Thür würde das Metall abfließen. Die ganze Hitze und die Gase des Ofens würden dazu verwendet, das Erz abzusondern und zu schmelzen, den Schacht, den sie in seiner ganzen Aus-

dehnung durchziehen, zu erhitzen. Keine Verstopfung würde dann mehr zu fürchten sein.

Während meiner Versuche leitete ich die Flammen des Ofens durch den Puddelofen und ich versuchte das Puddeln, was vollkommen gut gelang. Dieser Erfolg machte großes Aufsehen unter allen Gewerbtreibenden, die sich mit der Metallurgie beschäftigen.

Ich glaubte, daß, wenn ich ein Patent auf die Benutzung der entweichenden Flammen nähme, mir diese Erfindung einen ansehnlichen Ersatz für die Verluste, die ich erlitten hatte, bringen würde; allein es kam ganz anders, denn man machte mir das Verdienst, diese Idee zuerst in Oesterreich gehabt und sie in Anwendung gebracht zu haben, streitig. Ich hatte kein Geheimniß aus meinen Arbeiten gemacht und gegen die Beamten der Regierung noch weniger als gegen jeden Andern, weil ich auf einem kaiserlichen Hüttenwerke und mit Unterstützung der Verwaltung operirte; aber die Idee, die verlornen Flammen der Hohöfen zum Puddeln zu benutzen, hatte dem Director von Mariazell, einem Herrn Lait, einem geschickten, aber intriguanten Manne, gefallen. Ohne meinen Ideen die Priorität vor den seinigen zuzugestehen und ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß meine Arbeiten in vollem Gange waren, fing er seinerseits an zu bauen, und wußte die Eitelkeit des Fürsten Lobkowitz, Directors des Departements der Bergwerke und Schmelzhütten, für sein Unternehmen zu gewinnen.

Ich traf keine Vorsichtsmaßregeln gegen ein solches Verfahren, da ich nicht einen Augenblick vermuthen konnte, daß man die Arbeiten in Mariazell gegen meine Interessen benutzen könnte. Man behauptete, es sei nicht dasselbe, weil ich mich eines Ofens, der ohne Gebläsmaschine arbeitete, bedient hätte, während man Oefen mit Gebläse anwendete; als ob nicht mein erster Gedanke gewesen wäre, mein Verfahren gerade auf diese

Art Hohöfen anzuwenden, als ob mein Erfindungspatent dies nicht ausdrücklich erwähnt hätte! Man bezog sich darauf, daß meine Entwürfe nicht detaillirt und meine Abhandlung darüber nicht deutlich genug seien, und man behauptete, daß die Regierung, liberaler als ich, jedem Privatmanne Gelegenheit geben wolle, nach Belieben diese Verbesserungen bei sich einzuführen, ohne etwas dafür zu bezahlen. Um meine Verbesserungen zu vertheidigen, hätte ich einen Prozeß anfangen und große Kosten aufwenden müssen. Meine Stellung gestattete aber keinen Prozeß zwischen mir und der Regierung, und so mußte ich mich denn fügen.

Die Verwaltung kaufte mein Privilegium zurück, und da sie überzeugt war, daß meine Versuche der Industrie einen nützlichen Impuls gegeben hatten, entschied sie, daß mir die Kosten derselben vergütet werden sollten. Die Beamten triumphirten in ihrer Eitelkeit; da aber auch ihr pekuniäres Interesse einen Triumph verlangte, so entdeckte man, daß ein Herr Favre Dufour schon in Würtemberg mit verlorner Flamme gepuddelt hatte, und man schlug dem Fürsten Lobkowitz vor, ihm seinen Apparat abzukaufen und denselben in Oesterreich patentiren zu lassen, so daß die Verwaltung, welche in Bezug auf mich behauptete, gleichzeitig mit mir die Erfindung gemacht und verkündigt zu haben, daß sie die Rechte Aller vertheidige, indem sie mich verhinderte, von meinem Privilegium Gebrauch zu machen, später erklärte, sie habe nichts erfunden, und Herrn Favre Dufour dadurch als Erfinder anerkannte, daß sie ihm das Privilegium der Anwendung dieses Verfahrens abkaufte, und zwar nicht für alle Fabrikanten der Monarchie, sondern nur für die kaiserlichen Hüttenwerke, wodurch sie also die Rechte des Publikums, welche sie zu schützen behauptet hatte, hintansetzte. Diese Darlegung der Sache ist deutlich genug und bedarf keines Commentars.

Des eintönigen Lebens in Wien und seines strengen Klima's überdrüssig, der Anwesenheit mir theurer Personen, die in Frankreich reisten, beraubt, nahm ich mir vor, den Winter in Venedig zu verleben, wo eine große Freiheit, der Genuß einer milden Luft, ein ausgezeichnetes Theater und eine angenehme, gastfreie Gesellschaft werthvolle Vortheile einem Manne versprach, der, wie ich, eine Art Einsiedler ist, doch aber noch nicht völlig auf die Genüsse der Welt verzichtet hat. Unter diesen Eindrücken, und in Venedig selbst schreibe ich in diesem Augenblicke gegenwärtige Zeilen.

Sechsundzwanzigstes Buch.

1839 — 1841.

Orientalische Angelegenheiten in den Jahren 1839 bis 1841. — Meine Beziehungen zu Mehemed Ali. — Vertrauliche Mittheilungen. — Briefe von Boghos-Bey. — Ich werde ein nützlicher Vermittler. — Meinung des Fürsten Metternich. — Lage Mehemed Ali's, verschiedenen Mächten gegenüber. — Intervention Rußlands. — Der Fürst Metternich stützt sich auf England. — Denkschrift über die orientalische Frage unter dem Titel: „Ueber die Krisis im Orient, und die Politik, die sie zu erheischen scheint.“ (De la crise de l'Orient et de la politique qu'elle semble exiger.) — Schreiben in Wien über den Tractat vom 15. Juli. — Kritik der von Frankreich befolgten Politik. — Gründe der Schwäche der ägyptischen Armee im Felde. — Ibrahim Pascha und Soliman Pascha. — Saint-Jean d'Acre. — Fortsetzung meiner Beziehungen zu Aegypten. — Anhang.

Ich habe in ununterbrochener Folge erzählt, wie ich die letzverflossenen Jahre verlebt. Ich habe aber nicht von den Beziehungen gesprochen, in denen ich zu Aegypten geblieben war. Da diese Episode ein für sich bestehendes Ganze ausmacht und mit den Angelegenheiten im Orient zusammenhängt, die in den letzten Jahren einen für Frankreich so peinlichen, so schmerzlichen und leider so beschämenden Gang nahmen, so glaubte ich, sie besonders erzählen zu müssen, und damit man auf alle Einzelheiten eingehen kann, die sich an nicht bekannte Umstände knüpfen, ersuche ich die

Leser, bevor sie das Folgende lesen, Kenntniß von dem zu nehmen, was ich über Aegypten und über Mehemed Ali geschrieben habe.

Ich habe in meinen Schriften die Rathschläge aufgezeichnet, die ich ihm gab. Sie waren aufrichtig, und wie ich glaube, ganz zeitgemäß. Nur Eins habe ich verschwiegen: er hatte mir in unsern Unterhandlungen sogleich bei meiner Ankunft im Vertrauen mitgetheilt, daß er, da er an den feindseligen Gesinnungen des Sultans nicht zweifeln könne, da er den Geist des Hasses, der gegen ihn im Serail herrschte, kenne, und da er sogar die Vorbereitungen sehe, die den Zweck hätten, ihn aus dem Besitz der Rechte, welche man ihm zugestanden, und der Provinzen, die man ihm zugetheilt, zu verdrängen, er es für vernunftwidrig halte, seinem Feinde Beistand zu leihen und ihm Geld zu schicken, daß er demgemäß entschlossen sei, den Tribut zu verweigern und sich für unabhängig zu erklären.

Mehemed fragte mich um Rath, wie er sich verhalten solle. Ich antwortete ihm, daß der Empfang, den er mir bereitet, die Ansicht, die ich mir über ihn gebildet habe, und auch mein eigner Character mir die Verpflichtung auflegten, frei und offen mit ihm zu sprechen, und daß ich demzufolge keinen Anstand nähme, ihm zu erklären, daß der Weg, zu dem er sich hinneige, für ihn verderblich sein werde, wenn er denselben einschlüge. Ich sagte zu ihm: „Ich lasse die feindseligen Gesinnungen gelten, die Sie dem Sultan zutrauen. Ich bin sogar selbst davon überzeugt, denn ich hatte in Constantinopel nur von kriegerischen Plänen der Pforte und von dem Wunsche, die Waffen entscheiden zu lassen, sprechen hören. Ich wußte aus dem Munde des französischen Gesandten und des österreichischen Internuntius, daß ihr ganzer Einfluß, den sie dazu anwendeten, um eine Schilderhebung zu vermeiden, die den Untergang des Sultans nach sich zie-

hen mußte, und um eine Heftigkeit und einen Zorn zu beschwichtigen, welche die traurigste und verhängnißvollste Krisis zur Folge haben konnten, sich bisweilen als ohnmächtig zu erweisen schien."

Ich stimmte sonach mit Mehemed Ali vollkommen über den Ausgangspunkt seiner Politik und über die Lage der Dinge überein, aber ich setzte sogleich hinzu: „Dessenungeachtet können Sie den Weg, den Sie angegeben haben, nicht ohne Gefahr einschlagen. Sie würden in den Augen Europa's die Rechte, die Sie erlangt haben und die man Ihnen zugesteht, verlieren. Die thatsächliche Macht, so groß sie ist, und besonders in der Türkei, wo sie sich oft zum Schaden der rechtlichen Macht erhebt, kann die letztere nicht aufheben. Entsagen Sie nicht einem nützlichen Verbündeten. Ihre Rechte schreiben sich aus dem Tractat von Kutahieh her, bei dem ganz Europa intervenirt hat, und kraft dieses Tractats nehmen Sie eine Stelle unter dem europäischen Völkerrechte ein. Aber unter welchem Titel, unter welcher Bedingung sind Sie mit den Provinzen, über welche Sie herrschen, belehnt? als Vasall, der einem Tribute und Bedingungen unterworfen ist. So lange Sie diese erfüllen, haben Sie die Meinung der Welt für sich. Wenn Sie sich davon befreien wollen, zerreißen Sie mit eigenen Händen die Rechtstitel Ihrer Macht, und Europa wird Ihnen feindlich gesinnt, dies um so mehr, als man das ottomanische Reich nicht schwächen will. Obwohl es in zwei Theile getheilt ist, von denen der eine Ihnen untergeben ist, so erblicken die Unparteiischen, wenn sie die Ordnung bemerken, der in dem Theile herrscht, den Sie regieren, in diesem Zustande der Dinge keineswegs eine Schwächung der Monarchie, sondern im Gegentheil eine Art von Reorganisation, ein Element der Kraft. Was sind Sie, wenn man den Tractat von Kutahieh zerreißt? Ein einfacher widerrufbarer Pascha! Ich weiß wohl,

daß dieser Widerruf Sie nicht stürzen wird; aber in den Augen der Völker wird er Ihre Macht erschüttern und Sie vielleicht gefährden, wenn eine neue Krisis eintritt. Das Recht ist mächtig in den Augen der Menschen; wenden Sie es nicht gegen sich! Sie können die Entrichtung des Tributs unter verschiedenen Vorwänden verzögern, oder ihn nur theilweise abtragen; aber erklären Sie niemals, daß Sie ihn nicht bezahlen wollen. Zeigen Sie sich als treuer Unterthan, so lange als Ihre Interessen nicht direct und unmittelbar durch wirkliche Feindseligkeiten gefährdet werden. Diese Politik ist nichts Neues, sie ist im Orient hinlänglich bekannt. Bedenken Sie, daß das Blut Othman's, trotz so vieler Revolutionen und Ereignisse, welche es beflecken konnten, noch immer das einzige im Reiche ist, welches Gegenstand einer religiösen Verehrung ist. Opfern Sie nicht durch einen unklugen Schritt das Gewisse dem Ungewissen auf und halten Sie nicht den Schatten für den Körper."

Mehemed Ali hörte diese Worte mit Unmuth an, und erröthete oft, während ich sprach. Endlich wiederholte er einige Einwendungen, welche mehr von der Leidenschaft, als von der Vernunft eingegeben waren, und wir trennten uns, ohne daß er seine Ansicht geändert hatte. Zwei Tage nachher sagte er mir, daß er meine Worte reiflich erwogen habe, daß meine Rathschläge vernünftig wären, daß er das Zeitgemäße derselben einsähe, und daß er sich entschlossen habe, sie zu befolgen. Er hat es nicht unterlassen, er hat nie zu den Anklagen berechtigt, die man ohne Grund gegen ihn erhoben hat, und er hat nicht einen Augenblick daran gedacht, den Thron des Sultans zu stürzen, noch gegen Constantinopel zu marschiren. Diese Erklärungen mußte ich dem nun Folgenden vorausschicken.

Die Söhne zweier meiner Freunde, des Herzogs von Mortemart und des Herzogs von Périgord,

die eine Reise nach Aegypten machen wollten, baten mich um einen Empfehlungsbrief an den Pascha. Ich schrieb, ihren Wünschen entsprechend, an Boghos Bey. Einige Zeit darauf erhielt ich nachstehenden Brief, der sich auch auf das Werk bezog, das ich über Aegypten herausgegeben hatte.

„Alexandrien, 15. September 1838.

„Herr Marschall!

„Nachdem die Herren von Périgord und von Mortemart glücklich angekommen sind und mir den Brief vom 2. Juni, mit welchem Sie mich beehrt, übergeben haben, habe ich es mir zur Pflicht gemacht, denselben Sr. Hoheit, dem Vicekönige, meinem Gebieter, vorzulegen.

„Die Gefühle der Freundschaft, die Sie Sr. Hoheit während Ihres kurzen Aufenthaltes hierselbst eingeflößt und die Se. Hoheit erwidert zu haben sich schmeichelt, machen ihr Ihre geringsten Wünsche zum Gesetz. Diese beiden Reisenden, die schon in vielen anderen Beziehungen ausgezeichnet sind, werden hier mit ganz besondrer Aufmerksamkeit behandelt. Sie werden es sicherlich nicht bereuen, die Ueberbringer einer solchen Empfehlung gewesen zu sein. Ich bedaure nur, Herr Marschall, daß ich unter den mir zugekommenen verschiedenen Exemplaren des von Ihnen herausgegebenen Werkes nicht das für Se. Hoheit bestimmte mit erhalten habe.

„Dem Vicekönig, der die Uebersetzung desselben anbefohlen, hat geruht, in Allem, was sich auf Aegypten bezieht, den geübten Blick des Mannes zu erkennen, der ebensowohl in der Verwaltung, wie an der Spitze der Armeen geglänzt, und er hat die Unparteilichkeit, welche bei dessen Bearbeitung vorgewaltet hat, laut anerkannt.

„Nichts konnte Sr. Hoheit angenehmer sein, als das Interesse, das Sie, Herr Marschall, ihm bezeigen, indem Sie schreiben, daß Sie die Erzählung der Ereignisse lesen, die sich in seinen Staaten zutragen und daß Sie aufrichtige Wünsche für den glücklichen Ausgang derselben hegen. Daher hat sie denn auch gesagt, daß die Vorsehung, die Ihnen die Idee eingegeben hat, eine Reise in diese Gegenden zu unternehmen, vielleicht die Absicht dabei hatte, ihn einen mächtigen Verbündeten zu senden.

„Ich halte es für überflüssig, Ihnen zu sagen, daß Sie gegen Alles, was in Europa über den Vicekönig und über Aegypten in den periodischen Blättern gedruckt wird, mißtrauisch sein müssen. Sie werden am besten wissen, welchen Glauben gewisse Correspondenzen in den Journalen verdienen. Die syrischen Angelegenheiten sind glücklich und vollständig zu Ende gebracht, obwohl die topographische Beschaffenheit dieser Provinz und der Character seiner Einwohner derartigen Thorheiten günstig sind, werden sie doch niemals ernste Folgen haben. Der Ein- und Ausfuhrhandel hat sich unter der gegenwärtigen Regierung verdreifacht. Die große Masse der Bevölkerung ist zufrieden. Was die auswärtigen Angelegenheiten anlangt, so werden Sie, Herr Marschall, durch die persönliche Bekanntschaft mit dem Sultan Mahmud und Sr. Hoheit Mehemed Ali die feste Ueberzeugung gewonnen haben, daß ohne die Intervention der europäischen Mächte ein gütliches Arrangement zwischen ihnen nicht zu hoffen ist.

„Die hohe sociale Stellung, die Sie einnehmen, bringt Sie in Berührung mit den einflußreichsten Staatsmännern, und Ihr persönlicher Character hat Ihnen unzweideutige Beweise der Zuneigung eingetragen, die Ihnen erlauchte Personen schenken. Die Wahrheit und die wirklichen Bedürfnisse Aegyptens können nicht besser

gewürdigt werden, als wenn sie durch eine unparteiische und durchaus glaubwürdige Stimme dargestellt werden.

„Einen Conflict zwischen den europäischen Großmächten wegen der orientalischen Frage zu vermeiden, war der Zweck, welcher den Vicekönig bei seiner neuerlich ihren Generalconsuln abgegebenen Erklärung leitete, daß er sich damit begnügen würde, die Thronfolge seiner Familie gesichert zu sehen. Er ist vollkommen überzeugt, daß die Billigkeit seines Verlangens anerkannt, daß die europäischen Höfe sich eine günstigere Meinung bilden und Aegypten zum Lohne für die außerordentlichen Arbeiten, die der Vicekönig zum Wohle des Landes ausgeführt hat, eine gesicherte Existenz verschaffen werden. In dieser Erwartung wird der Tribut den 17. dieses Monats mit dem französischen Postpaquetboot nach Constantinopel abgehen.

„Endlich, Herr Marschall, hofft der Vicekönig, daß das Interesse, welches Sie für ihn hegen, ein nicht blos passives sein wird, daß Sie in Betreff der persönlichen Ansichten, welche die erlauchten Souveraine in Teplitz geäußert haben, die besondere Güte haben werden, ihn von den Modificationen, welche dieselben etwa erlitten haben, in Kenntniß zu setzen, und Se. Hoheit über den Gang aufzuklären, die sie in ihrer prekären, fortan unhaltbaren Lage zu befolgen hat.

„Der gegenwärtige Brief wird an meinen Bruder, Herrn Pietro Jussuf in Triest geschickt, welcher Auftrag hat, ihn durch eine ganz zuverlässige Person, die nur zu diesem Zwecke nach Wien reist, in Ihre Hände gelangen zu lassen. Diese Person wird für den Fall, daß Sie, Herr Marschall, es für gut finden sollten, ihn mit einer Antwort zu beauftragen, zu Ihrer Disposition stehen. Diesen Weg hielt ich für den zweckmäßigsten zur sicheren Beförderung der Depeschen, und ich versichere Ihnen meinerseits, daß Sie von unserer Seite keine Indiscretion bezüglich Ihrer Mittheilungen

oder Rathschläge, welcher Art sie auch sein mögen, zu fürchten haben.

„Nachdem ich in Vorstehendem die Befehle meines vielgeliebten Gebieters vollzogen habe, erlauben Sie mir, Herr Marschall, daß ich Ihnen die Versicherung der hohen Achtung und Bewunderung darbringe, mit welcher ich die Ehre habe zu sein Ihr ergebenster und gehorsamster Diener

„Boghos Jussuf."

Dieser mit Sorgfalt geschriebene, vernünftige und durch unwiderlegliche Thatsachen motivirte Brief verlangte im Interesse der Aufrechthaltung des Friedens das Zusammentreten der Mächte, um eine regelmäßige Ordnung der Dinge herzustellen, welche die Zukunft sicherstellte. Die durchaus gerechtfertigten Wünsche Mehemed Ali's mußten den verschiedenen Regierungen angemessen erscheinen, und ich hielt es für gut, den Fürsten Metternich davon in Kenntniß zu setzen. Er war über den Brief verwundert und ließ das Prinzip gelten, welches darin aufgestellt war. Wir sprachen miteinander darüber, welches die Vortheile wären, die man Mehemed Ali gewähren müsse, und über welch sich die Mächte zu vereinigen hätten. Er sprach sich entschieden für das erbliche Aegypten aus, aber er glaubte, daß der Besitz Syriens auf Lebenszeit das Einzige wäre, was man noch hinzufügen könnte. Ich gestehe, daß ich diese Ansicht nicht theilte, weil hiernach die Lösung neuer Verwickelungen, die vielleicht noch schwieriger werden konnten, auf eine Zeit verschoben wurde, die möglicherweise nicht fern war: nämlich bis zum Tode Mehemed Ali's. Ibrahim ist von leidenschaftlichem Character und ein minder geschickter Politiker als sein Vater. In meiner Antwort ging ich ausführlich auf die Lage Mehemed Ali's und auf meine Anschauungsweise derselben ein. Ich zeigte ihm,

daß es in seinem wahren Interesse liege, Aegypten erblich und Syrien auf Lebenszeit anzunehmen, wenn man letzteres nicht ebenfalls erblich erlangen könnte, und obwohl ich den Brief Boghos Bey's für sehr vernünftig hielt, so bestand ich doch, da ich den Character Mehemed Ali's, der ihn antrieb, einen extremen Entschluß zu fassen, wohl kannte und die Folgen für ihn fürchtete, in meinem Briefe entschieden darauf, daß es für den Vicekönig von Wichtigkeit sei, den Vertrag von Kutahieh in keinem Punkte zu verletzen. Ich sprach mich folgendermaßen aus:

„Mein Herr! Der Brief, den Sie mir die Ehre erzeigt haben am 15. an mich zu schreiben, hat mir wahre Freude gemacht. Er ist schmeichelhaft für mich wegen des Werthes, den der Vicekönig auf meinen Rath legt, und wegen des Vertrauens, das er in meine Gesinnungen für ihn setzt. Auch erblicke ich darin einen Beweis von der beständigen Freundschaft, von der er mir während meines Aufenthaltes in Aegypten vielfache Beweise gegeben hat und deren Andenken ich stets bewahren werde.

„Ich nehme aufrichtigen Antheil an Allem, was in Ihrem Lande vorgeht, und die Nachrichten, die ich von dort erhalte, sind stets von großem Interesse für mich. Auch lege ich hohen Werth auf Ihre persönlichen Gesinnungen gegen mich, weil ich besondere Hochachtung für Ihre Person empfinde.

„Während unserer langen Unterredungen mit Mehemed Ali unter Ihren Auspicien habe ich immer mit Freimüthigkeit gesprochen. Die Achtung, die ich seinem Character und seiner Einsicht zolle, machten mir dies zur Pflicht. In der Entfernung von ihm werde ich mein Verfahren nicht ändern, und ich will Ihren Brief mit der größten Offenheit beantworten.

„Die von den Journalen verbreiteten Gerüchte über

den Plan des Vicekönigs, sich für unabhängig zu erklären, haben mich seinetwegen sehr beunruhigt. Obwohl ich seine Talente und seine große Energie kenne, schien es mir seiner Klugheit nicht eben würdig, eine bestimmte Existenz, die sich täglich mehr befestigen muß, den Zufälligkeiten des Kriegs und den Wechselfällen der Politik preis zu geben. Die Zeit, die seit meiner Rückkehr aus Aegypten verflossen ist, hat meine Meinung, die ich hierüber gegen ihn ausgesprochen habe, keineswegs geändert. Der Tractat sichert seine Rechte, legt ihm aber Verpflichtungen auf. In dieser Welt steht Alles unter sich in Zusammenhang. Indem man sich von den Einen befreit, entzieht man den Füßen Anderer den Boden, und obwohl der factische Besitz seine wirkliche Macht constituirt, obwohl die Mittel, die er sich geschaffen hat, ihm die Fortdauer seiner Macht sichern, so kann ihm doch die moralische Macht des Rechts nicht gleichgültig sein. Sie erhöht die factische Macht so direct und so wirksam, daß nur die Zeit und eine lange Reihe von Jahren die Lücke dadurch ergänzen können, daß sie das Gefühl eines neuen Rechts im Geiste der Menschen erzeugen. Nach meiner Meinung hat daher der Vicekönig klug gehandelt, indem er sich in den Grenzen seiner anerkannten Rechte hielt, und wird um so besser daran thun, innerhalb derselben zu bleiben, als er zu Hause unumschränkter Gebieter ist.

„Um Alles sogleich zu erschöpfen, was diese Unabhängigkeitsfrage zu erwägen giebt, will ich sagen, daß diese Erklärung nur dann einigen Werth haben könnte, wenn sie die Genehmigung der europäischen Großmächte erhielte. Allein ich habe allen Grund zu glauben, daß diese weit entfernt davon sind, sie zu geben, und selbst das Anerkenntniß einer von ihnen könnte nur eine Verwickelung und vielleicht einen Zusammenstoß herbeiführen, dessen Opfer Aegypten werden könnte, nachdem es Anlaß dazu gegeben hat.

„Ich begreife den Wunsch Mehemed Ali's, die Zukunft seiner Familie zu sichern. Dieser Wunsch ist durchaus vernünftig und gerechtfertigt. Die großen Dinge, die der Pascha ausgeführt hat, können nur unter den Auspicien der Macht, die sie in's Leben gerufen, dauernden Nutzen bringen und ihn überleben. Aegypten würde, wenn es wieder unter die directe Oberherrschaft des Sultans käme, sehr bald zur Unordnung und Anarchie zurückkehren. Dies kann man sich nicht verhehlen. Indessen, da dieses Land täglich in engere Verbindung mit Europa kommt, hat letzteres ein großes Interesse daran, daß dort Ordnung herrscht und daß eine reiche Cultur wichtige Erzeugnisse zu seiner Verfügung stellt. Die europäischen Großmächte müssen also die Stabilität der bestehenden Staatsverfassung wünschen, und ich glaube, daß Mehemed Ali, wenn er in vernünftigen Grenzen bleibt, auf ihre Unterstützung rechnen kann. Wenn er seine Forderungen darauf beschränkte, daß sein Sohn jetzt sogleich mit den Provinzen, die er beherrscht, belehnt werde, so könnte er dies vielleicht erlangen, und ist dieser Gegenstand so geordnet, dann scheint die Ruhe der Zukunft gesichert. Wenn aber die Mächte ihre Hülfe darauf beschränkten, Ibrahim Pascha nur den erblichen Besitz Aegyptens zu sichern, so müßte sich Mehemed Ali meiner Ansicht nach damit begnügen, denn ihm selbst ist der Besitz des Uebrigen ohne Widerspruch und auf Lebenszeit zuerkannt, und wenn in dem Augenblicke, wo die Vorsehung ihn zu sich ruft, seine Staaten ruhig sind, seine Armee in gutem Stande, und sein Schatz gefüllt ist, so ist nicht zu bezweifeln, daß sein Sohn Ibrahim von der Pforte aus Furcht und Nothwendigkeit im Besitz sämmtlicher Ländereien seines Vaters bestätigt wird. Es ist aus dem Gesichtspunkte der öffentlichen Meinung schon viel, im Voraus als zukünftiger Be-

herrscher Aegyptens anerkannt zu sein; es ist dies das wahre und wichtigste Element der neuen Macht.

„Ich würde also dem Vicekönig in seinem wohlverstandenen Interesse rathen, den Gedanken aufzugeben, sich von einer Vasallenschaft zu befreien, deren Last leicht ist und die doch seine wirkliche Macht erhöht, und sich darauf zu beschränken, daß er die Intervention Europa's anruft, um für seinen Sohn die Belehnung mit den Ländergebieten, die er besitzt, zu erlangen.

„Alles erwogen hängt die Dauer der von Mehemed Ali geschaffenen Macht nächst ihm selbst von den Talenten seines Sohnes ab. Wenn er, wie ich glaube, seines Vaters würdig ist, wird er sie behaupten, wenn nicht, wird er unterliegen und alle Rechte der Welt würden seinen Fall, das Resultat der Gewalt der Dinge, nicht verhindern.

„Um die Uebertragung seiner Macht zu erleichtern, um deren Fortdauer in seiner Familie nach seinem Tode zu sichern, muß Mehemed Ali an Dreierlei denken, wovon ich schon mehr als einmal mit ihm gesprochen habe. Er muß nämlich erstens dafür sorgen, seine Armee hinsichtlich der Disciplin, der Instruction und der Tüchtigkeit der Offiziere auf dem bestmöglichen Fuße zu erhalten; zweitens muß er einen stets reichlich gefüllten Schatz haben, denn in seiner eigenthümlichen Stellung kann er den Credit, diese neue und mächtige Waffe der Regierungen, die aber einen veränderlichen Werth hat und schon von den alten Regierungen schwer zu handhaben ist, durchaus nicht anwenden; drittens endlich muß er bei seinen Unterthanen den Frieden aufrechterhalten, und er wird mit Gewißheit diesen letztern Zweck erreichen, wenn es ihm gelingt, ihre Lage zu verbessern, ohne etwas an dem Verwaltungssystem zu ändern, das ich für die jetzige Zeit passend und sogar nothwendig finde, mit welchem es aber doch nicht möglich ist, alle Interessen in Einklang zu bringen.

Wenn diese drei Bedingungen erfüllt sind, kann der Pascha ruhig schlafen, und wegen der Zukunft seiner Kinder unbesorgt sein.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, und auch Sr. Hoheit für die gute Aufnahme, die Sie den Herren von Périgord und Mortemart in Aegypten haben angedeihen lassen. Es ist mir unendlich leid, daß die Exemplare meines Werkes, die für Sie bestimmt waren, Ihnen nicht zugekommmen sind. Ich wiederhole Ihnen rc.“

Boghos Bey schrieb am 16. December 1838 nochmals an mich. Ich antwortete ihm ohne Verzug am 6. Februar.

Der Brief Boghos Bey's lautete folgendermaßen.

„Alexandrien, 16. December 1838.

„Herr Marschall;

„Se. Hoheit der Vicekönig, mein erlauchter Gebieter, sagte mir bei seiner Abreise nach Nigritien: „Wenn ein Brief von meinem Freund, dem Marschall, „ankommt, so senden Sie mir sogleich eine Uebersetzung „davon überallhin, wo ich auch sein mag.“ Seine Befehle sind pünktlich vollzogen worden. Ein Dromedarcourier ist mit der genauen Uebersetzung des Briefs vom vergangenen 8. November, mit dem Sie mich beehrt haben, abgegangen.

„Die Ansichten Sr. Hoheit sind mir genugsam bekannt, um überzeugt zu sein, daß er mit wahrem Vergnügen die Bestätigung der freundschaftlichen Gesinnungen, die dieser Brief ausdrückt, lesen und Rathschläge, die aus einer so guten Quelle kommen und mit so großer Freimüthigkeit gegeben sind, hinlänglich zu schätzen wissen wird, um sie als Richtschnur seines künftigen Verhaltens anzunehmen. Se. Hoheit darf hoffen, daß die nämliche Ueberzeugung, die sie die-

tirt hat, zu seinen Gunsten den erlauchten Personen gegenüber ausgesprochen werden wird, deren Mitwirkung bei seinem gerechten und bescheidenen Verlangen nöthig ist, welches die Erhaltung der Frucht seiner mühevollen Laufbahn bezweckt.

„Man erwartet von Tag zu Tag die Nachricht von der Ankunft Sr. Hoheit in Kardum. Seine letzten Depeschen waren aus Dongola. Nach seiner Reiseroute kann er gegen die Mitte des Februar nach Cairo zurückgekehrt sein, da er sich in Tarogdu nicht lange aufzuhalten gedenkt. Ich möchte ihm sehr gern einige bestimmte Nachrichten über den Gang mittheilen, den zu der genannten Zeit die Meinung der Leute genommen hat, welche Einfluß auf die ägyptische Frage haben, wenn anders Sie die Bitte um einen neuen Brief von Ihrer Hand nicht für indiscret halten.

„Das freundliche Anerbieten, mit welchem der Brief vom 8. November schließt, ermuthigt mich, und mein erhabener Gebieter, der überzeugt ist, daß seine Interessen nicht in bessern Händen sein können, wird sich sehr geschmeichelt fühlen, wenn Sie die Güte haben, sich derselben anzunehmen, wo es die Umstände erheischen.

„Voll Dankbarkeit für Ihr freundliches Andenken und für die Beweise von Wohlwollen, die Sie mir in Ihrem Briefe geben, erneuere ich Ihnen, Herr Marschall, die Versicherung meiner Hochachtung und Verehrung, mit denen ich die Ehre habe zu sein Ihr unterthänigster und gehorsamster Diener

„Boghos Jussuf."

Folgendes war meine Antwort auf diesen Brief.

„Wien, 6. Februar 1839.

„Mein Herr;

„Ich erhielt vor einigen Tagen den Brief den Ew. Excellenz am vergangenen 16. December an mich zu

schreiben mir die Ehre erzeigt hat, und ich beeile mich, darauf zu antworten. Ich danke Ihnen sowohl für die guten Nachrichten, die Sie mir über Se. Hoheit den Vicekönig gegeben haben, als auch für den Werth, den sie auf meine Rathschläge legen. Sie haben die Aufrichtigkeit derselben beurtheilen können. Sie sind das Resultat meiner wahren Freundschaft für den Pascha, und der Kenntniß, die ich von der Meinung der hauptsächlichsten europäischen Cabinette über ihn erlangt habe. Wenn er sie benutzen will, wenn er für gut findet, in dem Sinne zu handeln, den ich ihm angedeutet habe, so glaube ich, daß er seine Wünsche den Consuln, die bei ihm residiren, kundgeben kann. Seine Wiederankunft in Aegypten würde ihm eine ganz natürliche Gelegenheit dazu bieten. Er würde daran erinnern, daß er bei seiner Abreise nach Sennar aus Rücksichten für die Souveraine Europa's und ungeachtet seiner Beschwerden gegen den Sultan, deren Wiederholung überflüssig sei, den Tribut bezahlt, den Beweis von seiner Unterwürfigkeit gegeben, und den Willen gezeigt habe, nichts zu thun, was den Frieden des Orients stören könnte; daß er nun aber auch berechtigt sei, die Garantien für seine Zukunft zu verlangen und den Beweis zu fordern, daß der Sultan nichts unternehmen will, ihn in seinem Besitz zu stören. Er würde Garantieen und den Lohn für seine langen Arbeiten in einer Bestimmung finden, welche das zukünftige Loos seiner Familie feststellte, und so seine Ruhe sicherte. Er verlange also jetzt vom Sultan für seinen Sohn Ibrahim die Belehnung mit den Ländern, die er regiert, damit er den Besitz derselben unter den nämlichen Bedingungen wie sein Vater genießen könne, und er bitte die Generalconsuln, ihren respectiven Regierungen darüber Bericht zu erstatten, und ihrerseits um eine wohlwollende Intervention nachzusuchen, welche das Fortbestehen einer Ordnung der Dinge sichere, bei der

das Wohl Europa's und die Ruhe der Welt interessirt seien. Dieser Schritt scheint mir der natürliche Anfang der Unterhandlungen und der richtige Weg, um die europäischen Mächte zur Intervention aufzufordern.

„Ich habe nicht den gegenwärtigen Augenblick abgewartet, um hohen Orts die Ansichten darzulegen, die ich in Bezug auf den Pascha hege, und ich werde nicht aufhören, dies bei jeder Gelegenheit zu thun. Grade bei solchen Unterredungen konnte ich meine Ideen über die Art und Weise, wie die Lage des Pascha's aufgefaßt wird, feststellen.

„Wenn ich nach Frankreich zurückgekehrt wäre, wie ich es mir vorgenommen hatte, würde ich dort den Interessen Mehemed Ali's gedient haben. Aber da besondere Gründe diesen Zeitpunkt noch hinausgeschoben haben, so habe ich eine günstige Gelegenheit benutzt, um in demselben Sinne auf den Geist erlauchter Personen einzuwirken. Ich bin also überzeugt, daß der Pascha, wenn er den Weg einschlägt, den ich ihm anrathe, überall eine wohlwollende und seinen Wünschen günstige Stimmung finden wird. Sollte man sich für den Augenblick darauf beschränken, nur die Belehnung mit Aegypten zu unterstützen, so glaube ich, daß sich der Vicekönig damit begnügen müßte.

„Ich glaube, mein Herr, daß ich den Wünschen entsprochen habe, die Ihr Brief enthält. Wenden Sie sich in Allem, wovon Sie glauben, daß es dem Pascha nützlich sein könnte und was im Bereich meiner Kräfte liegt, immer an mich. Es wird mir stets ein wahres Vergnügen sein, ihm die Freundschaft zu beweisen, die ich ihm, wie auch Ihnen, mein Herr, bewahre ꝛc."

Ich theilte dem Fürsten Metternich diese beiden Briefe mit, und in Folge der Unterredungen mit mir kam er auf die Idee, die Mächte zur Intervention aufzufordern, anstatt den Pascha unnütze Anstrengungen bei den Generalconsuln machen zu lassen, denen ihre

respectiven Regierungen kein Gehör geben, und die immer dieselbe Ungewißheit und dasselbe Schwanken in den orientalischen Angelegenheiten fortbestehn lassen würden. Er machte zu dem Ende Mittheilungen nach Frankreich, nach Rußland, nach England und schlug vor, mir die gemeinsamen Interessen zu übertragen, denn er rechne auf den Einfluß, den ich auf Mehemed Ali haben könnte, um ihn zur Mäßigung zurückzuführen, und hoffe, daß so jeder neue Conflict vermieden werde und man dahin gelangen könne, die Zukunft definitiv festzustellen.

Frankreich gab eine sehr günstige, aber unvollständige Antwort. Rußland stimmte bei und nahm die Vorschläge an; aber England antwortete ausweichend und entschieden verneinend.

Man war dem Ende der Verhandlungen nahe, als plötzlich in Folge der Intriguen des englischen Gesandten, eines thörichten, überspannten Menschen, der blindlings und selbst mit Uebertreibung den heftigen Leidenschaften Lord Palmerston's gegen uns diente, der Krieg im Orient ausbrach; denn es ist vollständig erwiesen, daß sich der Haß Englands gegen Mehemed Ali auf die Freundschaft des Letztern für Frankreich, und auf den Einfluß gründete, den wir auf ihn ausübten.

Lord Ponsonby fand in der Verblendung und den Leidenschaften Mahmud's, in der Unfähigkeit und der sorglosen Unwissenheit Derer, die ihn umgaben, und in dem glühenden Hasse, den Khosrew Pascha, der Oberbefehlshaber der Armee, gegen Mehemed Ali empfand, einen leichten Weg für seine Intriguen und eine gute Stütze für den Erfolg derselben. Als die türkische Armee auf dem Marsche und die Feindseligkeiten begonnen waren, wurde Jedermann besorgt Frankreich, Oesterreich und Rußland schickten Agenten die sie zu schlichten versuchen sollten. Ibrahi

Pascha zeigte eine große Langmuth; aber die Intriguen und das Gold Englands wiegelten das Land auf. Die Stellung der Aegypter war nicht mehr haltbar, die Schlacht wurde geliefert, und man kennt den Ausgang derselben. *)

Mehemed Ali, treu seinem System, und willens, seine Mäßigung zu beweisen, gab seinem Sohne Ordre, Halt zu machen. Er verlangte, was er vor der Schlacht verlangt hatte: für sich und seine Familie die erbliche Zusicherung der Herrschaft, die er als Vasall der Pforte in den Provinzen, welche ihm durch den Tractat von Kutahieh cedirt waren, ausübte.

Mahmud war gestorben, die in den Dardanellen liegende türkische Flotte war nach Alexandrien gesegelt, und jede Möglichkeit der Vertheidigung war verschwunden. Leider hatte Mehemed Ali die Frage verwickelt, um seinen persönlichen Haß gegen Khosrew Pascha zu befriedigen.

Nie hat eine heftigere Leidenschaft zwischen zwei Menschen existirt. Khosrew ist gewiß ein wenig empfehlenswerther Mann, ein Elender, der stets bereit ist, das Land zu verkaufen, und aus diesem Grunde durfte Mehemed Ali ihn hassen. Aber auf der andern Seite hatte Mehemed Ali sehr Unrecht gegen ihn gehandelt, als er Pascha von Aegypten war und Mehemed Ali, als unter seinen Befehlen stehender Ben-baschi, sich gegen ihn empörte und ihn mit Flintenschüssen fortjagte. Wie nun das Unrecht, welches man Jemandem angethan, oft mehr Haß erzeugt, als das, welches man von ihm erfahren hat, so hatte Mehemed Ali einen doppelten Grund, Khosrew Pa-

*) Es wird vielleicht erwünscht sein, den Bericht über diese Schlacht zu lesen, den mir Soliman den zweiten Tag nach dem Siege einschickte. Man findet ihn als Note und mit einigen Bemerkungen begleitet am Ende dieses Werks.

daß es in seinem wahren Interesse liege, Aegypten erblich und Syrien auf Lebenszeit anzunehmen, wenn man letzteres nicht ebenfalls erblich erlangen könnte, und obwohl ich den Brief Boghos Bey's für sehr vernünftig hielt, so bestand ich doch, da ich den Character Mehemed Ali's, der ihn antrieb, einen extremen Entschluß zu fassen, wohl kannte und die Folgen für ihn fürchtete, in meinem Briefe entschieden darauf, daß es für den Vicekönig von Wichtigkeit sei, den Vertrag von Kutahieh in keinem Punkte zu verletzen. Ich sprach mich folgendermaßen aus:

„Mein Herr! Der Brief, den Sie mir die Ehre erzeigt haben am 15. an mich zu schreiben, hat mir wahre Freude gemacht. Er ist schmeichelhaft für mich wegen des Werthes, den der Vicekönig auf meinen Rath legt, und wegen des Vertrauens, das er in meine Gesinnungen für ihn setzt. Auch erblicke ich darin einen Beweis von der beständigen Freundschaft, von der er mir während meines Aufenthaltes in Aegypten vielfache Beweise gegeben hat und deren Andenken ich stets bewahren werde.

„Ich nehme aufrichtigen Antheil an Allem, was in Ihrem Lande vorgeht, und die Nachrichten, die ich von dort erhalte, sind stets von großem Interesse für mich. Auch lege ich hohen Werth auf Ihre persönlichen Gesinnungen gegen mich, weil ich besondere Hochachtung für Ihre Person empfinde.

„Während unserer langen Unterredungen mit Mehemed Ali unter Ihren Auspicien habe ich immer mit Freimüthigkeit gesprochen. Die Achtung, die ich seinem Character und seiner Einsicht zolle, machten mir dies zur Pflicht. In der Entfernung von ihm werde ich mein Verfahren nicht ändern, und ich will Ihren Brief mit der größten Offenheit beantworten.

„Die von den Journalen verbreiteten Gerüchte über

den Plan des Vicekönigs, sich für unabhängig zu erklären, haben mich seinetwegen sehr beunruhigt. Obwohl ich seine Talente und seine große Energie kenne, schien es mir seiner Klugheit nicht eben würdig, eine bestimmte Existenz, die sich täglich mehr befestigen muß, den Zufälligkeiten des Kriegs und den Wechselfällen der Politik preis zu geben. Die Zeit, die seit meiner Rückkehr aus Aegypten verflossen ist, hat meine Meinung, die ich hierüber gegen ihn ausgesprochen habe, keineswegs geändert. Der Tractat sichert seine Rechte, legt ihm aber Verpflichtungen auf. In dieser Welt steht Alles unter sich in Zusammenhang. Indem man sich von den Einen befreit, entzieht man den Füßen Anderer den Boden, und obwohl der factische Besitz seine wirkliche Macht constituirt, obwohl die Mittel, die er sich geschaffen hat, ihm die Fortdauer seiner Macht sichern, so kann ihm doch die moralische Macht des Rechts nicht gleichgültig sein. Sie erhöht die factische Macht so direct und so wirksam, daß nur die Zeit und eine lange Reihe von Jahren die Lücke dadurch ergänzen können, daß sie das Gefühl eines neuen Rechts im Geiste der Menschen erzeugen. Nach meiner Meinung hat daher der Vicekönig klug gehandelt, indem er sich in den Grenzen seiner anerkannten Rechte hielt, und wird um so besser daran thun, innerhalb derselben zu bleiben, als er zu Hause unumschränkter Gebieter ist.

„Um Alles sogleich zu erschöpfen, was diese Unabhängigkeitsfrage zu erwägen giebt, will ich sagen, daß diese Erklärung nur dann einigen Werth haben könnte, wenn sie die Genehmigung der europäischen Großmächte erhielte. Allein ich habe allen Grund zu glauben, daß diese weit entfernt davon sind, sie zu geben, und selbst das Anerkenntniß einer von ihnen könnte nur eine Verwickelung und vielleicht einen Zusammenstoß herbeiführen, dessen Opfer Aegypten werden könnte, nachdem es Anlaß dazu gegeben hat.

An die Frage der Intervention der Großmächte knüpfte sich nothwendigerweise auf der Stelle das Mittel, sie in Vollzug zu setzen. Der Fürst von Metternich, der sie mit der Allgewalt ausführen wollte, die er zu haben glaubt, bestimmte, daß im Fall das Geschwader der russischen Armee nach Constantinopel gerufen würde, die englische und französische Flotte sich ebenfalls dahin begeben sollten. Er hatte nicht bedacht, wie die Russen die Dardanellen ansehen. Diese sind für sie ein unantastbares Heiligthum; Niemand darf sie berühren. Er hatte nicht begriffen, daß die Frage, sie allen europäischen Mächten zu verschließen, für die Russen so wichtig ist, daß eine günstige Entscheidung derselben, und eine Anerkennung ihres ausschließlichen Rechts, dort zu commandiren, mit den Anstrengungen und Opfern eines langwierigen Kriegs nicht zu theuer bezahlt sein würde, weil diese Meerenge ihre asiatischen und südeuropäischen Provinzen deckt, während ihnen die Möglichkeit, sich ihrer nach Belieben und so oft wichtige Umstände ihnen große Vortheile darbieten, zu bedienen, ihnen nicht entrissen werden kann, so lange die Macht, die damit beauftragt ist, sie zu hüten, schwach und von ihnen abhängig ist; eine Möglichkeit, die ihnen gestattet, im Herzen Europa's offensiv aufzutreten.

Dieser Vorschlag, der nach St. Petersburg geschickt wurde, fand daselbst die Aufnahme, die ein vorurtheilsfreierer Mann hätte vorhersehen können. Der Kaiser Nikolaus bekam davon einen jener Anfälle von Zorn, denen sich ein Souverain selten hingiebt. Jupiter ließ den Olymp nicht heftiger erzittern, Neptun wirkte nicht gewaltiger auf die Meereswogen als der Kaiser von Rußland auf den österreichischen Gesandten. Er erklärte, daß er in diesem Benehmen des Fürsten Metternich einen wirklichen Verrath erblicke und daß er nicht übel Lust habe, sofort eine Armee in Gallizien einrücken zu lassen.

Der Graf von Fiquelmont, der Gesandte Oesterreich's, erkannte auf der Stelle die wichtigen Folgen, die ein solcher Eindruck haben konnte, und erstattete dem Fürsten Metternich lange Berichte, die ihm aber trotz ihrer Ausführlichkeit noch unzulänglich dünkten, so daß er sich nach reiflicher Ueberlegung entschloß, sie unter dem Vorwande eines Urlaubs selbst nach Wien zu bringen, wo er ganz unerwartet ankam. Dieses plötzliche Erscheinen, und die Erklärung, die er darüber gab, machten den Fürsten Metternich starr vor Entsetzen. Fiquelmont sagte ihm, daß die Intervention vor der Schlacht Rußland zweckmäßig geschienen habe, um eine Collision zu vermeiden, aber die Schlacht von Nesbi habe die Frage entschieden und die Mächte hätten jetzt Nichts mehr zu thun. Dies sei die Anschauungsweise der russischen Regierung, aber der Kaiser Nikolaus sehe durch die Art der Intervention seine theuersten Interessen verletzt und betrachte den Plan, den man zu Papier gebracht und ihm vorgelegt habe, als eine directe Feindseligkeit gegen Rußland. Die Gemüthserschütterung, welche dieses Ereigniß auf den Fürsten Metternich hervorgebracht, war so schmerzlich und so gewaltig, daß er sich noch denselben Tag zu Bett legen mußte und zwanzig Tage so krank war, daß sein Leben in der größten Gefahr schwebte.

Ich war in Carlsbad, als die Nachricht von der Schlacht bei Nesbi eintraf. Bei meiner Ankunft in Wien fand ich den Fürsten Metternich fast sterbend. In Folge sorgsamer Pflege und seiner guten Constitution erholte er sich jedoch wieder. Ich besuchte ihn während seiner Reconvalescenz, und er vertheidigte noch immer die Nützlichkeit der Intervention, zu der er aufgefordert hatte, welche angeregt zu haben er aber, wie ich glaube, im Stillen bereuete. Von diesem Augenblicke an glaubte er, daß er seine Politik allein auf England stützen müsse. Er sah sich mit Rußland com-

promittirt, und Frankreich bot ihm auch keine Sicherheit dar. Uebrigens ist England der natürliche Freund Oesterreichs, weil es zwischen diesen beiden Mächten weder einander entgegengesetzte Interessen, noch einen Berührungspunkt giebt, der solche erzeugen könnte. Von nun an war er der ergebene Diener Palmerston's.

Der Fürst Metternich reiste nach dem Johannisberg und ließ den Grafen Fiquelmont an der Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zurück, beauftragt, die Beziehungen mit den Gesandten zu unterhalten, zugleich aber auch mit der Instruction versehen, die Couriere, welche die Antworten, die er auf die einlaufenden Noten geben zu müssen glaubte, über den Johannisberg reisen zu lassen, damit sie vor ihrem Abgang seine Genehmigung erhielten. Eine Note Frankreichs machte den Vorschlag, die Erblichkeit Aegyptens in der Familie Mehemed Ali's und den lebenslänglichen Besitz der asiatischen Provinzen anzuerkennen. Dieses so gemäßigte System, das so vernünftig war und dem entsprach, was der Fürst Metternich dem Pascha vor dem Siege zu bewilligen für gut befunden hatte, hätte ihm jetzt angemessen erscheinen sollen, denn eine so vollständig gewonnene Schlacht, auf die ein so gemäßigtes und weises Benehmen folgte, konnte Mehemed Ali in den Augen der Mächte nicht herabsetzen. Der Graf von Fiquelmont, ein Mann von aufgeklärtem Geist, umfassenden Kenntnissen und hohen Verdiensten, nahm keinen Augenblick Anstand, die so gerechten und vernünftigen Vorschläge anzunehmen. Er expedirte den Courier mit einer bejahenden Antwort und einem gleichlautenden Vorschlage für England. Aber dieser Courier wurde in Johannisberg zurückgehalten. Der Fürst Metternich mißbilligte ein System, von dem er wußte daß es Palmerston nicht mehr gefiel, und er ließ einen Plan zu Conferenzen an dessen Stelle setzen, die in

London abgehalten werden sollten und welche zur Folge haben mußten, daß die Entscheidung einer dringenden Angelegenheit, von der die Ruhe Europa's abhing, auf unbestimmte Zeit verschoben wurde.

Die Conferenz wurde eröffnet und die Protokolle folgten aufeinander, ohne daß man sich verständigen konnte. Die Couriere flogen durch Europa, ohne ein Resultat mitzubringen. Rußland hatte von Anfang an die vernünftigste und schicklichste Haltung angenommen. Es hatte davon abgesehen, interveniren zu wollen. Stark durch seine Stellung und durch die Vortheile, welche aus seiner geographischen Lage der Türkei und Europa gegenüber resultiren, weiß es recht wohl, daß es als natürlicher Haupterbe des ottomanischen Reichs, auf welches es einen unwiderstehlichen Einfluß ausübt, im Augenblicke des Sturzes Allen Gesetze vorschreiben wird. Aber es sah in der Verschiedenheit der Meinung des englischen und französischen Cabinets das Mittel, eine ihm mißfällige Allianz zu zerreißen, und in Folge dessen entschloß es sich, selbst um den Preis großer Opfer der Londoner Conferenz eine neue Physiognomie zu geben, indem es sich England näherte, obgleich dieses von den Wighs regiert wurde. Da die Antipathie des Kaisers Nikolaus gegen England, obgleich sehr stark und wohl motivirt, weniger heftig war, als die gegen Ludwig Philipp, so betrachtete er die Zerreißung einer ihm verhaßten Allianz als einen großen Sieg und fand ein unbeschreibliches Vergnügen darin, zwei Verbündete, welche entgegengesetzte Interessen und ein alter Haß seit Jahrhunderten spalten, die aber vorübergehende Umstände einander genähert hatten, zu trennen. Keine Gefälligkeit gegen England schien ihm so schwer, um ihn abhalten zu können, dahin zu gelangen. Dies ist die Veranlassung zu der plötzlichen Trennung, welche der Tractat vom 15. Juli herbeigeführt hat. Aber wenn

sich dieser Vertrag auch von Seiten Englands durch sein Interesse und seine Eifersucht gegen Frankreich, von Seiten Rußlands durch die persönlichen Leidenschaften des Kaisers Nikolaus erklärt, so entschuldigt ihn doch nichts von Seiten Oesterreichs und Preußens, die weder Interessen noch Leidenschaften hatten, die sie hätten fortreißen können.

Ich erhielt Anfangs September 1839 einen Brief von Boghos Bey, den ich auf der Stelle beantwortete, und von diesem Augenblicke an entspann sich ein regelmäßiger Briefwechsel zwischen uns. Man findet ihn vollständig am Ende dieses Buches. Man wird diese Briefe ohne Zweifel mit Interesse lesen. Die von Boghos Bey sind sehr gut geschrieben. Sie lehren Mehemed Ali kennen, und man wird hoffentlich finden, daß meine Rathschläge von der Vernunft dictirt waren und daß sie seinen wahren Interessen entsprachen.

Da diese große orientalische Angelegenheit der Berührungspunkt so verschiedener und so wichtiger Interessen war, welche Frankreich ganz besonders angingen, und ich sie vielleicht besser kannte als ein Anderer, da ich sie an Ort und Stelle studirt hatte, so beschäftigte ich mich mit Ausarbeitung einer Denkschrift, in der ich sie gründlich und mit aller Ausführlichkeit, die sie zuläßt, behandelte. Ich sprach mit dem Fürsten Metternich davon in der Meinung, daß er mich vielleicht bitten würde, sie ihn lesen zu lassen; allein er that dies nicht und ich konnte im Grunde nichts Andres erwarten, denn er glaubte an seine Voraussicht und Unfehlbarkeit. Er hatte mir schon vor einigen Jahren einen Beweis davon gegeben, als er mich bei meiner Zurückkunft aus Aegypten und Constantinopel nicht über die Beobachtungen und Wahrnehmungen befragte, die ich dort gemacht hatte, sondern mir zu erzählen versuchte, nicht nur was ich dort gesehen haben konnte,

sondern sogar was ich wirklich gesehen hatte. Diese Meinungsverschiedenheit zwischen dem Fürsten Metternich und mir that eine Zeit lang unseren freundschaftlichen und vertraulichen Beziehungen einigen Eintrag. Unsere vertrauten Gespräche wurden seltener und gezwungener. Wir gingen von zu weit entgegengesetzten Punkten aus, als daß wir uns hätten verständigen können.

Der Graf von Fiquelmont sprach den Wunsch gegen mich aus, jene Abhandlung kennen zu lernen. Ich las sie ihm vor, und sie frappirte ihn. Ich hielt es als guter Franzos für meine Schuldigkeit, dem Marschall Soult, der damals Conseilpräsident war, eine Abschrift davon zukommen zu lassen, damit die Regierung bestimmte Andeutungen über die Elemente erhielt, die ihrer Politik zur Grundlage dienen mußten. Er ließ mir seinen wärmsten Dank dafür aussprechen. Ich gebe hier eine genaue Abschrift.

Ueber die orientalische Krisis und die Politik, die sie zu erheischen scheint.

„Ich habe schon anderswo meine Ansichten über die Beziehungen zwischen Rußland und der Türkei, über die nöthige Abhängigkeit dieser gegen das erstere, das Ergebniß natürlicher Umstände und der Macht der Dinge, ausgesprochen. Ich glaube in Bezug auf die in Constantinopel auszuübende Autorität die Ungleichheit der Mittel zwischen den Westmächten und diesem ungeheuren Reiche gezeigt zu haben, welches unaufhörlich wächst und sich durch eine geschickte, beharrliche und geduldige Politik binnen weniger als einem Jahrhundert auf den ersten Platz in dem europäischen Staatenverbande emporgeschwungen hat.

„Die Landkarte zeigt noch immer eine Türkei, und

der Sultan wird noch unter die Souveraine gerechnet; aber der Augenblick ist vielleicht nicht fern, wo Alles auf ein Mal verschwinden wird. Da dieses Ereigniß, früher oder später, unfehlbar eintreten muß, so scheint es bei Behandlung der Frage, die mich beschäftigt, zweckmäßig, die Catastrophe unmittelbar bevorstehend anzunehmen. Wenn man feststellt, was dann zu thun sein wird, ist es leicht, daraus das gegenwärtig zu beobachtende Verfahren abzuleiten, denn es darf nicht mit den Erfordernissen der Zukunft in Widerspruch stehen, sondern muß im Gegentheil die Mittel, denselben zu genügen, vorbereiten.

„Meine früheren auf Thatsachen gegründeten Darstellungen führten naturgemäß zu den Schlüssen, die ich gezogen habe. Vorurtheilsvolle Geister konnten meinerseits eine entschiedene Neigung zu Rußland wahrzunehmen glauben, und man beschuldigte mich, daß ich in dem Augenblicke, wo ich Lärm schlug, ein Russe gewesen sei. Dies kommt daher, weil die Menge sich gern Täuschungen hingiebt. Aber der Verständige untersucht die Dinge, beschäftigt sich gewissenhaft mit der Erforschung der Wahrheit, und, wenn er sie entdeckt hat, verkündet er sie ohne Scheu und ohne Rückhalt. Wenn man eine große Gefahr voraussieht, übernimmt man nicht die Verbindlichkeit, sich den Folgen derselben zu unterwerfen, sondern man macht auf sie aufmerksam und fordert die Wohlmeinenden auf, die Mittel zu ihrer Beseitigung aufzusuchen. Je früher man sie aufmerksam macht, um so rascher kommt man zu dem Ziele, das man erreichen will. Denn was den Leuten immer fehlt, ist die Zeit, und die Voraussicht, die zu allen Dingen so nöthig ist, hat den Zweck und Hauptvortheil, daß sie die Zeit, über die sie verfügen, vermehrt. Ich wiederhole, was ich schon oft und schon seit langer Zeit gesagt habe: Rußland hat ungeheure Mittel; aber ich behaupte deshalb nicht, daß diese Macht un=

widerstehlich ist. Um sie mit Vortheil und mit Hoffnung auf den Sieg zu bekämpfen, muß man nur ein gutes Schlachtfeld wählen.

„Ich setze also voraus, daß die Regierung in Constantinopel ihrem Sturze nahe, daß der Augenblick der Theilung des Reichs nothwendigerweise gekommen sei, und daß die Ereignisse, die die Folge davon sind, sich unverzüglich entwickeln. Die Russen werden sicher augenblicklich in Constantinopel und in den Dardanellen sein, einem Punkte, den sie seit mehreren Jahren als ihre Militairgrenze auf dieser Seite betrachten. Sie unterhalten in Sebastopol nicht ein sich unaufhörlich vermehrendes Geschwader, eine Transportflotte und zwei Divisionen von achtundvierzig Bataillonen, die auf die erste Ordre zum Einschiffen bereit sind, ohne den feststehenden Entschluß, sich ihrer zu bedienen. Die Besitznahme wird stattfinden. Es convenirt uns jedoch nicht, gleich anfangs auf diesem Terrain uns zu schlagen, wie ich dies schon anderswo gezeigt zu haben glaube, denn Alles würde uns dort nachtheilig sein. Aber, wenn auch den Russen die Einnahme von Constantinopel leicht ist, so ist ihnen doch der definitive Besitz noch nicht gesichert, und sie können nur dann unbesorgt dort bleiben, wenn sie eine breite Basis, die ihnen ihre Verbindungen zu Lande sichert, und Unterstützungspunkte haben, welche dieselben decken. Wenn dies schon allein in Bezug auf die Stadt Constantinopel der Fall ist, so ist es das noch weit mehr, wenn es sich darum handelt, die Dardanellen zu decken. Es ist nicht ein einzelner Punkt, was die Russen brauchen, sondern eine solche Stellung, daß kein Theil der Defilés zur See durch die Truppen der Westmächte gefährdet und besetzt werden kann, denn ein einziger Punkt genügt diesen, die Passage zu versperren, und die Russen brauchen und erstreben volle Freiheit der Passage.

„Die Russen müssen, um sich die Freiheit zu sichern,

drei Provinzen der Niederdonau occupiren und sich dort festsetzen, Silistria besetzt halten, und gleichzeitig ist es nützlich für sie, daß sie auch von Kleinasien aus nicht beunruhigt werden und dort Herren ihrer Bewegungen bleiben. Wenn diese Bedingungen erfüllt sind, vermögen sämmtliche Westmächte nichts gegen sie. Wenn aber im Gegentheil Oesterreich die Walachei, die Moldau und Bulgarien besetzt, wenn es aus Silistria eine gute und starke Festung macht, wenn es ein permanentes verschanztes Lager am Abhange der Karpathen auf der Seite der Bukowina dem Pruth gegenüber errichtet und die Masse seiner Truppen dahin wirft, so kann es Rußland im Besitz Constantinopels bedrohen, es mit großen Vortheilen bekämpfen und ihm Gesetze dictiren. Diese drei Provinzen sind also meiner Ansicht nach der Schlüssel zum Orient, und ohne Zweifel wird es, wenn der Augenblick dazu gekommen ist, in dem wohlverstandenen Interesse Europas liegen, Alles zu opfern, um Oesterreich den definitiven Besitz derselben zu sichern, während England und Frankreich sich der Inseln des Archipels bemächtigten und in Lemnos und Tenedos eine permanente Station unterhielten, welche die russischen Geschwader beobachten müßte. Noch will ich bezüglich der Wichtigkeit der drei Provinzen der unteren Donau hinzusetzen, daß mir die Sicherheit Europa's weniger durch den Besitz Constantinopels seitens der Russen gefährdet erscheinen würde, so lange die Oesterreicher an den Mündungen der Donau stehen, als wenn Constantinopel durch englische und französische Truppen besetzt und die Russen Herren der Fürstenthümer wären und sich dort befestigt hätten; denn im ersten Falle würde es uns immer leicht sein, die Russen aus Constantinopel zu vertreiben, während im zweiten Falle diese jederzeit im Stande sein würden, uns aus dieser Stadt zu verdrängen und uns darin zu ersetzen.

„Ohne Zweifel sind diese Beobachtungen der russischen Regierung nicht entgangen. Den Beweis dafür liefert die beständige Eifersucht, die sie wegen der Moldau und Walachei gezeigt, und die officielle Protection, die sie sich in denselben angemaßt hat. Es unterliegt denn auch keinem Zweifel, daß, wenn Europa es aus dem Besitz verdrängen wollte, es sich lieber zum Kriege, als zur Verzichtleistung entschließen würde. Aber die Frage ist so ernst und von so hoher Wichtigkeit für die Ruhe und Unabhängigkeit Europa's, die natürlichen Verhältnisse sind so günstig für Oesterreich zu Operationen auf dieser Seite, denn es hat dort Alles für sich: viele und uneinnehmbare Operationsbasen, die Flanken durch Flüsse gedeckt, welche in der Richtung der Operationslinie strömen, während Alles den Feinden entgegen ist; alle natürlichen Verhältnisse, sage ich, sind ihm so günstig, daß in diesem Falle der Krieg nicht schrecken darf, und Frankreich und England müßten nach meiner Meinung, wenn es nicht anders wäre, eher ihren letzten Thaler und ihren letzten Soldaten opfern, als daß sie es zugäben, daß die drei Provinzen der Donaumündungen einem Andern, als Oesterreich, oder einem unter der Protection Oesterreichs stehenden besonderen Fürsten gehörten, mit dem Rechte und der Pflicht österreichischerseits, in Silistria und den anderen Festungen Besatzungen zu halten.

„Wenn unter solchen Umständen und unter dem Schutz einer engen Allianz zwischen Frankreich, Oesterreich und England ein Krieg ausbricht, wird der König von Preußen dem Rathe der Klugheit im Interesse der Zukunft, und den nachdrücklichen Gesinnungen, von denen sein Volk und seine Armee gegen Rußland beseelt sind, Rechnung tragen und sich wahrscheinlich einem System anschließen, welches die Demüthigung einer ihm so gefährlichen Macht bezweckte. Dann dirigirt er seine Hauptarmee an die Weichsel und marschirt nach

Warschau, während Oesterreich hundertfunfzigtausend Mann an der untern Donau zusammenzieht und achtzigtausend Mann nach Constantinopel und den Dardanellen schickt. Während dieser Zeit stationiren die französischen und englischen Geschwader vor den Dardanellen, halten die russischen Geschwader in Schach, oder laufen unter dem Schutze eines österreichischen Corps, welches Herr der Krim wäre und ihnen freie Passage sicherte, selbst in das Marmarameer ein. Wenn zu gleicher Zeit eine wohl ausgerüstete ägyptische Armee, die in Syrien steht und durch ein Hülfscorps von dreißigtausend Franzosen unterstützt wird, an den Euphrat debouchirt und nach ihrer Ankunft an der Quelle dieses Flusses, sich an den Araxes begiebt, während die Perser, die man aufreizen müßte, die ihnen zugefügte Schmach zu rächen und ihre Verluste wieder auszugleichen, die Waffen ergreifen und ins Feld rücken, so können die Russen trotz ihrer ungeheuern Streitkräfte und ihrer kolossalen Mittel so vielen gleichzeitigen Angriffen nicht widerstehen, und vielleicht würden sie in zwei Feldzügen in Asien über den Kaukasus hinaus an den Kuban und Terek, und in Europa an den Dniester und Niemen zurückgetrieben werden. Dann stehen einerseits die Tscherkessen auf, diese Wunde, welche fünfundzwanzigjährige Anstrengungen mitten im Frieden nicht heilen konnten, während in Europa die Polen sich erheben. Das Königreich Griechenland erhält die größtmögliche Ausdehnung. Die Oesterreicher bemächtigen sich, nachdem sie sich an der untern Donau festgesetzt und eine unübersteigliche Schranke errichtet haben, Rumeliens und Constantinopels. Nach solchen Ergebnissen verschwindet Rußland als überwiegende Macht und es vergehen Jahrhunderte, bevor es wieder auf den Punkt gelangen kann, auf welchem es sich jetzt befindet.

„Von diesem Augenblicke an sind alle Fragen bezüglich der Meerengen leicht zu lösen. Die Städte

Constantinopel und Smyrna könnten Freistädte werden, die sich durch eigne Gesetze regieren. Das sich selbst überlassene Kleinasien würde durch die Macht der Dinge eine große Anzahl kleiner Fürstenthümer entstehen sehen. Die inneren Küsten würden unter den Schutz des europäischen Völkerrechts gestellt und Jedermann zugänglich. Ebenso würde die Passage durch die Meerenge Jedermann geöffnet sein und die Geschwader aller Nationen würden nach Belieben das Schwarze und das Mittelländische Meer beschiffen können, oder aber man könnte für die englischen und französischen Geschwader auf das Recht, das Schwarze Meer zu beschiffen, verzichten, und dagegen den russischen Geschwadern das Recht versagen, in das Mittelländische Meer einzulaufen, und Jeder würde so in den Gewässern bleiben, die ihm speciell zu gehören scheinen. Rußland hätte dann eine ungehinderte Schifffahrt für seinen Handel, und Europa hätte Garantieen gegen seinen Ehrgeiz und seine Angriffe.

„Man ersieht aus obiger Hypothese, welche Stütze die Allianz der Westmächte in der ägyptischen Armee finden und welche gewaltige Diversion daraus hervorgehen würde. Wenn sie also dann nützlich ist, so scheint es der Klugheit angemessen, die Macht, welche dieselbe in's Leben gerufen hat, nicht anzutasten; anstatt ihre Existenz zu bedrohen, muß man Alles aufbieten, sie zu befestigen und ihre Zukunft zu sichern.

„Jedermann wünscht aufrichtig die Erhaltung des ottomanischen Reichs, aber Jeder versteht sie nach seiner Art. Rußland will, daß es so bleibt, wie es jetzt ist, nämlich schwach und abhängig. Die andern Mächte wollen es so stark als möglich sehen, und doch sind sie es gerade, die einer Art Restauration entgegen zu sein scheinen. Sie scheinen in ihrem Verhalten den Schatten für den Körper zu nehmen. Man würde das befolgte System begreiflich finden, wenn Rußland es unterstützte; aber England hat es angenommen und stellt

es in den Vordergrund. Mit einem Worte, das ottomanische Reiche besteht aus zwei Theilen; der eine ist todt, der andere hat noch ein wenig Lebenskraft, und diesen will man vernichten, um den andern wieder zum Leben zu bringen! Sieht es nicht gerade so aus, als wollte ein Arzt, um einem gelähmten Gliede die Bewegung wiederzugeben, ein anderes amputiren, das seine Functionen ganz gut verrichtet?

„Die Intervention der europäischen Mächte vor Ausbruch des Kriegs war ein guter Gedanke, ein Act kluger Politik. Die Ottomanen verhindern, daß sie sich gegenseitig aufrieben, die neuen Schöpfungen erhalten und ihre Zukunft sichern, den Frieden wiederherstellen, und eine Versöhnung zwischen den einzelnen Gliedern einer und derselben Familie herbeiführen: diese Auffassung mußte gute Früchte tragen; aber nach der Schlacht kommen, um das, was bereits entschieden war, in Frage zu stellen und eine moralische Revolution zu verhindern, dies konnte kein den gehegten Hoffnungen entsprechendes Resultat ergeben und vielleicht gar Verwirrung herbeiführen. Ohne diese Intervention wären beide Zweige der ottomanischen Familie vereinigt worden. Der zufriedengestellte Vicekönig hatte nichts mehr zu wünschen und sah die Zukunft seiner Familie gesichert. Der Abzug Khosrew's erlaubte den Muselmanen ihre Wünsche auszusprechen, und eine Bewegung der öffentlichen Meinung rief Mehemed Ali nach Constantinopel. Er begab sich dahin und wurde wahrscheinlich als Großvezier Regent des ottomanischen Reichs. Unterstützt durch den Ruf seiner Geschicklichkeit, durch die positiven und materiellen Kräfte, über die er verfügt, stellte er eine Art Reich wieder her, das, wenn es auch nicht sehr achtunggebietend war, doch wenigstens einige Consistenz hatte und die Mittel zur Ordnung besaß.

„Eine Wahrheit muß dem Geiste stets vorschweben:

die einzig mögliche Stütze, um für dieses Land etwas Befriedigendes zu erzielen, beruht in Aegypten. Ich verhehle mir den Einwand nicht, in welche Gefahren der Ehrgeiz des Vicekönigs, wenn er Großvezier wäre, den Sultan bringen würde; aber ohne die Triftigkeit dieses Arguments zu leugnen, antworte ich darauf, daß die Mächte den Sultan gewiß nicht lediglich in seinem Interesse unterstützen wollen, sondern auch in der Absicht, um Rußland eine Schranke entgegenzusetzen, und was kommt darauf an, auf wessen Kosten diese errichtet wird? Und kann man schwanken zwischen der Wahl des Mittels, das eine solche Schranke sicher schafft, und desjenigen, das kaum eine schwache Aussicht dazu bietet? Ich weiß, daß man mehrmals in der Geschichte gesehen hat, wie Ehrsüchtige, nachdem sie unter dem Namen der letzten Sprößlinge eines entarteten Geschlechts regiert haben, sich der Krone für ihre eigne Rechnung bemächtigten; aber erstens bedarf es einer gewissen Anzahl Jahre, um die Gemüther vorzubereiten und diese Usurpation möglich zu machen, und Mehemed Ali ist schon sehr alt; und dann würde, wenn es geschähe, Mehemed Ali nur wiederholen, was nicht allein in Asien, sondern auch in Europa öfters und in Frankreich selbst zweimal im Mittelalter geschehen ist: einmal unter dem ersten Geschlecht, als die Erniedrigung des Herrschers den ruhmreichen Stamm Carl Martel's auf den Thron des entarteten Stammes Chlodwig's setzte; das zweite Mal, als der Sohn Hugo's des Großen sich der Krone zum Nachtheile der Erben des schwachen Ludwig V. bemächtigte.

„Einer der Nachtheile der Intervention ist, daß sie sich ohne Einigkeit und Harmonie der Mächte und ohne Repressivmittel darbietet. Keine derselben außer Rußland kann einen Mehemed Ali in Furcht erhaltenden Einfluß ausüben. Nur drei von ihnen stehen mit ihm in Berührung: Frankreich und England durch

ihre Schifffahrt, und Rußland, obwohl entfernt, durch seine Armeen, aber nur vermittelst eines langen beschwerlichen Marsches, nach Ueberwindung großer und mannigfacher Schwierigkeiten, und nach Aufwendung einer beträchtlichen Zeit, bevor es thätig einschreiten und sich mit Ibrahim Pascha in Syrien vereinigen kann. Die Illusionen Englands müßten sehr groß sein, und seine Leidenschaften müßten es stark verblenden, wenn es Syrien lieber von den Russen, als von den Aegyptern besetzt sähe.

„Wenn also eine weise Ueberlegung es als nachtheilig erscheinen läßt, sich der Hülfe eines so gefährlichen Verbündeten zu bedienen, was bleibt dann noch übrig, um Mehemed Ali anzugreifen? Schiffe? aber dieses Mittel ist unfruchtbar und mit Ausnahme einer Blokade, deren Wirkung sich darauf beschränken würde, die administrativen Operationen des Vicekönigs zu stören, kann es ihm keinen Schaden thun. Ueberdies darf man die Wirkungen des Geldmangels nicht so beurtheilen, wie bei uns in Europa. Ich habe die ägyptische Armee in einem Augenblicke gesehen, wo sie seit vierzehn Monaten keinen Sold erhalten hatte, und Niemand beklagte sich darüber. Man kann in Aegypten das Geld entbehren, und die in Ueberfluß vorhandenen Lebensmittel genügen auf lange Zeit für Alles. Was aber eine directe Wirkung der Schiffe auf das im Hafen eingeschlossene Geschwader betrifft, so muß man sich wundern, wie weit die Unwissenheit und der Hochmuth der englischen Minister ging, als sie dem Admiral Stafford befehlen zu können glaubten, die Flotte des Capudan Pascha aus dem Hafen von Alexandrien herauszuholen. Gerade die schlechte Beschaffenheit dieses Hafens sichert ihn gegen jeden Angriff. Die Schwierigkeiten des Ein- und Auslaufens sind so groß, daß nur die Kunst und eine unbedingte Freiheit in den von den besten Steuermännern geleiteten

Bewegungen, die Gefahr, der man sich aussetzt, zu überwinden vermögen. Es ist ein Kasten, den man, ohne den Schlüssel dazu zu haben, nicht öffnen kann, und wenn Lord Palmerston, ähnlich den Despoten des Alterthums, deren Verirrungen uns die Geschichte aufbewahrt hat, den von den Zeitungen berichteten Befehl gab, glaubte er, sein Wille werde genügen, um die Kräfte der Natur zu bewältigen. Alle Geschwader der Welt vermögen nichts gegen den Vicekönig. Ich spreche nicht von einem Seebombardement, einem ganz unwirksamen Mittel, dessen Unzulänglichkeit ich dort selbst kennen gelernt habe. Vor mehr als vierzig Jahren, zu Anfang des Jahres 1799, als ich dort commandirte, wurden zweitausend Bomben auf Alexandrien geworfen, ohne Schaden zu thun.

„Nur Landtruppen können Mehemed Ali einschüchtern. Eine Landungsarmee würde allerdings zu fürchten sein; aber sie müßte vor Allem sehr bedeutend sein. Außerdem wäre keine Hoffnung auf Erfolg, und gewiß ist eine Expedition von solcher Wichtigkeit, in solcher Entfernung ausgeführt, ein wenig theuer, um eine Ministerlaune zu befriedigen; denn hierin widerstreitet das eingeschlagene Verfahren geradezu dem wohlverstandenem Interesse Englands. Und dann, wohin würde dieses Geschwader segeln? und wo sollte die Armee landen? In Syrien? An dieser unwirthbaren Küste ist nicht ein einziger Hafen, nicht eine gute Rhede.

„Man spricht davon, Saint-Jean-d'Acre anzugreifen; man kennt also die geringe Wichtigkeit dieses Platzes und den geringen Nutzen nicht, den sein Besitz haben würde. Dieser Platz kann den Aegyptern zur Aufbewahrung von Lebensmittelvorräthen und als Mittelpunkt eines großen verschanzten Lagers dienen, welches die Armee im Fall einer Erhebung des Landes besetzen könnte. Aber da er von Untiefen umgeben ist, hat er keine maritime Wichtigkeit, und nur ein einziger

schlechter Ankergrund und nur ein schlechter Landungsplatz befinden sich sechs Lieues davon entfernt am Fuße des Berges Carmel.

„Was würden die englischen Truppen beginnen, wenn sie Herren von Saint-Jean d'Acre wären? mit welchen Mitteln würden sie in die unwirthlichen Gebirge Judäa's vorrücken, wo sie auf jedem Schritte Hindernisse aller Art zu besiegen und Leiden aller Art zu ertragen haben würden? Man würde auf eine Erhebung der Einwohner rechnen? eine reine Chimäre! Die Muselmanen werden niemals gegen Mehemed Ali zu Gunsten der Christen revoltiren. Eine Armee von Türken, die von Constantinopel kam und die im Namen des Oberhauptes der Religion und des Reiches des Padischah, sprach, der den Kalifen repräsentirt, konnte nichts ausrichten. Man urtheile nun, was eine Armee Ungläubiger ausrichten würde!

„Würde man Alexandrien angreifen? Diese Operation würde ich begreiflicher finden; denn ein Erfolg würde am Ende wichtige Resultate ergeben und man würde sich in der Nähe von Schiffen und Hülfsmitteln schlagen; die Operation ist jedoch schwierig. Alexandrien ist zwar keine eigentliche Festung, aber doch befestigt. Seine Stärke wird noch erhöht durch seine Lage. Es ist von einer Wüste umgeben, wo die Belagerer, die mit dem Innern des Landes in Feindschaft wären, keine Hülfsquellen irgend welcher Art finden würden. Mehemed Ali unterhält gewöhnlich in dieser Stadt fünf- bis sechstausend Mann guter Landtruppen. Das Personal seines Geschwaders liefert ihm wenigstens achttausend Mann disponible Seeleute. Er hat ferner dreitausend Arbeiter im Arsenal und die Türken des Capudan Pascha, Seeleute und Kriegstruppen, belaufen sich auf mehr als zwölftausend Mann. Der Vicekönig hat also über dreißigtausend Mann zur Besetzung der Wälle von Alexandrien. Mehemed

Ali scheint mir demnach, von solchen Streitkräften umgeben und versehen mit Artillerie und Ueberfluß an Lebensmitteln, achtunggebietend genug, daß man Ursache haben dürfte, wohl zu überlegen, bevor man sich entschließt, ihn anzugreifen.

„Man muß also zu den Russen zurückkehren; aber auch von dieser Seite fehlt es nicht an Schwierigkeiten. Um mit Vertrauen und Zuversicht operiren zu können, müssen sie sich mit vierzigtausend Mann am Euphrat zeigen. Es sind aber von den Ufern des Araxes bis an die syrische Grenze mehr als fünfzig Tagemärsche über hohe und schwer zugängliche rauhe Gebirge durch ein armes Land und durch eine feindlich gesinnte und fanatische Bevölkerung zurückzulegen. Um die Armee an den Ort ihrer Bestimmung zu bringen, um sie dort zu unterhalten und ihre Gefährdung zu verhindern, müssen hundertzwanzigtausend Mann in Bewegung gesetzt und ungeheure Vorkehrungen getroffen werden. Das Elend und die Leiden der Truppen würden den Aegyptern sehr zu Statten kommen. Sie würden noch vermehrt werden durch die Verwüstungen, welche anbefohlen werden würden. Die Masse der Beduinenaraber und die Bewohner, die zu den Waffen gegriffen hätten (denn die asiatischen Türken sind nicht wie die europäischen an die russische Herrschaft gewöhnt,) würden die Communicationen erschweren, und wenn sich die ägyptische Armee um einige Tagemärsche zurückzöge, würde sich das Loos der russischen Armee mit jedem Tage verschlimmern. Gesetzt nun, es käme der Augenblick, wo die Aegypter sich stark genug fühlten, um eine Schlacht zu wagen, so würden sie unter solchen Auspicien vielleicht den Sieg davon tragen. Dann würde eine Niederlage der Russen, wenn sie so weit vorgerückt wären, ihre Vernichtung herbeiführen, und die Expedition würde von Neuem begonnen werden müssen, und jetzt nicht allein mit den nämlichen Hin-

dernissen, sondern auch mit entgegengesetzten Chancen, welche ihren Eindruck auf die Stimmung der Russen sowohl als der muselmanischen Bevölkerung, wie auch der ägyptischen Soldaten nicht verfehlen würden.

„Dies ist also der Stand der Dinge und, wenn anders ich mich deutlich ausgedrückt habe, glaube ich dargethan zu haben, daß die Vernichtung Mehemed Ali's, der gegenwärtig der Mann des Orients und das wirkliche Oberhaupt der Muselmanen ist, einzig und allein im Interesse Rußlands liegt, daß seine Erhaltung und die Bürgschaften für seine Zukunft, unter Aufrechthaltung der Integrität des ottomanischen Reichs, zu den Elementen eines weisen gemeinschaftlichen Widerstands gehören, den die Uebergriffe der russischen Macht einst unvermeidlich machen werden. Heutzutage muß man dem ottomanischen Reiche, wenn es auch nicht wieder aufleben kann, wenigstens die Theile erhalten, die noch ein wenig Lebensfähigkeit haben, und die, wenn sie sich organisiren, noch Kraft und Dauer erlangen zu können scheinen. Kurz, man muß anerkennen, daß die Erhebung Mehemed Ali's zur Macht, ein wahrhaft providentielles Ereigniß, den europäischen Staatsmännern die Gelegenheit und das Mittel darbietet, den Grund zu einem System zu legen, welches die Fehler ihrer Vorgänger zum Theil wieder gut macht."

Die Londoner Conferenz setzte ihre Arbeiten langsam und schleppend fort und schien zu keinem Resultate zu kommen. Sie zeigte sich als ein schwaches Abbild einer andern Conferenz, deren endlose Arbeiten nur darauf hinausliefen, durch jahrelanges Verhandeln der belgischen Angelegenheiten Europa zu ermüden und zu langweilen. Das Ende rückte indessen heran, und während man es noch weit entfernt glaubte, wurde der in aller Stille vorbereitete und im Geheimen unterzeichnete Tractat vom 15. Juli abgeschlossen.

Man muß jedoch sagen, daß Oesterreich einen Versuch machte, um die Frage in freundschaftlicher Weise mit Frankreich zu beendigen, indem es durch den Baron Neumann, österreichischen Gesandten in London, dem französischen Gesandten eine Eröffnung machen ließ, deren Zweck war, ihm vorzuschlagen, daß man sich auf Oesterreich stützen sollte, um Mehemed Ali den erblichen Besitz Aegyptens und den lebenslänglichen Besitz der asiatischen Provinzen, außer Adana und einem Bezirk Syriens, zu sichern. Das französische Cabinet antwortete ausweichend. Aber in Betracht des Ernstes der Umstände und der Folgen, welche die zu treffende Entscheidung nach sich ziehen konnte, wäre es vielleicht einer weisen Politik angemessen gewesen, kategorisch zu sprechen und vor Unterzeichnung des Tractats vom 15. Juli auf confidentiellem Wege kund zu geben, daß man entschlossen sei, ihn abzuschließen. Statt dessen beobachtete man ein tiefes Stillschweigen, als sich der entscheidende Augenblick nahte. Man handelte im Dunkeln. Einerseits kam dieser gewagte Entschluß, der keineswegs mit den Gewohnheiten der österreichischen Regierung in Einklang stand, andrerseits der französische Leichtsinn und Dünkel, und endlich die im Libanon ausgebrochenen Aufstände den Wünschen Derer, welche die Realisirung jenes Entschlusses herbeiführen wollten, trefflich zu Statten. Der Tractat wurde zum Erstaunen von ganz Europa unterzeichnet.

Vielleicht nie war ein politischer Act weniger geeignet, das von den contrahirenden Theilen gewünschte Resultat herbeizuführen, mit Ausnahme Rußlands, das einen speciellen Zweck hatte, den es sofort erreichte. Die Absichten der andern liefen einander direct entgegen. England wollte die Macht Mehemed Ali's zerstören, und es war in den Augen aller vernünftigen Leute erwiesen, das ihm dies mit den Mitteln, die es dazu anwenden wollte, nicht gelingen konnte. Oesterreich wollte

eine Frage erledigen, die über kurz oder lang Krieg über Europa bringen konnte, und es war nahe daran, ihn zum Ausbruch kommen zu lassen. Preußen endlich, das den orientalischen Interessen und Angelegenheiten fremd war, warf sich ohne allen Grund in Verwickelungen und Discussionen, deren Gefahren es sich hätte ersparen können, aber die Eitelkeit, die der preußischen Macht eigen ist, welche thatsächlich eine Macht zweiten Ranges ist, aber denen ersten Ranges gleich stehen will, trieb es an, ein europäisches Actenstück zu unterzeichnen. Ich wünsche ihm, daß es ein andermal seinem Glück nicht so sehr traue, denn es könnte das Opfer eines so leichtsinnigen Verfahrens werden. Wenn auch die Vorzüglichkeit seiner einsichtsvollen Verwaltung und der Geist seines Volkes es berechtigen, sich höher zu stellen, als die Ziffer seiner Bevölkerung und seiner Einkünfte andeutet, so darf es doch weniger als jede andre Macht vergessen, daß die beste Politik, von der eine aufgeklärte Regierung niemals abweichen darf, die seiner wirklichen Interessen ist. Die Politik der Zuneigung oder der Gefälligkeit ist eine Folge von Thorheit oder von Schwäche. Diese Doctrin ist nicht neu für Preußen. Es verdankt ihr sein Glück und seine Erhebung, und als es derselben später untreu wurde, öffnete sich vor ihm ein Abgrund, und nur ein Wunder konnte es retten. Die preußischen Staaten sind nicht so stark und so beschaffen, daß sie ein solches Experiment oft wiederholen könnten.

Oesterreich war in einer ganz andern Lage. Es ist eine Großmacht, frei in seinen Handlungen und Bewegungen, und Niemandem kann es einfallen, es zu zwingen. Seine Interessen gebieten ihm, Aegypten zu protegiren, dessen Wohlfahrt ein Element der seinigen ist, und es muß Alles was dem ottomanischen Reiche Kraft geben kann, aufrichtig wünschen. Nun ist es unbestreitbar, daß, wenn dieser Staat, der durch Schwäche

und Unordnung seinem Sturze entgegengeht, ein wenig Leben wieder erlangen kann, dies nur in dem Theile, über welchen Mehemed Ali herrscht, geschehen wird. Bei der Unordnung kann ein Staat unmöglich gedeihen. Der Vicekönig hat die Anarchie zerstört. Die gesetzmäßige Gewalt ist das erste Bedürfniß der Völker, und die Tyrannei eines Einzelnen ist für die Massen tausendmal besser, als die Tyrannei Mehrerer. Diese hat weder Regeln noch Grenzen, nimmt alle möglichen Modificationen an, vervielfältigt und erneuert sich unter allen Gestalten. Der Pascha hat das Leben in den Ländern, die er regiert, wieder zurückgerufen. Ich weiß wohl, daß er den Nutzen davon hat, und daß seine Unterthanen ein sehr beschränktes Glück genießen; aber die geringste Milderung seines Regiments kann eine wirkliche progressive und dauernde Civilisation herbeiführen. Er hat sein Volk an's Arbeiten gewöhnt. Theilt er mit ihm, nach einem billigen Verhältnisse die Erzeugnisse, die es gewinnt, so wird das Loos Aegyptens vollkommen verändert. Der Bauer gelangt zum Wohlstand und wird seine Bedürfnisse befriedigen können. Die Bedürfnisse werden sich mit der Zunahme des Wohlstandes vermehren; dann ist der Impuls gegeben, und die Resultate sind unausbleiblich. Der Gang der Civilisation ist dieser: — Entfernt die Unordnung, disciplinirt die rohen Völker, gebt ihnen gebildete Vorgesetzte und schafft ihnen Bedürfnisse, dann wird Alles von selbst gehen.

Die Erhaltung des ottomanischen Reichs interessirt Oesterreich in mehr als einer Hinsicht. Da es Rußland gegenüber die erste europäische Macht ist, so wird ihm der Fall des ottomanischen Reichs, welchen Antheil es auch davon erhalten mag, verderblicher sein, als jedem Andern. Wenn Rußland auf die Stufe der Macht gelangt ist, die man mit den Elementen, die ihr Fortschreiten verbürgen, behaupten kann, so wird es, um

sie auszuüben, nur die Debouchés zu haben brauchen, in deren Besitz der Sultan ist. So liegt Alles, was dazu beitragen kann, diesen so schwachen und so ausgedehnten Staat wiederherzustellen, im Interesse des Westens und des Südens von Europa.

Aber die Macht der Staaten und die Herbeischaffung ihrer Actionsmittel können nur zwei Quellen haben, die welche von der Regierung, und die welche vom Volke ausgeht. Im ersten Falle entsteht die Macht durch Eroberung, mit dem Enthusiasmus und den Interessen die sie erzeugt, und selbst dann ist sie nur von Dauer, wenn die Regierung Einsicht genug hat, sie auf dauerhafte und feste Grundlagen zu basiren, oder aber sie entspringt aus einem überlegenen Genie, dem Erbtheile eines Souverains, der sich Achtung und Gehorsam erzwingt. Im andern Falle, welcher gewöhnlicher ist, beruht die Macht in den Elementen der Gesellschaft selbst, in ihren Bedürfnissen, und in dem Reichthum, welcher die Folge davon ist.

Eine Stadt, ein Bezirk, eine Provinz können als Ausgangspunkt dienen. Mehemed Ali hat durch die Herrschaft die er ausübt, ein mächtiges Element geschaffen. Es herrscht Ordnung in seinen Staaten, und er brauchte nur, um ein rasches Fortschreiten zu größerer Bildung zu sichern, seine Habgier und seine Liebe zum Gelde ein wenig zu zügeln.

Die Civilisation ist nichts anders als die öffentliche Ordnung, die Handhabung der Gerechtigkeit, das Anerkenntniß der Rechte der Schwachen mit dem Schutz den sie beanspruchen, und die Entwickelung der Bekanntschaft mit den Wissenschaften und Künsten. Die Schöpfungen Mehemed Ali's waren sonach der Macht des Sultans nützlich. Seine vorübergehenden Zwistigkeiten waren ohne Folgen für die Zukunft, und die Gefahr neuer Feindseligkeiten ging mehr vom Großherrn, als von seinem Vasallen aus.

Die ganze Politik des Theils Europa's, welcher an der Erhaltung des ottomanischen Reichs ein Interesse hat, mußte also nur auf die Sicherung des Gehorsams des Vasallen gegen den Souverain abzielen. Dies war eine leichte Sache, wenn nur die Existenz des Vasallen nicht in Frage gestellt oder unsicher gemacht wurde. Er konnte nicht mehr wünschen. Nach der höchsten Macht zu streben, war nicht an der Zeit. Viele Jahre müssen der Thronbesteigung eines als Unterthan Gebornen vorausgehen, den außerordentliche Umstände für den Thron bezeichnen. Die Volksmeinung verlangt stets diese lange Frist. Wenn nach dem System, das ich aufgestellt habe, die Kinder oder Enkel Mehemed Ali's ihre Völker gut regiert hätten und durch die Meinung des Orients berufen worden wären, einst den ausgearteten Stamm Osman's zu ersetzen, welcher Nachtheil würde daraus für die Welt entstanden sein? Ist die Geschichte nicht reich an solchen Fällen? Stammen nicht mehrere der ersten Souveraine Europa's von Vorfahren ab, denen die Bedürfnisse ihrer Zeit mehr als ihre Rechte zur Krone verholfen haben?

Ich glaube ich habe den Gesichtspunkt unbestreitbar festgestellt, aus welchem die österreichische Regierung die orientalische Frage hätte betrachten sollen; England aber geht von einer ganz andern Ansicht aus. Es will nicht daß Aegypten stark sei, und daß dieses Land, eine Zwischenstation zwischen ihm und seinen asiatischen Besitzungen, seinen Launen Widerstand leisten könne. Es will im Gegentheil die Macht haben, ihm Gesetze vorzuschreiben und dort eine Stütze und einen nützlichen Beistand für alle Bedürfnisse seines Handels zu finden. Mit einem Worte, uns ist darum zu thun, daß Aegypten stark und ein nützlicher Bundesgenosse für uns sei, und die Engländer wollen das Gegentheil. Wir haben ein Interesse daran, daß der Sultan zu Hause Herr ist, und Rußland will ihn unter seiner Botmäßig-

keit haben. Daher kommt die gegenwärtige Allianz und Einigkeit zwischen diesen beiden rivalisirenden Mächten und die Opposition, welche zu gleicher Zeit zwischen diesen beiden Mächten und Frankreich entstanden ist.

Die Zuneigung Oesterreichs zu England ist begreiflich und man kann sie nicht tadeln. Diese beiden Staaten haben nicht ein einziges entgegengesetztes Interesse. Jeder von ihnen hat seine besondre Rolle, welche die andere ergänzt. Oesterreich ist mächtig durch seine große Armee und seine zahlreiche Bevölkerung. Seine Seemacht ist ohne Bedeutung. England ist mächtig durch seine Seemacht, aber seine Armee ist von untergeordneter Wichtigkeit. Das eine ist reich durch einen ausgedehnten Handel, durch seine Colonien und seine Industrie, das andre durch seinen Ackerbau und seine Industrie, welche von der Englands nichts zu fürchten hat. Es finden also natürliche Beziehungen zwischen diesen beiden Ländern statt, und von natürlichen Beziehungen bis zur Freundschaft und zur Allianz ist kein großer Schritt. Jahrhunderte haben diese Beziehungen befestigt. Sie waren nur erst seit zehn Jahren unterbrochen. Dem Fürsten Metternich war darum zu thun, sie wiederherzustellen. Es giebt aber noch einen andern bemerkenswerthen Gesichtspunkt; und der ist, daß Rußland der natürliche Feind Oesterreichs wie Englands ist, und daß aus diesem Grunde die Interessen Oesterreichs und Englands zusammenfallen, während Frankreich, der nothwendige Nebenbuhler und Feind Englands, eine wechselnde Politik haben kann, die es vorübergehend Rußland nähert. Aus diesem Grunde sollte die österreichische Regierung geneigt sein, ihr Freundschaftsband mit der großbritannischen Macht enger zu knüpfen. Aber die Zugeständnisse haben ihre Grenzen, und man darf sich sicherlich niemals mit der gegründeten Aussicht auf eine wahrscheinliche Demüthigung, und mit den Chancen eines Kriegs verbinden, auf den man sich

nicht vorbereiten konnte und dessen Folgen nicht zu berechnen waren. Die Mitwirkung Oesterreichs in dem Falle, der uns hier beschäftigt, kann und darf daher nicht entschuldigt werden; sie würde sich nur dann haben rechtfertigen lassen, wenn man Frankreich vor der Unterzeichnung eine förmliche Erklärung gegeben hätte, anstatt daß man gegen dasselbe ein tiefes Stillschweigen beobachtete und die ganze Angelegenheit mit einem undurchdringlichen Geheimniß umgab. Dieser Schritt wäre ein Act der Gefälligkeit nnd der Freundschaft gewesen, der eine isolirte Politik weniger bitter gemacht haben würde, und das unfehlbare Resultat dieser Mittheilung wäre gewesen, daß man die Trennung Frankreichs verhindert hätte; denn es ist gewiß, daß Ludwig Philipp in seiner Stellung, bei den Meinungen und allen sonstigen Umständen, die ihn umgaben, keine Lust gehabt haben würde, sich den Chancen auszusetzen, welche die Unterzeichnung des Tractats wahrscheinlich nach sich zog. Frankreich kann also Oesterreich das Stillschweigen, welches es acht Tage lang vor dem 15. Juli beobachtet, mit Recht zum Vorwurf machen. Das Uebrige ist seine Sache. Die Irrthümer, in die es verfallen ist, schaden nur seinen eignen Interessen und seiner Zukunft.

England, der einzige wirkliche Urheber der Bewegung, die sich vorbereitete, und durch eine heftige Leidenschaft angetrieben, Mehemed Ali zu vernichten, trat mit Mitteln in die Schranken, die man trotz des erlangten Erfolgs lächerlich nennen kann. Kein Mensch in ganz Europa, Lord Palmerston vielleicht ausgenommen, hielt mit den veranstalteten Rüstungen einen Erfolg für möglich. Der Fürst Metternich erwartete kein günstiges Resultat von einer Unternehmung, die mit so geringen Mitteln begonnen wurde, und er hat auch später, nachdem ein unverhoffter Erfolg Europa in Erstaunen gesetzt, seine Sprache nicht

geändert. Es war ein Act der Gefälligkeit gegen England, zu dem er seine Einwilligung geben zu müssen glaubte, und da er der Anwendung kräftigerer Mittel abgeneigt war, glaubte er die Feindseligkeiten würden keine erhebliche Folgen haben und voraussichtlich von kurzer Dauer sein. Vielleicht hatte Lord Palmerston die Nebenabsicht, ihn weiterzuführen, was ihm vielleicht auch gelungen wäre; aber dies Alles war ein gefährliches Spiel. Denn wenn der Stolz Englands durch einen Nichterfolg gedemüthigt worden wäre, so hätte dies auch wichtige Nachtheile gehabt und die Zukunft mußte Jedem, der ein wenig weiter blickte, mit düstern Wolken bedeckt erscheinen. Die unsinnige Politik Frankreichs, in Verbindung mit den Illusionen und den schlechten Berechnungen Mehemed Ali's und den Schändlichkeiten Ibrahim Pascha's, zerstreuten sie bald wieder.

Es ist für jeden vernünftigen und unterrichteten Franzosen einleuchtend, daß es im wohlverstandenen Interesse Frankreichs lag, sich nicht von der Allianz zu trennen, damit es einen gewichtigen Einfluß auf die Entscheidungen des europäischen Raths ausübte. Herr Guizot*) ließ sich täuschen und ward von England dupirt. Seine natürliche Suffisance hatte ihn schlecht berathen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Ludwig Philipp, als er den Entschluß der Mächte erfuhr, getrennt zu handeln, sich dem Vorschlage Oesterreichs, von dem ich gesprochen habe, wieder angeschlossen haben würde, um ein friedliches Resultat zu erzielen. Da aber der Fehler einmal begangen, der Tractat unterzeichnet und Frankreich von der Allianz ausgeschlossen und isolirt war, mußte es sich wohl hüten, die Sprache zu führen, die es angenommen hat. Es durfte weder von einer Beleidigung sprechen, die nicht existirte, noch

*) Französischer Gesandter in London.

eine Coalition gegen Frankreich voraussetzen, an die Niemand gedacht hatte. Es mußte die Frage isolirt und als eine abgemachte Sache behandeln. Es mußte erklären, daß der Tractat vom 15. Juli, dessen Zweck die Vernichtung Mehemed Ali's war, ihm als ein vorläufiger Tractat behufs der Theilung des ottomanischen Reichs erschien; die sich vorbereitenden Ereignisse seien in seinen Augen zu ernst, als daß es sich enthalten könnte, zu interveniren; jede Feindseligkeit gegen das ägyptische Reich sei demnach in seinen Augen ein casus belli. Diese Erklärung mußte es durch umfassende Rüstungen zu Wasser und zu Lande unterstützen; es mußte Deutschland erklären, daß, weil es diesen Debatten fremd sei, in den Beziehungen zwischen ihm und Frankreich keine Aenderung eintreten werde; es durfte keine Vorkehrungen an der Rheingrenze treffen, welche die geringste Besorgniß erwecken konnten; es mußte aber unverzüglich das französische Geschwader mit dreitausend Mann Landungstruppen und drei- bis viertausend Matrosen nach Alexandrien schicken, mit der Bestimmung, nöthigenfalls das türkische Geschwader zu bemannen; zugleich mußte es die Zusammenziehung einer Armee von hunderttausend Mann in Lyon anordnen, die bei dem ersten Ausbruch von Feindseligkeiten im Orient in Italien einrückten, und von dem Fürsten Metternich in dieser Beziehung eine förmliche Erklärung verlangen; aber es mußte sich wohl hüten, revolutionäre Leidenschaften zu erwecken, die Marseillaise singen zu lassen, und die Ufer des Rheins zu bedrohen. Die Stellung, die Frankreich annahm, mußte klar und bestimmt, gemäßigt und begründet sein, und dies ist das Gepräge der Kraft. Die Wirkung derselben wäre ungeheuer gewesen. Man mußte, um die wahren Intentionen des französischen Cabinets darzulegen, hinzusetzen, daß in dem Augenblicke, wo man Mehemed Ali den erblichen Besitz Syriens und Aegyptens als Vasall

der Pforte sicherte, alle Rüstungen eingestellt werden würden. Durch diese Dispositionen hätten wir in den levantischen Meeren im Augenblicke, wo die Feindseligkeiten ausgebrochen wären, dreißig Linienschiffe gehabt, wovon zwanzig französische und zehn ägyptische. Unsere so überlegene Flotte und der Besitz von Saint-Jean-d'Acre, welches die dreitausend Mann französische Infanterie besetzt haben würden, hätten der Bevölkerung des Libanon eine heilsame Furcht eingeflößt. Niemand hätte sich gerührt. Die Rüstungen in Frankreich wären fortgesetzt worden, weil die Engländer solche ebenfalls veranstaltet hätten, und eine Ueberlegenheit um zwanzig Schiffe hätte uns für lange Zeit den ausschließlichen Besitz des Mittelländischen Meeres gesichert. Europa hätte zu den Füßen Frankreichs gelegen, und wenn dieses seine Vortheile nicht über die Grenzen der Vernunft hinaus trieb, hätte es Gesetze dictirt, ohne einen Kanonenschuß abzufeuern. Das Ministerium Palmerston wäre gestürzt worden, und Oesterreich, welches in einer Situation, die es nicht voraussehen konnte, überrascht worden wäre, hätte Alles angewendet, um einen Krieg zu vermeiden, dessen erste Calamitäten es selbst betroffen haben würden.

Ich war in Wien, als der Tractat vom 15. Juli und die Rüstungen, zu denen derselbe in Frankreich Anlaß gab, bekannt wurden. Nie und nirgends hat ein derartiges Ereigniß einen größeren Schrecken und eine allgemeinere Unzufriedenheit hervorgerufen. Man fragte, mit welchem Rechte und warum man so plötzlich opponirend und feindselig gegen Frankreich aufgetreten sei. Der Credit verschwand in einem Augenblicke und das Fallen der Bankactien, einer Art öffentlicher Papiere, um 30 Procent führte verschiedene Catastrophen in der Handelswelt herbei. Der Zustand des Credits war so, daß es nicht möglich war, an eine Anleihe zu denken, und die Regierung hatte kein Geld.

Die Armee, welche ganz auf dem Friedensfuße war, und ohne finanzielle Mittel nicht auf den Kriegsfuß gebracht werden konnte, war der Discretion der französischen Armee preisgegeben, die vor Eintritt des Winters in die Lombardei einfallen und Mailand besetzen konnte. Der Graf Kalowrath, ohnehin kein großer Freund des Fürsten Metternich, hielt sich fern von Wien und wollte einem Collegen, welcher den Staat in eine so große Gefahr gebracht und durch persönliche Handlungen eine so große Krisis herbeigeführt hatte, keine Beihülfe leisten. Wenn der Krieg ausgebrochen wäre, so konnte er für Oesterreich nicht glücklich ausfallen. Man würde zum Fürsten Metternich gesagt haben: Wie! Sie haben den Krieg Interessen halber, die den unsrigen mindestens fremd sind, wenn Sie ihnen nicht gar entgegenlaufen, herbeigeführt, und Sie konnten ihm weder vorbeugen, noch sich auf die Führung desselben vorbereiten. Der Erzherzog Ludwig tadelte den Fürsten Metternich laut und sympathisirte mit Kolowrath. Es gab keine Regierung mehr, und der Fürst Metternich, der sich zurückziehen mußte, verlor für immer seine Macht und den Geschicklichkeitsruf, den man ihm verschafft hatte. Er verschwand für immer aus der hohen Sphäre, in der er sich bewegt hatte. Man kann leicht denken, welche Anstrengungen er gemacht haben würde, um eine Collision zu verhindern, die für sein Land so nachtheilig war und so traurige, für ihn selbst so verderbliche Folgen haben konnte. Es ist gewiß, daß keine drei Monate vergangen wären, ohne daß ein von Frankreich dictirter rühmlicher Tractat unterzeichnet worden wäre.

Was thut anstatt dessen die französische Regierung? Sie ruft die Nation zu den Waffen und verkündet ihr nicht, daß ihre Interessen dies erheischen, sondern macht ihr weis, daß ihre Freiheit und ihre Unabhän-

gigkeit bedroht seien. Sie beschwört die revolutionären Leidenschaften herauf, welche Unordnungen und Verwirrungen herbeiführen. Ueberall läßt man die Marseillaise singen, als ob die Ereignisse, an die sie erinnert, ein Unterpfand des Sieges gewesen wären.

Herr Thiers weiß nicht, daß es nicht die revolutionären Gesinnungen waren, die uns einst über so zahlreiche Feinde den Sieg verschafften; wir siegten nicht durch sie, sondern trotz derselben. Die Revolutionen sind mit der Ordnung unverträglich, und die Unordnung zieht immer und überall die Schwäche nach sich. Unser damaliger erfolgreicher Widerstand kam von der Schwäche des Angriffs, und die Revolution hat zu diesem Resultat nur insofern beigetragen, als sie den Schrecken erzeugte, dessen Heftigkeit die Vertheidiger massenhaft herbeitrieb und unsere Armeen mit unzähligen Soldaten füllte. Der kriegerische Geist der Franzosen verlieh dieser Vereinigung von Menschen bald Werth, und es bildeten sich schnell gute Offiziere und gute Generale. Dies ist das ganze Geheimniß der Revolutionskriege und der Erfolge, die sie begleiteten, wenn man die Ereignisse des Gaukelwerks, mit dem man sie zu umgeben pflegt, entkleidet. Die Leute meines Alters erinnern sich ihrer noch, und die heutige Jugend, welche voll Irrthümer und Vorurtheile ist, muß, wenn sie sich darüber unterrichten will, den ersten Theil der Denkwürdigkeiten des Marschall Gouvion-Saint-Cyr lesen, in welchem die Geschichte dieser ersten Zeiten vortrefflich erklärt und erzählt ist.

Nach diesem ersten ungeheuren, unverzeihlichen Fehler, der die öffentliche Ruhe bedrohte und die regelmäßige Entwickelung unserer Kräfte gefährdete, ja sie selbst für diejenigen gefährlich machte, die sie handhaben sollten, beging man einen noch viel größeren, und der war, daß man Europa bedrohte. Es ist sicherlich im-

mer eine schlechte Politik, freiwillig die Zahl seiner Feinde zu vermehren.

Wenn Frankreich, ehe es sich erniedrigt, lieber ganz Europa Widerstand zu leisten versucht, so ist das ohne Zweifel eine Pflicht, trotz der geringen Aussicht auf Erfolg; aber es aus Laune angreifen, es herausfordern und die Ruhe harmloser Völker stören, mit denen wir sympathisiren, das ist ein unsinniges Verfahren. Was hatten der König von Bayern, der Großherzog von Baden mit der orientalischen Frage zu thun? Es war eine ebenso monströse Ungerechtigkeit, sich an sie zu wenden, um erlittene Unbilden zu rächen, an denen sie ganz unschuldig waren, als es eine absurde Politik war, uns Völker, die uns lieben, zu Feinden zu machen. Und warum diese ewige Frage wegen der Rheinufer immer wieder aufrühren? Ich habe gewiß mehr als irgend Jemand den Verlust unserer Provinzen auf dem linken Rheinufer und Belgiens beklagt. Vielleicht war es eine schlechte Politik von Seiten des Wiener Congresses, uns die Eroberungen wieder zu nehmen, welche das alte Frankreich um nichts weiter vergrößerten, als was gerade nöthig war, um das Gleichgewicht mit den Staaten zu erhalten, die sich alle seit funfzig Jahren vergrößert haben. Man nehme diese Provinzen wieder, wenn die Gelegenheit dazu günstig sein wird, aber man spreche nicht davon, wenn die Sache unmöglich ist, und man halte nicht für einen großartigen Entschluß, was nur Prahlerei ist.

Diese unüberlegte und unsinnige Politik war die Ursache, daß bei den Deutschen ein schlummerndes patriotisches Gefühl wieder erwachte. Es war seit fünfundzwanzig Jahren nichts zur Vertheidigung vorbereitet, nichts war organisirt, aber diese so plötzlich, so brutal in ihrer Ruhe, im Genusse ihrer Güter, in ihrer Ehre bedrohten Völker setzten sich in Vertheidigungszustand. So zerstörte man das Vertrauen, das die

Gewohnheit und die Interessen des Friedens begründet hatten. Aber, indem man Europa den Fehdehandschuh hinwarf, wagte man im Grunde gar nichts, man ließ Mehemed Ali keinen Beistand und beeilte sich, mit Geschwadern, die den englischen überlegen waren, wieder in den Hafen zu kommen. Man war großsprecherisch mit Worten, bescheiden und furchtsam im Handeln. Es ist mit den Nationen, wie mit den Privaten: die Klugheit gebietet, entfernte Gefahren zu fürchten, das Talent entdeckt sie zu rechter Zeit und bereitet die Mittel vor, sie zu besiegen, und wenn sie da sind, läßt der Muth sie verachten und überwinden. Aber geradezu das Gegentheil thun, das macht einen Fürsten und ein Volk lächerlich und verächtlich.

Ludwig Philipp verlor, indem er das System, das ihm an die Hand gegeben war, annahm, zu gleicher Zeit den Ruf von Klugheit, den er sich vielleicht wohlfeil erworben hatte und den er der Langmuth seines Characters, einem gewissen natürlichen Talent verdankte, das aber nicht darüber hinausgeht, eine Intrigue zu leiten, die ihn aus einer augenblicklichen Verlegenheit reißt, die sich aber nicht so hoch erhebt, ein System zu entwerfen, noch es auszuführen.

Dies ist das Schauspiel, das Frankreich Europa gab, und worüber mir das Herz blutete. Ich kann unmöglich sagen, welchen Schmerz ich empfand, als ich sah, welchen Schandfleck der französische Name und Character erhielt.

Es ist bekannt, welche Verkettung von Umständen, und welche inneren und äußeren Verwickelungen darauf folgten. Man erinnert sich des Anfangs der Operationen der Alliirten mit Mitteln, die so wenig mit ihren Prätentionen in Einklang standen. Ihre Unternehmung schien eine Tollheit und konnte nicht glücken. Indessen muß man den Aufstand am Libanon als das wichtigste Actionsmittel gegen Mehemed Ali betrach-

ten. Die Erhebung von Völkerschaften, hauptsächlich in Gebirgen, ist immer etwas sehr Ernstes. Leute, die mehr zu fürchten waren als die Aegypter, sind oft in einem ähnlichen Kampfe unterlegen; aber was man nicht vermuthen, nicht voraussehen, nicht glauben konnte, das war der Zustand, in welchen die ägyptische Armee gerathen war, und die unerhörten Mißgriffe der Verwaltung. Hier verlangt es mein persönliches Interesse, zu zeigen, warum diese Armee den Hoffnungen, die ich auf sie gesetzt hatte, so schlecht entsprach, warum sie mit einem Worte so verschieden von dem war, wie ich sie beschrieben habe. Ich hatte diese Truppen vor sieben Jahren gesehen, und die Schilderung, die ich von ihnen entworfen, war vollkommen wahrheitsgemäß. Sie versprachen jeden Tag besser zu werden; aber eine Armee ist eine so kunstvolle Schöpfung, in der so viele Bedingungen zu erfüllen sind, wenn man sie erhalten will, daß, wenn man sich nicht beständig und auf einsichtsvolle Art mit ihr beschäftigt, wenige Monate hinreichen, um die Anstrengungen mehrerer Jahre zu zerstören.

Mehemed Ali, der nur den Instinct zu großen Dingen hat, ist zu unwissend, um ein Urtheil über die Wahl der Mittel zu haben. Die türkischen Sitten finden sich immer wieder bei ihm. Unter diesen Sitten spielen die Liebe zum Gelde, die Habgier und der Geiz eine Hauptrolle. Er hat seine Armee auf eine bedauernswürdige und unsinnige Weise herabkommen lassen. Während er, ein geborner Macedonier, es sehr behaglich findet, sich in Cairo im Spätherbst in einen Pelz zu hüllen, glaubt er, daß seine Soldaten, geborne Aegypter, im Winter in den Gebirgen des Libanon mitten im Schnee mit Kleidungsstücken von Leinwand existiren können. Er läßt sie ohne Sold. Er füttert sie mit Zwieback, der oft verdorben ist, und läßt ihnen kein Fleisch geben. Eine solche Armee, wenn sie in

einen solchen Zustand beispielloser und fortwährender Leiden gebracht ist, verwandelt sich in ein Hospital ohne Betten, ohne Heilmittel und ohne Aerzte. Abneigung bemächtigt sich eines Jeden, und da, wo man Wetteifer, Ergebenheit, Muth und Kraft gefunden hatte, findet man jetzt Schwäche, Gleichgültigkeit und Feigheit.

Mehemed Ali glaubte unbesiegbar zu werden, indem er seine Streitmacht unaufhörlich durch neue Aushebungen vermehrte, die aus unzufriedenen Leuten bestanden und von Offizieren commandirt wurden, die wegen ihrer großen Zahl schlecht sein mußten; er hatte nicht eingesehen, daß solche Verstärkungen mehr eine Last, als ein Nutzen waren. Anstatt eine eingeübte, zufriedene, disciplinirte und thatkräftige Armee zu haben, hatte er eine verworrene Masse hinsterbender Völkerschaften.

Ich hatte ihm die Errichtung mehrerer stehender Lager gerathen, wo die Mittel zum Einexerciren, zum Wohlbefinden und zur Disciplin für die Soldaten in gewählten Bezirken vereinigt würden, und welche die Vortheile der Gesundheit mit einer angenehmen Lage in der Nähe von zweckmäßig auszuführenden Arbeiten verbänden. Aber diese Ideen, welche er beifällig aufgenommen und deren Zweckmäßigkeit ihm eingeleuchtet hatten, waren seinem Geiste ohne Zweifel kurz nach meiner Abreise wieder entfallen, denn es scheint, daß nichts Derartiges ausgeführt worden war.

Die traurigen Folgen dieser Verirrungen wurden vermehrt durch die Apathie und die Privatunordnungen Ibrahim Pascha's, der sein Leben unter Schwelgereien und anderen Ausschweifungen verbrachte, die ihn entnervten, während seine Eitelkeit und seine Eifersucht ihm Soliman Pascha verdächtig und unangenehm machten, dessen Rathschläge, Beistand und Einfluß fast einzig und allein in früheren Zeiten seine Erfolge herbeigeführt hatten.

Soliman Pascha, fern von Ibrahim, konnte keinen Einfluß auf die Dispositionen haben, die beim Erscheinen der Engländer getroffen wurden. Er stand bei Beyruth mit einigen erschöpften und kranken Truppen, und hatte keine achtunggebietende Streitmacht unter seinen Befehlen, und Ibrahim Pascha, der sich in Balbeck befand, wo er nichts zu thun hatte, dachte weder daran, den Feind zu bekämpfen, wenn er landete, noch den Ausbruch eines Aufstandes zu verhindern, noch seine Truppen so zu vertheilen, daß er ihn unterdrücken konnte, wenn er zum Ausbruch kam. Bei einem solchen Verfahren und solchen Elementen waren die Resultate, die sich ergaben, unvermeidlich.

Ibrahim Pascha hätte den disponibelsten Theil seiner Truppen nehmen und sich am Abhange des Libanon, dem Landungspunkte der Engländer gegenüber, zwei bis drei Lieues davon aufstellen, seine Truppen durch alle möglichen Mittel anfeuern und die Hauptpunkte des Libanon durch den Rest seiner Armee besetzen lassen sollen, um den Maroniten eine heilsame Furcht einzujagen. Zehn- bis zwölftausend Mann, die er in der Hand hatte, würden es ihm möglich gemacht haben, die fünf- bis sechstausend Türken, die in Verbindung mit zwölfhundert Engländern heranrückten, (denn dies war die wirkliche Stärke des Expeditionscorps), in's Meer zu werfen. Eine im Taurus zurückgelassene Maske von Truppen wäre hinreichend gewesen, Syrien gegen das türkische Corps zu decken, das von Kleinasien kam. Die Frage mußte sich am Meeresufer entscheiden. Die eigentlichen Feinde waren die Maroniten. Man mußte sie in Schach halten, und sie waren außer Stande etwas zu unternehmen, sobald die Landungstruppen geschlagen waren. Osman Pascha wurde mit einem Detaschement auf den Punkt geschickt, wo Ibrahim an der Spitze seiner Truppen selbst hätte stehen sollen. Als die Kräfte Osman's ge-

schlagen waren, war Alles vorbei. Die Meinung der Aegypter machte jede weitere Vertheidigung unmöglich, gab der insurgirten Bevölkerung unbegrenztes Vertrauen, und bestimmte den Abfall des Emir Beschir, während, wenn der Angriffsmarsch der gelandeten Truppen zurückgeschlagen und die Engländer gezwungen worden wären, sich wieder auf ihre Schiffe zurückzuziehen, die sechstausend gelandeten Türken desertirt und zu den Truppen Mehemed Ali's übergegangen wären. So gab dieses erbärmliche Gefecht, ohne Bedeutung als Waffenthat, aber ungeheuer wichtig aus dem Gesichtspunkte der Meinung, dem Feldzuge den Ausschlag. Aber nach diesem Ereignisse hatte man noch immer viele Hilfsquellen. Freilich konnte ein Mann, der eine so einfache Sache nicht begriffen hatte, seine Fehler nicht wieder gut machen, indem er das System annahm, das er jetzt befolgen mußte.

Ibrahim Pascha ließ seine Truppen an der Küste zerstreut in kleinen Festungen, die alle nach und nach genommen wurden, was die Wirkung der Meinung, die gegen ihn war, noch erhöhte.

Da er die Empörung im Libanon hatte ausbrechen lassen, und seine Truppen sich nicht schlagen wollten, mußte er sie entfernen und zusammenziehen, um sie durch den Einfluß seiner Autorität und die Mittel aller Art, die ihm zu Gebote standen, wieder zu stählen. Er mußte ohne Verzug den Taurus und die ganze Küste, mit Ausnahme von Saint-Jean-d'Acre, Jaffa und Gaza, räumen, und seine ganze Armee an den Ufern des Jordan bei Nazareth und bei Jerusalem aufstellen, seine Vorposten aber bis unter die Mauern von Saint-Jean-d'Acre vorschieben. Ein Corps von acht- bis zehntausend Mann wäre in Damaskus geblieben, um ihm die Hülfsquellen dieser wichtigen Stadt zu sichern, und dieses Corps konnte, da es sich im Osten des Antilibanon befand, die ungehinderte Communi-

cation mit der Armee unterhalten. Die Hauptmasse der Cavalerie mußte in der Ebene von Esdrelom bleiben, von wo aus sie sich nach allen Richtungen hinbegeben konnte. Die Verbindung mit Aegypten war dann gesichert. Man konnte von dort Succurs erhalten. War Saint-Jean-d'Acre so gedeckt, dann war es schwer zu nehmen.

Ich weiß wohl, daß in Betracht des Verlaufs der Dinge in Bezug auf diese Stadt alle diese Dispositionen den Feind nicht abgehalten haben würden, sich derselben zu bemächtigen; aber es wäre leicht gewesen, sie in bessern Vertheidigungszustand zu setzen. Für's Erste mußte man das Pulvermagazin blenden, um es gegen die Bomben zu schützen, und dies verstehen die Türken, selbst die alten Türken, eben so gut als wir. Diese Explosion konnte demnach nicht stattfinden. Ferner war niemals eine Seevertheidigung schlechter vorbereitet. Als ich Saint-Jean-d'Acre besuchte, bemerkte ich das schlechte System der Batterien, die auf gewölbten Terrassen standen und nur durch eine steinerne Brustwehr gedeckt waren, und ich wurde nicht müde, Mehemed Ali zu wiederholen, daß diese Art von Vertheidigungswerken nichts tauge, daß das Mauerwerk bei Befestigungen, um gut zu sein, bedeckt sein müsse, und daß das, was den Kanonen der Feinde ausgesetzt sei, von Erde und gehörig hoch sein müsse, um die Vertheidiger vor den Kugeln zu schützen, daß man also bei Saint-Jean-d'Acre, wenn man die Vertheidigungswerke nicht regelmäßig anlegen könne, außerhalb, am Meeresstrande, vor den Wällen Batterien aufstellen müsse; aber alles dieses war vergessen worden. Die Kanoniere blieben jedoch auf ihren Posten und ließen sich muthig todtschießen. Es ist unbegreiflich, wie weit die Dummheit ihres Commandanten ging, der, als er am Tage vor dem Angriff die feindlichen Schaluppen an bestimmten Punkten Ankerbojen aus-

werfen sah, glaubte, daß diese die Stellen andeuteten, wo sich die Schiffe vor Anker legen sollten, während sie die Untiefen bezeichneten, die vermieden werden mußten. Er ließ von diesem Augenblicke an die Kanonen der Festung auf die Punkte richten, wo sich Niemand zeigen konnte, und als am andern Tage die Schiffe viel weiter vorrückten, als er geglaubt hatte, dachte er nicht daran, die Kanonen tiefer richten zu lassen. Die ganze ägyptische Artillerie schoß über die Schiffe weg und ihr Feuer that keinen andren Schaden, als daß es einige Segel durchlöcherte und einige Evolutionen erschwerte.

Wenn dagegen Saint-Jean-d'Acre besser gegen den Angriff einer Flotte gedeckt gewesen wäre, so würde diese in Gefahr gekommen sein und die Stadt weniger gelitten haben. Die Garnison wäre mit der Armee in Verbindung gewesen und dadurch ermuthigt worden. Da man um einen Seeplatz, der sich vertheidigt, zu nehmen, zuerst landen und denselben einschließen muß, so würden die Engländer und die Türken niemals gewagt haben, ans Land zu gehen und sich von der Küste zu entfernen, weil sie in einem offenen Lande und entfernt von ihren Verbündeten, den Maroniten, die ihre Berge nicht zu verlassen gewagt hätten, niedergemacht werden konnten. Dann hätte durch den Widerstand Saint-Jean-d'Acre's Alles wieder gut gemacht werden können. Der Feldzug hätte sich in die Länge gezogen, der Winter wäre herangekommen, und die Engländer wären gezwungen gewesen, eine so gefährliche und ungeschützte Küste zu verlassen und ihre fernern Operationen bis zum Frühjahr zu verschieben.

Man hätte dann Zeit vor sich gehabt und Alles wäre anders geworden. Die ägyptische Armee, verstärkt durch Truppensendungen aus Aegypten, hätte nach dem Abmarsch der Engländer die Länder, die sie geräumt, wieder in Besitz genommen. Die Insurgenten

des Libanon hätten gezüchtigt werden können und im folgenden Jahre hätten die Alliirten ganz von vorn anfangen müssen.

Niemals, ich wiederhole es, hat eine solche Reihe von Verirrungen, Ungeschicktheiten und dummen Combinationen auf den Ausgang eines Feldzugs und auf das Loos einer Armee eingewirkt. Da ich den oben angedeuteten Plan während der Operationen entwickelt hatte, glaubte ich gewiß, daß Ibrahim Pascha ihn befolgen würde, und ich sprach mit dem Fürsten Metternich darüber. Die ägyptische Armee hatte immer ihren Rückzug nach Aegypten frei. Sie konnte keine Gefahr laufen, und blieb immer Herr ihrer Bewegungen, im Glück wie im Unglück.

Ich zweifle nicht daran, das Soliman Pascha, der militärisches Talent hat, dieses Operationssystem entworfen und gewollt hat; aber fern von seinem Chef konnte er keinen heilsamen Einfluß auf denselben ausüben.

Ich schreibe keine Geschichte dieses elenden und beklagenswerthen Feldzugs, und ich werde daher in dieser Beziehung auf keine Details weiter eingehen. Man weiß was geschah. Man kennt diesen Rückzug durch die Wüste, mitten im Winter, bei der strengsten Kälte und einem vollständigen Mangel, welche den Verlust einer großen Anzahl derer, die dieser Richtung folgen mußten, nach sich zogen. Soliman Pascha, dem das Commando dieser Colonne übertragen war, hat durch die Seelenstärke und die Energie, die er entwickelt, gezeigt, was er werth war, und er hat die Achtung, die ich vor ihm habe, und das Lob, das ich ihm gezollt, durchaus gerechtfertigt.

Die Elemente des Widerstandes waren für Mehemed Ali auf Null reducirt, und es war klar, daß dieses Unglück, diese Täuschungen, und diese Macht der Meinung, die ihn in Syrien verfolgt hatten, bald sei-

nen Untergang in Aegypten herbeiführen würden. Aber die Ehre Frankreichs verlangte, daß er nicht unterlag, und dieser Umstand rettete ihn in dem Augenblicke, wo er Mann gegen Mann die Leidenschaften Lord Palmerston's bekämpfen mußte, trotz der Arglist der Letzteren, die sich nicht einen Augenblick verleugnete.

Der Fürst Metternich kam jetzt der Politik Frankreichs redlich zu Hülfe. Er erwog die Dinge im Interesse des Weltfriedens mit Ruhe, und zufrieden, den fürchterlichen Gefahren, denen er ausgesetzt gewesen, entgangen zu sein, enthielt er sich, neuen Zufälligkeiten zu trotzen. Es wurde ihm schwerer als jedem Andern an die Ergebnisse zu glauben, welche die politische Combination, in die er sich, vielleicht sehr leichtsinnig, eingelassen hatte, zum Erstaunen der ganzen Welt, herbeigeführt hatte. Uebrigens hat keiner von Denen, die daran Theil genommen, ein andres Urtheil über diesen Ausgang gefällt; er aber hat nicht unterlassen, es öffentlich auszusprechen.

Mein Briefwechsel mit Boghos Bey wurde fortgesetzt. Er findet sich am Ende dieses Buches. In dem Augenblicke, wo die Aufreibung der ägyptischen Armee erfolgt war, konnte man keine günstigen Chancen für Mehemed Ali mehr hoffen.

Ich forderte ihn also auf, sofort und ohne weitere Schwierigkeiten die ihm gemachten Vorschläge anzunehmen, sich jedoch Garantieen für die gewissenhafte Ausführung derselben auszubedingen, und diese Rathschläge wurden ihm nicht umsonst gegeben. Die Veränderungen, die in dem Stande der Dinge eingetreten waren, erneuerten naturgemäß unsere Unterredungen mit dem Fürsten Metternich, und er gab durch meine Vermittelung und auf indirectem Wege dem Vicekönige dieselben Rathschläge. Wir kamen dahin überein, daß er mir als Antwort auf die Mittheilungen, die ich ihm gemacht, einen Brief schreiben, und ich denselben, wie

aus Indiscretion, im Original an Boghos Bey einschicken solle. Von diesem Augenblicke an waren alle Streitigkeiten zu Ende. Die Arrangements zwischen dem Großherrn und Mehemed Ali kamen zum Abschluß, und es bleibt nur noch zu wünschen übrig, daß Mehemed Ali den Rest seiner Jahre dazu verwendet, seinen Werken Dauer zu sichern, indem er sich wirksam mit dem Wohle und Glücke der Völker, die er regiert und die er seinen Kindern hinterlassen wird, beschäftigt.

Anhang.

Nachdem ich die Schöpfungen Mehemed Ali's geschildert und das Gemälde der Macht, die er durch seinen unwiderstehlichen Willen aufgerichtet, gezeigt habe, darf man sich wohl über den geringen Widerstand wundern, welchen er dem auf ihn gemachten Angriffe entgegengesetzt hat. Ich glaube daher, daß es am rechten Orte ist, die Ursache seines Falles aufzusuchen und die Umstände desselben kennen zu lehren.

In dem günstigen Urtheile, das ich über ihn ausgesprochen, hat keine Uebertreibung stattgefunden.

Die ägyptischen Truppen hatten eine Consistenz erlangt, die ihnen einen wirklichen Werth verlieh. Ihre verschiedenen Waffengattungen waren hinlänglich einexercirt, um kämpfen zu können, und die Schlachten von Homs, Beylan und Konieh haben dies bewiesen. Die genaue Untersuchung, der ich mich bei der Inspection der mir vorgeführten Truppen widmete, hat meine ersten Wahrnehmungen bestätigt, und ich erkläre nochmals, daß besonders die Artillerie und die Cavalerie mit den europäischen Truppen verglichen werden konnten. Die Armee hatte eine gute, wohl überlegte Organisation erhalten, und ihr Werth war dadurch erhöht worden. Der Feldzug an den Quellen des Euphrat, und die Schlacht von Nesbi, die am 24. Juni 1839 gegen die ottomanische Armee, die an Truppenzahl und an Artillerie viel stärker war, gewonnen wurde, die

vollständige Niederlage derselben und der Verlust ihres ganzen Materials haben von Neuem das abgegebene Urtheil und das gespendete Lob bestätigt.

Aber wenn einerseits einsichtsvolle Sorgfalt und ein kräftiger Wille diese Armee geschaffen hatten, so fehlte dagegen die Sorge für ihre Unterhaltung gänzlich. Länger als ein Jahr ohne Sold, mit erbärmlicher Nahrung, mitten im Schnee des Libanon, während des Winters in Leinwand gekleidet, schmolz sie zusehends zusammen und verlor bald ihre Thatkraft. Keine europäische Armee würde diese schwere Prüfung besser als sie bestanden haben; denn wenn man auch von guten Truppen verlangen kann, daß sie großen Leiden und großen Entbehrungen widerstehen, so kann davon doch nur auf eine kurze Zeit, deren Ende man absieht, und unter seltenen und wichtigen Umständen die Rede sein. Die Kräfte des Menschen haben ihre Grenzen, und eine Armee ist ein so künstliches Ding, daß man, um sie inmitten der Zerstörungselemente, die sich unaufhörlich fühlbar machen, zu erhalten, nicht einen einzigen Tag aufhören darf, sie zu verbessern. Mehemed Ali war Türke und hatte die Sitten eines solchen beibehalten. Wenn in gewissen Beziehungen seine Intelligenz sich über die ihrige erhoben hatte, so war er doch in andern Beziehungen mit ihnen auf gleicher Stufe geblieben. In Folge seiner Habgier dachte er nur an seinen Nutzen. Bereit, Alles zu opfern, und ohne Maß und Ziel in Ausführung dessen, was der Gegenstand seiner Leidenschaft war, überließ er sich der größten Sparsamkeit in dem, wodurch er sich dessen Erhaltung sichern konnte. Es ist ein großer Beweis von Civilisation, wenn eine Regierung zur rechten Zeit und mit Maß Ausgaben zu machen versteht. So war, als Europa sich anschickte, mit Waffengewalt in dem türkisch-ägyptischen Streite zu interveniren, die ägyptische Arme in einem erbärm-

lichen Zustande, und anstatt für ihre Bedürfnisse zu sorgen, machte Mehemed Ali neue Aushebungen, die keinen Werth hatten und haben konnten. Ferner hatte Ibrahim Pascha seine Kräfte auf sehr unverständige Weise zerstreut. Der größte Theil stand am Euphrat einigen ottomanischen Truppen gegenüber, die keineswegs drohend noch gefährlich waren, andere in Balbeck, und ein sehr kleiner Theil am westlichen Abhange der Kette des Libanon, während er dort, den Europäern gegenüber, seine besten Truppen hätte zusammenziehen sollen. Das englische Geschwader hatte allerdings nicht mehr als sechstausend Türken, zwölfhundert Engländer und dreihundert Oesterreicher an Bord. Diese Truppen schienen ihrer Zahl nach nicht furchtbar; aber sie waren den Aegyptern neu, deren Streitkräfte so zerstreut waren, daß sie keinen ernstlichen Widerstand entgegensetzen konnten, so daß ein kurzes Treffen zwischen einigen Tausend Mann, nur ein Gedanke von einer Schlacht, den Landungstruppen den Sieg verschaffte. Was aber, abgesehen von den schlechten Combinationen des ägyptischen Generals, seine Mittel besonders lähmte, das war der Aufstand der Maroniten. Dort war die einzige Gefahr für Mehemed Ali, eine Gefahr, der er hätte vorbeugen und die er hätte vermeiden können, wenn er die Einwohner Syriens im Allgemeinen, und die Maroniten insbesondere mit Mäßigkeit und Sanftmuth behandelt hätte, was ich ihm so oft als nothwendig dargestellt. Diese Völkerschaften hatten ihn herbeigewünscht, sie hatten ihn als einen Befreier empfangen und hatten sich seinen Gesetzen gern und dankbar unterworfen, wegen ihrer Abneigung gegen die Türken in Constantinopel, die ihnen in Folge ihrer Erpressungen verhaßt waren. Mehemed Ali mußte Alles aufbieten, um sie sich zugethan zu machen, und er würde leichtes Spiel gehabt haben; er brauchte zu dem Ende nur die Abgaben zu

ermäßigen und ihrer Eigenliebe zu schmeicheln. Kurz, er hätte mit einer geschickteren Politik und mit weniger Habsucht die Maroniten zur Hauptstütze seiner Macht in Syrien und diese Provinz zum Schild Aegyptens machen können.

Als die Revolution im Libanon allgemein geworden war, dachte die ägyptische Armee endlich daran, sich zusammenzuziehen. Sie verließ ihre Stellungen und näherte sich Aegypten. Die Bewegungen waren langsam und ohne Zusammenhang. Man hatte die gewöhnlichsten Dispositionen versäumt, um Saint-Jean-d'Acre in den Stand zu setzen, einem Bombardement zu widerstehen; so daß eine sehr bedeutende, aber ohne Einsicht veranstaltete Armirung nicht die geringste Wirkung auf das Geschwader hervorbrachte, das in einigen Stunden alle Vertheidigungswerke zerstörte und das Pulvermagazin in die Luft sprengte. Der Theil der Armee, der von Balbeck und von Beyruth gekommen war, hatte sich, anstatt in geringer Entfernung im Rükken von Saint-Jean-d'Acre zu bleiben, um den Muth der Garnison aufrecht zu erhalten, indem es die Verbindung mit ihr unterhielt, ohne Grund und Zweck entfernt, ohne sich mit dem Gros der Armee zu verbinden, die bei Damascus versammelt und gänzlich isolirt, ihren Rückzug durch die Wüste nach Petra und Suez mittelst eines Marsches von mehr als sechs Wochen bewerkstelligen mußte und der heftigsten Kälte, einem fast vollständigen Mangel an Wasser und Lebensmitteln preisgegeben war, nachdem sie die schrecklichsten Leiden ertragen hatte, welche die Geschichte aufzuweisen hat und die man sich überhaupt nur denken kann. Binnen wenigen Tagen verlor die ägyptische Armee ihre ganze wirkliche Macht und ihren Nimbus. Mehemed Ali konnte nichts weiter thun, als die gelindesten Bedingungen erbitten, und sich ihnen unter-

werfen. Jeder Widerstand war unmöglich geworden. Das Loos Aegyptens war entschieden.

Ich will nun eine Prüfung der von den europäischen Mächten befolgten Politik vornehmen und zuvörderst zu ergründen suchen, ob sie billig war, und ob sie nicht die Rechte Mehemed Ali's, die sie selbst anerkannt und geheiligt hatten, mit Füßen getreten haben.

Im Jahre 1832 führten die Streitigkeiten, die zwischen Mehemed Ali und Abdallah Pascha ausgebrochen waren, Krieg zwischen ihnen herbei, und der Großherr nahm, anstatt den Angreifer, der Unrecht hatte, zu bestrafen, Partei für ihn. Der Krieg war glücklich für den Pascha von Aegypten, und seine Armee kam nach einer Reihe von Siegen, deren nähere Umstände ich mitgetheilt habe, bis nach Konieh, wo er den Großvezier Reschid Pascha zum Gefangenen machte. Nach jedem Siege hielt Ibrahim Pascha inne und erwartete die Rückkehr in den natürlichen Stand der Unterwerfung, die er seinem Herrn schuldig war, aber unter den nöthigen Garantieen für seine Sicherheit. Von Konieh hätte er ungehindert nach Scutari marschiren können, und der Sultan wäre in seiner Gewalt gewesen, denn da die Unterstützung, die ihm der Kaiser von Rußland aus der Krim schickte, noch nicht angekommen war, so konnte sie auch noch ernstere Unternehmungen nicht verhindern; aber er wollte nur den Frieden. Die europäischen Mächte intervenirten in diesem Streite und es wurde ein Tractat abgeschlossen, welcher Mehemed Ali die Verwaltung des Ländergebiets jenseit des Taurus mit einem Tribut, dessen Höhe fixirt war, überließ. Die Unterwerfung und der Gehorsam zwischen dem Vasallen und dem Souverain waren wiederhergestellt und Alles kehrte zur Ordnung zurück.

Aber die Demüthigung des Sultans hatte sein

Herz tief verwundet, und nach Unterzeichnung des Tractats beschäftigte er sich nur damit, den Augenblick herbeizuführen, wo er glaubte ihn brechen zu können. Als ich im Jahre 1834 in Constantinopel war, fielen mir die daselbst circulirenden Kriegsgerüchte und die offen ausgesprochene Absicht auf, die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Die Gesandten und die fremden Minister waren nur damit beschäftigt, die türkische Regierung von einem so verderblichen Wege abzuhalten und eine so unzeitige Kampflust zu dämpfen. Sie bewogen ihn dazu seine Pläne aufzuschieben, aber es stand nicht in ihrer Macht, sie im Keime zu zerstören.

Bei meiner Ankunft in Aegypten wollte Mehemed Ali, der von allen diesen Dingen unterrichtet war, den Tribut nicht bezahlen, der die Mittel zu seiner Vernichtung liefern sollte. Aber die geringste Bemerkung und sein richtiges natürliches Gefühl, ließen ihn bald erkennen, daß nichts seinen Interessen mehr zuwiderlief, als die Zögerung in Erfüllung seiner Verbindlichkeiten, da sie allein in der exceptionellen Stellung, in der er sich befand, seine Rechte begründeten. Der Vertrag von Kutahieh, an welchem alle Mächte Theil genommen und den sie garantirt hatten, gab ihm einen Platz im europäischen Völkerrechte, das ihm seitdem als Garantie diente. Er blieb diesem Entschlusse treu und entzog dem Großherrn jeden Vorwand, ihn zu bekämpfen und die Vernichtung seiner Macht zu versuchen. Aber der Sultan hatte die Zahl seiner Truppen vermehrt, und durch die Intriguen der Engländer angereizt, entschloß er sich plötzlich, die Feindseligkeiten zu beginnen, und griff die Armee Mehemed Ali's an. Die Strafe für diese Treulosigkeit blieb nicht aus, und die türkische Armee wurde bei Nesbi vernichtet. Jetzt begriff der Sultan die Folgen seines Benehmens, und die Gefahr die ihm drohte. Er beeilte sich, den Hauptfehler, den er begangen hatte,

wieder gut zu machen, und sprach im Tone des Friedens. Derselbe war verabredet und im Begriff unterzeichnet zu werden, als die Intervention der europäischen Mächte den Abschluß verhinderte, und man sich nicht damit beschäftigte, die Rechte und die Interessen Desjenigen zu beschützen, der seinen Verpflichtungen treu geblieben war, sondern im Gegentheil Dessen, der sie verletzt hatte. Wenn Europa nicht intervenirt hätte, wäre in Folge der Bestimmungen des Tractats von Kutahieh Alles zur Ordnung zurückgekehrt. Das Vicekönigthum von Aegypten hätte sich befestigt, hätte seine Organisation vollendet, und der Sultan hätte jetzt einen mächtigen Vasallen, der im Stande wäre, ihn zu unterstützen und zu vertheidigen. Alle vereinigten Elemente der Macht, die sich täglich vermehren konnten, sind verschwunden, selbst da, wo sie die meiste Aussicht zur Entwickelung hatten. Die Feinde Mehemed Ali's behaupten dagegen, daß der Sultan von seinem Vasallen gestürzt worden sein würde. Keineswegs, ein vollständiger Irrthum. Niemals hat der Vicekönig den Gedanken gehabt, den Wunsch gehegt, seinen Gebieter vom Throne zu stoßen. Das Blut Othman's hat noch zuviel Zaubergewalt im Orient, als daß es aufhören könnte zu regieren. Dieses Band mag mehr oder weniger fest sein; aber man kann es nicht zerreißen, es ist gewissermaßen Eins mit dem der Religion, welche bei diesen Völkern eine so große Rolle spielt.

Das türkische Reich bietet seit fast einem Jahrhundert das Schauspiel der Schwäche, der Unordnung und der Anarchie dar. Seine Macht kann in ihrer Gesammtheit nur wieder hergestellt werden, wenn in seinen Haupttheilen Ordnung herrscht, wenn der Gehorsam dort zur Gewohnheit, zum Normalzustand, und die Intelligenz auf den Weg der Entwickelung gebracht wird. Dies ist das einzige Mittel, ihm das Leben wiederzugeben, aber es ist zu ausgedehnt, zu groß,

als daß der Centraleinfluß sich an seinen Endpunkten wirksam fühlbar machen könnte, ehe man diese darauf vorbereitet hat; um dies zu erreichen, müssen mehrere Actionscentren, von welchen gleichzeitige Anstrengungen ausgehen, zu diesem Zwecke zusammenwirken. Es ist Sache Aegyptens, dessen Bevölkerung arabisch ist, das durch seine geographische Lage und seine Beziehungen zu alle Zeiten auf Alles, was arabisch ist, leicht einwirken kann, diese Aufgabe im ganzen Süden des Reichs zu erfüllen, es zu reorganisiren und es wieder mächtig zu machen; und wenn es diese Aufgabe erfüllt hat, wird es kräftig auf den Norden zurückwirken und dessen nützlichster Bundesgenosse werden. Wenn Aegypten geschwächt wird, bleibt Alles in Unordnung und Anarchie, es ist kein nützlicher Fortschritt zu hoffen, und da Nichts in der Welt beständig ist, so werden sich die Elemente der Schwäche und der Auflösung immer da vermehren, wo Mehemed Ali das Geheimniß gefunden hatte, eine unwiderstehliche Gewalt zu schaffen, denn sein Wille stieß auf kein Hinderniß, das er nicht hätte besiegen können; man gehorchte ihm in der ganzen Ausdehnung seines Gebiets pünktlich und so unbedingt, daß vom Taurus bis an die Grenzen von Abyssinien die Verbindungen zum großen Erstaunen der Reisenden vollkommen sicher waren. Welch ein mächtiges Mittel der Civilisation, der materiellen und moralischen Verbesserung ist ein solches Werkzeug, wenn es in voller Kraft und Freiheit handelt!

Das wohlverstandene Interesse des ottomanischen Reichs verlangte also die Erhaltung der Macht Mehemed Ali's, und Europa mußte suchen auf diesen außerordentlichen Mann einen heilsamen Einfluß auszuüben und ihn zu leiten, ohne daran zu denken, ihn zu vernichten. Er konnte das Hauptelement der Wiederherstellung und der Stärke des ottomanischen Reichs werden. Mehemed Ali hatte übrigens noch den

großen Vortheil, daß er auf den Geist einer intelligenten, leicht erregbaren, für schnelle Fortschritte empfänglichen leidenschaftlichen Bevölkerung, der ersten in Asien, einwirken konnte, denn die arabische Bevölkerung braucht gewiß nicht erst ihre Capacitätsproben abzulegen. Ist sie nicht den Europäern in der Civilisation, in den Wissenschaften, in der Ausübung edler gesellschaftlicher Sitten und in der Pflege der Gefühle, die das menschliche Herz ehren, vorangegangen?

Wenn man das südliche Element des ottomanischen Reichs mit dem nördlichen Elemente vergleicht, so schlägt sicherlich Alles zum Vortheile des erstern aus. Eine ziemlich gleichartige Bevölkerung steht überhaupt jederzeit hoch über denen, die durch Verschiedenartigkeit des Stammes und der Religion getheilt sind. Die Millionen Christen, welche unter den Osmanlis leben, machen diesen Theil des Reichs, was auch geschehen möge, allemal zu dem verwundbarsten. Er ist den gefährlichsten Feinden des ottomanischen Reiches näher, während der andere dem erstern nahe genug ist, um ihn in allen seinen Provinzen zu unterstützen, im Centrum seiner Macht nicht angegriffen werden und sehr leicht vor jeder Verletzung gesichert werden kann.

Die europäischen Mächte, deren Conferenzen über die orientalischen Angelegenheiten zu keinem Resultate führten, hatten verschiedene Absichten, denn Frankreich wollte die Erhaltung der Macht Mehemed Ali's, während England darauf versessen war, sie zu vernichten; daher trennten sie sich denn auch, und plötzlich wurde der Tractat vom 15. Juli, der ein feindliches Bündniß gegen Aegypten besiegelte, zwischen England, Oesterreich und Rußland abgeschlossen. Man hatte den Beitritt Frankreichs verlangt, ohne es in das strenge Geheimniß der Bestimmungen, welche festgesetzt, aber noch nicht unterzeichnet waren, einzuweihen. Die Nachlässigkeit und eine Art geringschätzenden Hochmuths

des französischen Gesandten hielten ihn ab, den vertraulichen Mittheilungen, die ihm der österreichische Minister gemacht hatte, Glauben beizumessen. Die französische Regierung erfuhr mit Erstaunen, daß sie von einer gemeinschaftlichen Berathung, bei der sie einen nützlichen Einfluß hätte ausüben können, ausgeschlossen war.

Nur England war bei dieser Frage leidenschaftlich, Oesterreich und Rußland handelten aus Gefälligkeit, und vielleicht glaubten sie, daß die schwachen Rüstungen, mit denen Mehemed Ali bedroht war, und die wirklich nicht sehr bedenklich schienen, ohne Gefahr für ihn seien. Aber Frankreich, das ihn retten wollte und durch seine Isolirung Herr seiner Handlungen war, erschrak zu sehr vor der Gefahr, durch eine feste und entschiedene Haltung den Ausbruch eines Kriegs herbeizuführen, den Niemand wollte. Eine einzige Demonstration würde Alles zu unserm Ruhme beendigt haben. Man mußte das Geschwader, anstatt es nach Toulon zurückkommen zu lassen, mit doppelter Mannschaft nach Alexandrien schicken, um dort an Bord des ottomanischen Geschwaders die türkischen Matrosen, die man ausgeschifft hätte, zu ersetzen, und dreitausend Mann französische Infanterie mit einem intelligenten und ausgezeichneten General nach Saint-Jean-d'Acre schicken, um dort Standquartier zu machen; ihre Anwesenheit hätte die Ruhe und den Gehorsam der Maroniten gesichert, und man wäre dem allgemeinen Aufstande im Libanon, welcher wirklich gefährlich für Mehemed Ali war, zuvorgekommen.

Der Anfang des Kampfes wäre in Folge unserer großen Ueberlegenheit für die Allianz schrecklich gewesen, und wenn die Engländer, bevor sie den Krieg begannen, sich entschlossen hätten, mehr Streitkräfte zu versammeln und die Feindseligkeiten aufzuschieben, so würde die vorgerückte Jahreszeit dazu genöthigt haben, sie

auf das Frühjahr zu verschieben. Während des Winters hätten sich die Gemüther beruhigt, Alles wäre pacifirt worden, die Macht Mehemed Ali's war gerettet, und der Zweck, den sich Lord Palmerston mit solcher Kühnheit vorgesetzt hatte, war verfehlt.

Ich habe gesagt, daß Aegypten, diese Quelle unerschöpflicher Reichthümer, gegen jeden Angriff geschützt, und für die ottomanischen Streitkräfte eine Art Reduit werden kann, aus der immer neue Truppencorps hervorgehen könnten, um dem Reiche zu Hülfe zu kommen, wie es seine europäischen Verbündeten thun würden, wenn es angegriffen wird. Alexandrien kann eine uneinnehmbare Festung werden. Um es dazu zu machen, ist es hinreichend, den See Mareotis wiederherzustellen, indem man das Meerwasser hineinleitet und den schmalen Streifen Land, durch den seine Verbindung mit dem Meer hergestellt wäre, zu befestigen. Dieses Binnenmeer würde, mit einer Flotille besetzt, dieser Festung auf mehr als dreißig Lieues in's Innere Aegyptens hinein Verbindungen sichern, von wo es immer die nöthigen Unterstützungen erhalten könnte. Einige Befestigungen zwischen Abukir und dem Nil würden hinreichen, um jeden Einfall zu verhindern. Auf der Küste des Deltas ist eine Landung unmöglich, ebenso auch unterhalb Damiette. Es bleibt dann noch die Syrische Wüste, über welche unmöglich hinwegzukommen ist, wenn sie nicht durch einige wirkliche Forts, die den Besitz der Brunnen sichern, vertheidigt ist. Aus allen diesen Gründen würde es also im wohlverstandenen Interesse der Macht des ottomanischen Reichs liegen, Mehemed Ali groß und mächtig zu erhalten, und es könnte versichert sein, daß er, wenn er einmal über seine politische Existenz beruhigt wäre, alle seine Kräfte und Mittel der Unterstützung seines Gebieters und der Vertheidigung des Reichs, von dem er einen Theil bildet, widmen würde, wie er es schon während des

Kriegs gegen das empörte Griechenland bereitwillig gethan hatte, als ihn der Sultan um seine Armee und seine Flotte bat. Und doch geschah es immer im Namen des Interesses und des Heils des ottomanischen Reichs, daß man seine beste Stütze, den Mann, welcher der rechte Arm des Sultans hätte sein können und sollen, zu vernichten strebte.

England wurde in seiner gehässigen und heftigen Politik gegen Mehemed Ali zugleich durch seine Leidenschaften gegen Frankreich und durch ein Interesse der Ehrsucht geleitet. Es wollte die Vernichtung des Vicekönigs, weil es eifersüchtig auf die Bevorzugung Frankreichs von Seiten Aegyptens war, und weil es den Besitz dieses Landes wünschte. Ohne die energische Sprache Frankreichs und Oesterreichs würde es dieses Resultat auch erzielt haben. Da sein Zweck verfehlt war, wollte Lord Palmerston Aegypten wenigstens alle Mittel zum Widerstande entziehen, für den Fall daß die Situation Europa's ihm gestattete, sich desselben zu bemächtigen.

Wenn hierüber noch einige Zweifel bestehen könnten, so würden sie leicht gehoben werden, wenn man bedenkt, mit welcher Dringlichkeit und mit welcher Beharrlichkeit die englische Regierung die Concession zur Anlegung einer Eisenbahn verlangt, um eine Verbindung zwischen Alexandrien und Cairo herzustellen. Man hatte die Idee gehabt, eine solche zwischen Cairo und Suez zu bauen; allein man scheint dies wieder aufgegeben zu haben. Ich habe in einem andern Werke gezeigt, wie unnütz, schwierig und unzeitgemäß eine solche Bahn wäre, und doch würde dieses Project noch immer nicht so unsinnig sein, als das des Nilthals. Wenn sie den speciellen Zweck hat, die Zeit, die zur Verbindung zwischen Europa und Indien nöthig ist, abzukürzen, welche Zeit aber durch die Schnelligkeit der Segel- und Dampfschiffe auf den verschiedenen Meeren,

die zu durchschiffen sind, bestimmt wird, so darf man fragen, welchen Nutzen es haben könnte, bei einer Reise von mehr als sechs Wochen, deren allgemeine Dauer sich nicht abkürzen läßt, einen oder zwei Tage zu ersparen. Spricht man von dem Handelsverkehr und der Circulation nach dem Innern Aegyptens, so ist die Sache noch schlimmer, weil keine Waare aus Europa nach Aegypten kommt, um dort verkauft zu werden. Dieses Land braucht beinahe gar nichts; für die Kleidung des Volks genügt Leinwand, und für die nicht sehr zahlreiche höhere Klasse Tuch, das im Lande fabricirt wird. Zur Ausfuhr kommen nur Erzeugnisse des Bodens, und der Nil ist mehr als ausreichend, um sie nach Alexandrien zu schaffen. In Oberägypten können sich die Transporte wegen der geringen Breite des Thales gar nicht von seinem Laufe entfernen. Im Delta sind die beiden Arme des Nils und einige Kanäle zur Benutzung da. Drei oder vier kleine Dampfschiffe würden für den ganzen Handelsverkehr Aegyptens mehr als genügen. Was den Personentransport betrifft, so braucht man Aegypten nur gesehen zu haben, um überzeugt zu sein, daß kein Fellah jemals etwas dafür bezahlen wird, um in einen Waggon zu steigen, und wenn der Preis einer Fahrt auf einen Medino, dessen Werth noch nicht zwei Drittel eines französischen Centime beträgt, festgesetzt würde. Eine Eisenbahn hat also keinen Nutzen, keine mögliche Anwendung und die Idee, eine solche zu bauen, hat daher weder Sinn noch Verstand.

Es liegt jedoch ohne Zweifel ein verborgener Zweck zum Grunde, und dies kann nur der sein, überall englische Werkstätten zu errichten, die englischen Etablissements zu vermehren und die Aegypter daran zu gewöhnen, daß sie die Engländer überall befehlen und das Patronat ausüben sehen, damit sie, wenn der Augenblick gekommen ist und sie eine Art von Besitz er-

einem solchen Stande der Dinge der Pascha leichtes Spiel hat, um die Sprache zu behaupten, die er angenommen, denn er hat keine wirkliche Gefahr zu befürchten. Noch einmal, Frankreich ist sein Freund und Rußland will neutral bleiben. Dieses könnte indessen allein und in directer, für Syrien gefährlicher Weise handeln; aber wenn dieser Fall einträte, würde England vor Wuth zittern, wenn es die Russen an den Euphrat vorrücken sähe, und doch will England Gesetze vorschreiben, ohne die Mittel dazu zu haben. Man begreift die blinde Wuth dieser Macht gegen Mehemed Ali nicht, eine Wuth, die durch nichts begründet und gerechtfertigt ist. Es nimmt hier den Schatten für den Körper und durch imaginären Alarm kann es Ereignisse herbeiführen, deren Folgen bedenklich werden und eine ganz andre Wichtigkeit für England und die Ruhe der Welt haben könnten, als die, welche es in diesem Augenblick befürchtet.

„Ich glaube also, daß der Pascha nur die englische Flotte zu fürchten hat; aber außer einer Blokade auf ägyptischer Seite, die ihn belästigen, die aber jedenfalls nur vorübergehend sein würde, sehe ich nicht ein, was ihn bedrohen könnte. Jetzt ist es an Mehemed Ali, den größern oder geringern Nachtheil zu berechnen, der für ihn aus dieser Art von Feindseligkeit hervorgehen würde, denn er bedarf allerdings einer freien Schifffahrt, um die Ausfuhr seiner Producte nach Europa zu sichern und die Bezahlung dafür zu erhalten.

„Aber so sehr ich auch dem System beipflichte, das er befolgt, rathe ich dem Vicekönig doch, ja nicht aus den Augen zu verlieren, daß es sein Zweck ist, die Zukunft seiner Familie zu sichern und eine Dynastie zu gründen. Sein jetziger Besitz mag aber sein welcher er will, so wird dieser Zweck nicht eher erreicht, als bis er unter dem neuen Gesichtspunkte von

Correspondenz und Aktenstücke
zum sechsundzwanzigsten Buche.

„Alexandrien, 6. August 1839.

„Herr Marschall!

„Ein Brief, den ich durch das französische Dampfschiff erhielt und der am 4. dieses Monats hier ankam, datirt von Carlsbad den 9. Juni, hat mir Gelegenheit gegeben, Sr. Hoheit dem Vicekönige einige freundschaftliche und sehr schmeichelhafte Aeußerungen, die Sie, Herr Marrschall, an ihn zu richten die Güte gehabt haben, vorzulegen. Se. Hoheit war dafür doppelt erkenntlich, sowohl deshalb, weil sie aus einer Quelle kamen, die eine Autorität ist, als auch deshalb, weil sie ihm ein Beweis freundschaftlicher Erinnerung waren. Sie hat mich besonders beauftragt, für Aegypten um die Fortdauer dieser so werthvollen Freundschaft zu bitten, der die gegenwärtigen Umstände eine edle Nahrung geben können. Se. Hoheit hofft auch, daß es Ihnen, Herr Marschall, da Sie die Reise nach Rußland und Preußen für den Augenblick verschoben haben, möglich sein wird, ihr von Wien recht oft Ihre Zuschriften zukommen zu lassen, die ihr stets sehr angenehm sein werden. Weit entfernt Sie, Herr Marschall, zu vergessen, zählt Aegypten den Augenblick, wo Sie es mit Ihrer Gegenwart beehrt haben, zu seinen schönsten. Man weiß auch hier, daß „die Freundschaft eines großen Mannes eine Wohlthat der Götter ist.“ Se. Hoheit setzt unbegrenztes Vertrauen in Ihre Gesinnungen.

„In diesem Augenblick kann Ihre Anwesenheit bei erlauchten Personen nur von großem Nutzen sein. Die nordischen Souveraine, die nicht gewohnt sind, in der Türkei Männer von dem Schlage Mehemed Ali's auftauchen zu sehen (und diese sind wirklich sehr selten), haben gewiß sein durchaus zweckentsprechendes, gemäßigtes und würdevolles Benehmen gebührend anerkannt, das er in den kritischen Umständen beobachtete, in die ihn der geheime und zuletzt öffentliche Angriff des Sultans versetzte. Der glänzende Sieg, welcher die unter den Befehlen Hafiz Pascha's stehende Armee zerstreute, wird sie weniger überrascht haben, da sie von Ihnen selbst, Herr Marschall, die Ueberlegenheit der ägyptischen Truppen in der Instruction, der Disciplin und dem Muthe erfahren hatten, und sie würden vergebens einen bessern Richter in diese Sache gesucht haben. Was aber nicht verfehlen kann, ein Gefühl zu erzeugen, das geeignet ist, ihre Sympathie für Mehemed Ali zu wecken, das ist die Mäßigung, die er bewiesen, als er Sieger war und keine Hindernisse zu Lande und keine Feinde zur See mehr hatte. Weit entfernt, seine Vortheile und die in Folge des Todes des Sultans Mahmud eingetretene kritische Lage zu benutzen, verstand er es groß zu sein, jene Seelengröße zu zeigen, welche das Erbtheil der wirklich auserwählten Menschen ist; alle Feindseligkeiten hörten in demselben Augenblicke auf. Das, was er beharrlich für seine und seiner Familie Sicherheit, für die Erhaltung der Seinigen und seiner Institutionen verlangte, was er mit Gewalt verlangen konnte: die Erblichkeit für alle unter seiner Herrschaft stehende Länder ohne Ausnahme, das verlangt er vom neuen Sultan Abdul Medjid, mit dem Gewehr im Arm, indem er erklärt, daß er keinen Krieg gegen ihn führen werde, um es zu erlangen. Er will ein freiwilliges, ehrenvolles, verdientes, nicht mit Gewalt er-

preßtes Zugeständniß, und er verspricht seine Mitwirkung bei der Reorganisation und der Vertheidigung des Reichs, welches er vor Allem einig und achtunggebietend sehen will.

„Allerdings legte er zu gleicher Zeit zu den Füßen des Thrones den Ausdruck seines Wunsches nieder, den gegenwärtigen Sadi-arem Khosrew Pascha von der Leitung der Geschäfte entfernt zu sehen; aber dabei handelt er nicht aus persönlichen Motiven. Mehemed Ali hat einen zu erhabenen Character, als daß er bei diesem Verlangen den Menschen im Auge haben sollte; er ist überzeugt, daß dieser Mann, der ihm selbst und vielen andern aufgeklärten Personen einen tödtlichen Haß geschworen hat, in seiner hervorragenden Stellung als Sadi-arem bei einem so jugendlichen Sultan das Schicksal des ottomanischen Reichs nur gefährden kann. Khosrew Pascha versteht nur durch Grausamkeit zu herrschen, und wo es den Triumph seiner Creaturen und seines Willens gilt, wird er weder auf irgend ein angesehenes Haupt noch auf ein Prinzip Rücksicht nehmen; jedes Mittel gilt ihm als erlaubt, und sollte er seine besten Freunde opfern und Mord und Brand über das Reich bringen. Wir leben nicht mehr in einem Jahrhundert, Herr Marschall, wo die Macht eines solchen Großveziers aufrechterhalten werden kann; die, welche ihn jetzt unterstützen, als Leute, die die Türkei wenig kennen, würden zu spät ihren traurigen Irrthum erkennen.

„Mehemed Ali rechnet darauf, seine Bitten zum Wohle Aller und zum Ruhm und zur Stärke des Reichs erhört zu sehen; aber wenn es anders wäre, so kann ich versichern, daß er keine Modificationen darin machen noch annehmen wird. Er ist unwiderruflich entschlossen, seine gegenwärtige Stellung zu behaupten und zu vertreten. Er wird keinen Krieg anfangen, aber er wird auch nicht die Mittel liefern

damit man gegen ihn auftreten kann; er wird die Kräfte des Feindes so viel er kann neutralisiren. Wenn man ihm auch nur einen Theil dessen, was er besitzt, entreißen wollte, so müßte er glauben, daß man die wenige Lebenskraft, die noch im Reiche und in seiner Nationalität liegt, vernichten wolle, und er würde sich zu einem Widerstande genöthigt glauben, der um so hartnäckiger wäre, als er unfehlbar ein nationaler sein würde. Mehemd Ali würde, selbst bei der Gewißheit zu unterliegen, zeigen, was man mit Muth und Entschlossenheit noch vermag.

„Genehmigen Sie rc. rc.

Boghos Jussuf."

Hier die beiden Briefe, die ich ihm als Antwort schrieb.

„Wien, 8. Sept. 1839.

„Mein Herr;

„Ich habe mit wahrem Vergnügen den Brief empfangen, den Sie unterm 6. August an mich zu schreiben, mir die Ehre geben, und der mir so eben erst zugekommen ist. Ich habe mich mit den Interessen Aegyptens, mit der Sache Mehemed Ali's identificirt und mich über den Erfolg seiner Waffen gefreut. Ueberhaupt sind alle Nachrichten, die aus Ihren Lande kommen, von hohem Interesse für mich, und wenn sie an mich gerichtet sind, nehme ich sie dankbar entgegen. Ich bin Ihnen verbunden für das Versprechen, mir öfter zu schreiben, und verpflichte mich, Ihnen pünktlich zu antworten.

„Ich habe mich sehr über den Sieg von Nesbi gefreut; derselbe war eine Genugthuung für meine freundschaftlichen Gesinnungen und hat meine Prophezeihungen verwirklicht. Ich hatte hier Jedermann bis zum Ueberdruß wiederholt, daß, wenn ein Zusammenstoß erfolgte, die ottomanische Armee nicht allein

geschlagen, sondern auch zerstreut und vernichtet werden würde, und es scheint mir, daß es genau so gekommen ist. Ich habe von Soliman Pascha einen sehr interessanten Bericht über die Schlacht erhalten, den ich mehreren Personen mitgetheilt habe; er wurde mit großem Interesse gelesen und zeigte Jedermann, wie geschickt die ägyptische Armee im Manövriren geworden ist, denn man konnte die entscheidende Bewegung, welche gemacht worden ist, nicht ohne wohleingeübte und gut disciplinirte Truppen ausführen.

„Sie können leicht denken, daß alle Angelegenheiten, die Sie betreffen, der Gegenstand aller Unterhaltungen und Gespräche sind. Jeder hat sein System, und ich für meinen Theil verschiebe es auf eine nicht zu ferne Zeit, Ihnen meine Gedanken hierüber mitzutheilen, wozu ich eine sich mir demnächst darbietende sichere Gelegenheit benutzen werde; aber Jedermann ist übereinstimmend der Meinung, daß der Vicekönig eine große Geschicklichkeit gezeigt hat, da er vor dem Ausbruche eine so große Langmuth an den Tag legte, Europa dadurch den Beweis gab, daß er die Grenzen seines anerkannten Rechts nicht überschreiten wollte, und sich auf eine legitime und nothwendige Vertheidigung beschränkte. Allerdings ist er dabei durch die Leidenschaften und die Verblendung seiner Feinde mächtig unterstützt worden: aber diese sind stets ein werthvoller Beistand zur Erreichung aller Zwecke, den ein wirklich so geschickter Mann wie Mehemed Ali niemals unbenutzt läßt.

„Der Vicekönig hat sehr Recht, wenn er sagt, die Zukunft und die Macht seiner Familie sich begründen will, denn der Gegenwart ist [illegible] [illegible]. Ich kann den [illegible] am Schlusse Ihres Briefs nur Beifall schenken. Sie sind [illegible] [illegible] und ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] glaube. [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] Ge-

fahren mit sich bringt; aber er darf nicht aus den Augen verlieren, daß sein Ziel darin bestehen muß, so schnell als möglich einen definitiven Zustand der Dinge herbeizuführen. Uebrigens werde ich sehr bald die Feder wieder ergreifen, und mich in noch verständlicherer Weise ausdrücken.

„Haben Sie die Güte rc. rc.

„Wien, 10. Sept. 1830.

„Mein Herr;

„Ich halte mein Wort und ergreife die Feder wieder, um von Neuem mit Ihnen über die Interessen Mehemed Ali's und über meine Ansicht von der Lage der Dinge zu sprechen. Ich will Ihnen nochmals wiederholen, wie sehr ich mich gefreut habe, daß der Pascha vom Anfange an einen so vernünftigen Weg eingeschlagen und soviel Mäßigung gezeigt hat. Dieses Benehmen hat ihn sehr in der Meinung gehoben, und er hat bei dieser Gelegenheit durch seine besonnene Ruhe gezeigt, daß seine Handlungen das Ergebniß von wirklichen Berechnungen und von Plänen sind, die eben so reiflich erwogen als mit Entschlossenheit ausgeführt sind.

„Eins hat mich nach dem Siege in Erstaunen gegesetzt, nämlich, daß er mit einer solchen Hauptsache von solcher Wichtigkeit wie der erbliche Besitz seiner Staaten für seine Familie ist, eine Personenfrage, eine momentane und vorübergehende Frage vermischt hat. Ich weiß gewiß, was an Khosrew Pascha ist und wie wenig Achtung er verdient, allein er hatte natürlich einen großen Einfluß auf den Divan, und wenn seine Entlassung nicht eine der vom Sieger gestellten Bedingungen gewesen wäre, so würde das Verlangen Mehemed Ali's ohne allen Zweifel sofort erfüllt worden sein. Als der Tractat abgeschlossen, unterzeichnet und angenommen war, hatten die Mächte Euro-

pa's nichts mehr zu thun. Sie konnten nur noch interveniren, um den Bestand der neuen Ordnung der Dinge zu sichern, einem Jeden den Genuß seiner Rechte zu verbürgen und den Frieden für die Zukunft dauerhaft zu gründen. Anstatt dessen kommen die Mächte noch zeitig genug, um zwischen Interessen, die ihnen ganz fremd waren, zu treten, und sie haben die Frage verwickelt, ohne daß ein Vortheil für sie daraus entspringen konnte, während sie gleichwohl noch die Möglichkeit neuer Combinationen, die jeden Augenblick entstehen können, offen gelassen haben. Ich finde demnach, daß, so nützlich, zweckmäßig und weise die gemeinschaftliche Intervention vor der Schlacht war, sie jetzt ganz am unrechten Orte ist. Sie wissen ohne Zweifel, daß die Einigung, welche vor sechs Monaten zur Ausführung jener Intervention zu Stande kam, die Folge und das Ergebniß der Briefe war, die Sie mir geschrieben haben und von denen ich einen guten Gebrauch gemacht hatte, um die Aufmerksamkeit der Mächte zu erwecken, damit sie einem Zusammenstoße und seinen Folgen vorbeugen und dazu beitragen sollten, die Zukunft der Familie Mehemed Ali's zu sichern.

„Indessen ist diese Intervention in diesem Augenblicke nicht allein unzweckmäßig, sondern sie verliert auch durch die geringe Uebereinstimmung, die dabei herrscht, ihren Character. Rußland scheint sich zu weigern, jetzt Theil daran zu nehmen; die französische Regierung spricht sich förmlich für Mehemed Ali aus, und trennt sich von England in den feindseligen Maßregeln, welche anzuwenden dieses versucht sein könnte. Oesterreich kann durch seine geographische Lage nur einen moralischen Einfluß ausüben, und der Name Preußen kann nur noch erinnerungsweise ausgesprochen werden. Hieraus besteht also dieser ganze europäische Act. Ich glaube, daß bei

einem solchen Stande der Dinge der Pascha leichtes Spiel hat, um die Sprache zu behaupten, die er angenommen, denn er hat keine wirkliche Gefahr zu befürchten. Noch einmal, Frankreich ist sein Freund und Rußland will neutral bleiben. Dieses könnte indessen allein und in directer, für Syrien gefährlicher Weise handeln; aber wenn dieser Fall einträte, würde England vor Wuth zittern, wenn es die Russen an den Euphrat vorrücken sähe, und doch will England Gesetze vorschreiben, ohne die Mittel dazu zu haben. Man begreift die blinde Wuth dieser Macht gegen Mehemed Ali nicht, eine Wuth, die durch nichts begründet und gerechtfertigt ist. Es nimmt hier den Schatten für den Körper und durch imaginären Alarm kann es Ereignisse herbeiführen, deren Folgen bedenklich werden und eine ganz andre Wichtigkeit für England und die Ruhe der Welt haben könnten, als die, welche es in diesem Augenblick befürchtet.

„Ich glaube also, daß der Pascha nur die englische Flotte zu fürchten hat; aber außer einer Blokade auf ägyptischer Seite, die ihn belästigen, die aber jedenfalls nur vorübergehend sein würde, sehe ich nicht ein, was ihn bedrohen könnte. Jetzt ist es an Mehemed Ali, den größern oder geringern Nachtheil zu berechnen, der für ihn aus dieser Art von Feindseligkeit hervorgehen würde, denn er bedarf allerdings einer freien Schifffahrt, um die Ausfuhr seiner Producte nach Europa zu sichern und die Bezahlung dafür zu erhalten.

„Aber so sehr ich auch dem System beipflichte, das er befolgt, rathe ich dem Vicekönig doch, ja nicht aus den Augen zu verlieren, daß es sein Zweck ist, die Zukunft seiner Familie zu sichern und eine Dynastie zu gründen. Sein jetziger Besitz mag aber sein welcher er will, so wird dieser Zweck nicht eher erreicht, als bis er unter dem neuen Gesichtspunkte von

den europäischen Mächten anerkannt ist; denn nur ihr einstimmiger Beistand in Uebereinstimmung mit den Beschlüssen des Sultans kann die letzte Hand an das Gebäude legen, das er errichtet. Er muß also alle seine Anstrengungen darauf richten, so bald als möglich diesen Zweck zu erreichen. Mehemed Ali muß mit sich zu Rathe gehen, um zu wissen, was er nachlassen kann, und muß es durch Insinuation und ohne Aufsehen zu erkennen geben. Die Mächte, die sich bei dieser Angelegenheit betheiligt haben, werden um ihrer eigenen Ehre willen nicht darauf verzichten wollen, bessere Bedingungen vom Sultan zu erlangen, weil das in dem eingestandenen Zwecke liegt, den sie sich vorgesetzt haben. Aber ich glaube, daß sie sich mit Wenigem begnügen, den ersten Vorwand zum Abschluß ergreifen werden, und daß sie darnach verlangt, zu Ende zu kommen, wenigstens die, deren Absichten zu kennen ich am besten im Stande bin. Es liegt demnach im Interesse des Pascha's, ihnen Gelegenheit dazu zu bieten. Mit einem Worte, ich glaube, daß bei der ruhigen und stolzen Sprache, die Mehemed angenommen hat, bei dem klugen Entschluß, auf dem Platze zu bleiben und zu warten, es gut sein würde, geheime Eröffnungen zu machen und sich hierher, wo kein Uebelwollen existirt, sowie an Frankreich zu wenden, dessen Gesinnungen sich energisch zu seinen Gunsten ausgesprochen haben. Was die Flotte betrifft, so stimmt, welches Geschrei man auch darüber erhoben hat, meine persönliche Ueberzeugung ganz mit der Haltung überein, die der Pascha beobachtet hat, und er darf nicht eher davon abgehen, als bis Alles beendigt ist.

„Dies, mein Herr, ist ein langer Brief; ich habe Ihnen darin meine Meinung ohne Rückhalt gesagt.

„Haben Sie die Güte rc. rc.

Von diesen beiden Briefen war der erste geschrieben,

um den Empfang des anderseitigen zu bestätigen, der andere, um freimüthig mit ihnen von den Interessen des Paschas zu sprechen, da ich eine sichere Gelegenheit hatte, um meinen Brief vor Abgang des Dampfschiffs nach Triest zu befördern. Ich wollte diesen Brief nicht mit der Post schicken, obwohl er sicherlich nichts enthielt, wozu ich mich nicht bekennen konnte. Aber da die Gesinnungen des Fürsten Metternich gegen den Vicekönig durchaus nicht mehr mit denen übereinstimmten, die ich für ihn hegte, hielt ich es für überflüssig, ihn in das was ich ihm schrieb, einzuweihen.

Diese Correspondenz nahm ihren Fortgang; ich erhielt fortwährend häufig Briefe von Boghos Bey, und theilte ihm ebenso meine Ansichten über die Lage des Vicekönigs, wie über den Weg, den er einzuschlagen hatte, mit. Dieser Theil unserer Correspondenz besteht aus folgenden Briefen und führt uns bis zum Augenblicke der Unterzeichnung des Tractats vom 15. Juli.

„Alexandrien, 6. October 1839.

„Herr Marschall;

„Ich beeile mich, Sie zu benachrichtigen, daß die Briefe, die Sie unterm 8. und 10. September an mich zu schreiben die Güte gehabt haben, in meinen Händen sind. Se. Hoheit, der Vicekönig, der vor einigen Tagen eine Rundreise durch Unterägypten angetreten hat, ist gestern in Cairo angekommen. Wir erwarten ihn in Kurzem zurück. Ich sahe mich gezwungen, Herr Marschall, eine kategorische Antwort bis zum nächsten Posttage, den 17. dieses Monats, aufzuschieben. Der Grund ist Ihnen hinlänglich bekannt.

„Empfangen Sie 2c. 2c.

„Boghos Jussuf.“

„Alexandrien, 27. October 1839.

„Herr Marschall;

„Unterm 6. dieses hatte ich die Ehre, den Empfang der Briefe zu bestätigen, die Sie die Güte hatten, am 8. und 10. September an mich zu schreiben, und deren kategorische Beantwortung ich wegen der Abwesenheit Sr. Hoheit des Vicekönigs bis auf den nächsten Posttag verschob. Durch das Paketboot vom 16. habe ich meinen Bruder in Triest benachrichtigt, daß seine Ankunft demnächst bevorstehe. Se. Hoheit traf auch in der That noch am Abend des gedachten Tages hier ein; aber die Zeit war zu kurz für die allernöthigsten Mittheilungen, und ich erfülle erst heute mein Versprechen.

Se. Hoheit fühlte sich durch den Antheil, den Sie an dem Erfolge der ägyptischen Armee genommen haben und der Ihre Prophezeiungen gerechtfertigt hat, sehr geschmeichelt. Sie hat Ihre Glückwünsche mit großem Vergnügen vernommen und gegen mich den Wunsch geäußert, daß Sie Ihre guten Dienste bei den erlauchten und einflußreichen Personen, die Sie mit ihrem Vertrauen beehren, fortsetzen möchten.

„Da Sie mich zu einer Correspondenz über die laufenden Angelegenheiten auffordern, so habe ich die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß in diesem Augenblicke nicht mehr von der vorläufigen Herausgabe der Flotte die Rede ist, daß Frankreich wünscht, daß die Erblichkeit in der Familie Mehemed Ali's auf Aegypten, Syrien und Arabien beschränkt werde, daß aber die Grenzen Syriens bis an den Euphrat verlegt würden, der mit dem Taurus eine natürliche Schranke bilden würde, und daß die Insel Candia und der District von Adana zwar von der Erblichkeit ausgeschlossen sein, aber nichtsdestoweniger Sr. Hoheit bis zu ihrem Tode gesichert bleiben sollten.

„Mehemed Ali, überzeugt, wie Sie, und gewiß

nach hohen Eingebungen, ihm schreiben, Herr Marschall, daß er etwas von seinen, obwohl gerechten, wohl begründeten und vertheidigten Forderungen nachlassen müsse, um den Mächten, welche sich zu einer Intervention erboten, die ich zu qualificiren mich enthalte, die aber gewiß durchaus nicht nothwendig war, ein zweckmäßiges Arrangement zu erleichtern, hat diese Gelegenheit ergriffen, um zu beweisen, daß er in seinem System der Mäßigung beharrt, und hat dem Herrn Generalconsul von Frankreich mündlich geantwortet, daß er in Bezug auf Adana einwillige, für sich und die Seinigen auf den erblichen Besitz dieses Landes und des Gebiets bis Lamanos zu verzichten, unter der Bedingung, daß die Regierung dieser Gebietstheile von der Pforte einem seiner Kinder übertragen würde, „welches die Regierung von Aegypten, Sy„rien und Arabien nicht erben solle; daß er (da der „Besitz dauernd und nicht zeitweilig werden sollte) es „der Vermittelung der französischen Regierung überlasse, „die Höhe der außer dem Tribut, der für diesem Di„strict entrichtet wird, an die Pforte zu zahlenden Ent„schädigungssumme zu bestimmen.“

„Daß ferner Se. Hoheit bezüglich der Insel Can„dia damit einverstanden sei, daß sie nach seinem „Tode der Pforte zurückgegeben werde.

„Sie werden gewiß einsehen, Herr Marschall, daß diese Zugeständnisse bei dem Stande der Sache des Vicekönigs und bei seinem Verhältniß zur muselmanischen Nation von hoher Wichtigkeit sind. Er thut den Andern den Willen in Bezug auf Candia; aber er kann die Schlüssel zum Taurus Niemandem als einem der Seinigen überlassen, und er ergiebt sich von heute an darein, um jedes Complot in späterer Zeit zu vermeiden, weil er beabsichtigt, seine Institutionen bei seinen Lebzeiten zu befestigen, damit sie von Dauer sind.

„Khosrew Pascha wird, obwohl er gegenwär-

tig durch seine Heuchelei, die Tochter der Furcht, Vertrauen erweckt, niemals der Mann sein, der für seine Nation arbeitet. Sie hat von ihm und seinen Creaturen Alles zu fürchten, er hat die Maske bis jetzt nur beibehalten, weil er durch den freimüthigen Widerstand Mehemed Ali's dazu gezwungen war. Jetzt, wo die europäischen Mächte das Arrangement zwischen Aegypten und der Pforte bestätigen, wo man nur noch mit einem treulosen Großvezier zu unterhandeln hat, besteht man nicht mehr auf seiner Entlassung als einer Nothwendigkeit, und nachdem Khosrew Pascha dieses Interesses entkleidet ist, kann er nicht mehr lange am Ruder bleiben.

„Die Meinung Europa's hat dem Capudan Pascha noch nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, der, um einem für seine Nation verderblichen und unheilvollen Kriege vorzubeugen, sich mit seiner Flotte nicht unter die Befehle Khosrew Pascha's stellen wollte. Die Meinung des Capudan Pascha theilten alle Seeoffiziere, die ihn begleiteten; er hat die, welche anderer Ansicht waren und nach Constantinopel zurückkehrten, nicht gezwungen, er hat seine Flotte nicht einem Feinde zugeführt, sie nicht gegen seinen Souverain verwendet. Er hat durch seine Hierherkunft die Lösung einer Frage beschleunigt, welche ohne die von den Gesandten angekündigte Intervention in acht Tagen erledigt gewesen wäre, und hat als guter Patriot, als guter Muselman gehandelt, und zwar nicht allein, sondern wie gesagt in Uebereinstimmung mit den Offizieren der Flotte, welche weder Einsprüche, noch Murren vernehmen ließen, obwohl sie mit jeder Post durch die Agenten Khosrew Pascha's aufgestachelt wurden; stark in dem Bewußtsein ihre Pflicht gethan zu haben, ertrugen sie geduldig die Entfernung von ihren Familien, sehr zufrieden, daß sie zu der trotz ihnen verzögerten Herbeiführung des Friedens beigetragen und

fast unmittelbar nach der Schlacht von Nesbi die Verbrüderung der Türken mit den Aegyptiern zu Stande gebracht hatten, die man gegen einander aufreizte, um sich gegenseitig zu vernichten.

„Herr Marschall, ich schreibe Ihnen currente calamo und ohne allen Rückhalt; Ihre Stellung in Wien, Ihr Rang, Ihre Verbindungen, Ihre Bekanntschaften in den administrativen und militärischen Kreisen, kurz Alles in Ihnen kann mit Erfolg dazu beitragen, die Ansichten der Personen, welche die gegenwärtige Politik leiten, im Norden sowohl, wie im Süden, in Einklang zu bringen, und wie Sie vor den Ereignissen auf Veranstaltung eines Congresses insinuirt hatten, so können Sie jetzt nach dem Inhalte des gegenwärtigen Schreibens auf das baldige Zustandekommen eines definitiven Arrangements influiren. Erlauben Sie mir, Herr Marschall, zu hoffen, daß Sie demselben nicht fremd sein werden, und genehmigen Sie ꝛc. ꝛc.

„Boghos Jussuff."

Ich antwortete darauf mit folgendem Briefe.

„Bergheim, 24. November 1839.

„Mein Herr;

„Ich erhielt gestern Abend den Brief, den Sie am 27. October an mich zu schreiben die Güte gehabt haben. Die Durchlesung desselben hat mir außerordentliches Vergnügen bereitet. Ich kann Ihnen nur wiederholen, wie groß meine Bewunderung der Wahrheit, Festigkeit und großen Geschicklichkeit des Vicekönigs in der Leitung seiner Angelegenheiten ist. Das Wohlwollen der französischen Regierung für ihn und die Initiative, welche die Folge davon war, scheinen mir von der größten Wichtigkeit, und der Vicekönig hat durch seine Zugeständnisse die wohlverstandenen Interessen seiner Sicherheit und seiner Zukunft mit der Hochachtung, die man einer befreundeten Großmacht schul-

dig ist, in Einklang zu bringen gewußt. Er beharre in seinem Systeme, und die Gewalt der Dinge wird nothwendig eine seinen Wünschen entsprechende Lösung herbeiführen und den Widerstand besiegen, den der blinde Haß Lord Palmerston's erzeugt hat, ein wirklich unsinniger Haß, denn die wohlverstandenen Interessen Englands, weit entfernt denen Mehemed Ali's zu widerstreiten, sind im Gegentheil mit ihnen homogen.

„Ich habe Nachrichten von Paris erhalten, die mir melden, daß die Denkschrift, von der ich Ihnen geschrieben und die vor sechs Wochen dahin geschickt worden ist, großes Aufsehen gemacht hat. Sie wird dazu dienen, die Ansichten, welche die Regierung zu den ihrigen gemacht hat, zu befestigen.

„Seit Anfang dieses Monats von Wien abwesend, um der Jagd zu pflegen und die letzten Tage der schönen Jahreszeit zu genießen, gedenke ich in zwei Tagen in diese Stadt zurückzukehren und sie den ganzen Winter über nicht zu verlassen. Ich kann Ihnen daher heute nichts Neues mittheilen; aber ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht eine einzige Gelegenheit versäumen werde, den Interessen des Vicekönigs zu dienen und zugleich die Unzweckmäßigkeit und die Gefahr neuer Verzögerungen wie den Nutzen zu zeigen, den die Beschleunigung einer Lösung hat, welche einem Jeden den ihm zukommenden Platz anweist und die Grundlage des Heils für die Zukunft werden kann und muß. Wenn ich durch meine Reden und Schriften dem Vicekönig schon nützlich gewesen bin und wenn ich ferner noch wirksam dazu beitragen kann, ein Endresultat herbeizuführen, das mit seinen Wünschen übereinstimmt, so wird mir dies eine große Freude sein, denn Niemand hegt für ihn und sein Wohlergehen aufrichtigere und innigere Wünsche, als ich.

„Meine ehrerbietigsten Empfehlungen an Se. Hoheit."

„Alexandrien, 27. November 1839.

„Herr Marschall;

„Ich beeile mich, Herr Marschall, Ihnen den Empfang Ihres sehr geehrten Briefes vom 24. October anzuzeigen, welcher sich mit dem, den ich am 27. desselben Monats zu schreiben mir die Freiheit nahm, gekreuzt hat.

„Da ich bis heute den Herrn Abro zur Besorgung übergebenen noch nicht erhalten habe, und da es ungewiß ist, ob ich ihn bald erhalten werde, muß ich die Bitte an Sie richten, mir in Ihrem Nächsten seinen Inhalt anzugeben, für den Fall, daß er von besonderem Interesse für die augenblicklichen Umstände wäre.

„Wir wissen hier, daß vernünftiger Weise nur in Wien die orientalischen Angelegenheiten durch die europäische Intervention eine Lösung erhalten können, sei es in Folge seiner centralen Lage in der Nähe der Türkei, oder durch den Einfluß des großen Diplomaten, der an der Spitze des Cabinets steht, oder endlich, weil die entgegengesetzten Meinungen der übrigen Regierungen dort richtig abgewogen und modificirt werden würden. Auf diese Grundlage, so wie um der Freundschaft und dem Vertrauen zu entsprechen, wovon Sie, Herr Marschall, Sr. Hoheit dem Vicekönige Beweise gegeben, habe ich Auftrag erhalten, Ihnen, wie ich es bereits in meinem Letzten vom 27. October gethan habe, seine Antwort auf die von dem französischen Cabinet gemachten Eröffnungen mitzutheilen.

„Da die gedachte Mittheilung dem angenehmen Anerbieten, das in Ihrem vorerwähnten Briefe vom 28. verwichenen Monats enthalten ist, entgegenkommt, so steht zu erwarten, daß ein nützlicher Gebrauch davon zu machen ist. Denn, wenn man ein dauerndes Arrangement in den türkisch-ägyptischen Angelegenheiten

wieder gut zu machen, und sprach im Tone des Friedens. Derselbe war verabredet und im Begriff unterzeichnet zu werden, als die Intervention der europäischen Mächte den Abschluß verhinderte, und man sich nicht damit beschäftigte, die Rechte und die Interessen Desjenigen zu beschützen, der seinen Verpflichtungen treu geblieben war, sondern im Gegentheil Dessen, der sie verletzt hatte. Wenn Europa nicht intervenirt hätte, wäre in Folge der Bestimmungen des Tractats von Kutahieh Alles zur Ordnung zurückgekehrt. Das Vicekönigthum von Aegypten hätte sich befestigt, hätte seine Organisation vollendet, und der Sultan hätte jetzt einen mächtigen Vasallen, der im Stande wäre, ihn zu unterstützen und zu vertheidigen. Alle vereinigten Elemente der Macht, die sich täglich vermehren konnten, sind verschwunden, selbst da, wo sie die meiste Aussicht zur Entwickelung hatten. Die Feinde Mehemed Ali's behaupten dagegen, daß der Sultan von seinem Vasallen gestürzt worden sein würde. Keineswegs, ein vollständiger Irrthum. Niemals hat der Vicekönig den Gedanken gehabt, den Wunsch gehegt, seinen Gebieter vom Throne zu stoßen. Das Blut Othman's hat noch zuviel Zaubergewalt im Orient, als daß es aufhören könnte zu regieren. Dieses Band mag mehr oder weniger fest sein; aber man kann es nicht zerreißen, es ist gewissermaßen Eins mit dem der Religion, welche bei diesen Völkern eine so große Rolle spielt.

Das türkische Reich bietet seit fast einem Jahrhundert das Schauspiel der Schwäche, der Unordnung und der Anarchie dar. Seine Macht kann in ihrer Gesammtheit nur wieder hergestellt werden, wenn in seinen Haupttheilen Ordnung herrscht, wenn der Gehorsam dort zur Gewohnheit, zum Normalzustand, und die Intelligenz auf den Weg der Entwickelung gebracht wird. Dies ist das einzige Mittel, ihm das Leben wiederzugeben, aber es ist zu ausgedehnt, zu groß,

als daß der Centraleinfluß sich an seinen Endpunkten wirksam fühlbar machen könnte, ehe man diese darauf vorbereitet hat; um dies zu erreichen, müssen mehrere Actionscentren, von welchen gleichzeitige Anstrengungen ausgehen, zu diesem Zwecke zusammenwirken. Es ist Sache Aegyptens, dessen Bevölkerung arabisch ist, das durch seine geographische Lage und seine Beziehungen zu alle Zeiten auf Alles, was arabisch ist, leicht einwirken kann, diese Aufgabe im ganzen Süden des Reichs zu erfüllen, es zu reorganisiren und es wieder mächtig zu machen; und wenn es diese Aufgabe erfüllt hat, wird es kräftig auf den Norden zurückwirken und dessen nützlichster Bundesgenosse werden. Wenn Aegypten geschwächt wird, bleibt Alles in Unordnung und Anarchie, es ist kein nützlicher Fortschritt zu hoffen, und da Nichts in der Welt beständig ist, so werden sich die Elemente der Schwäche und der Auflösung immer da vermehren, wo Mehemed Ali das Geheimniß gefunden hatte, eine unwiderstehliche Gewalt zu schaffen, denn sein Wille stieß auf kein Hinderniß, das er nicht hätte besiegen können; man gehorchte ihm in der ganzen Ausdehnung seines Gebiets pünktlich und so unbedingt, daß vom Taurus bis an die Grenzen von Abyssinien die Verbindungen zum großen Erstaunen der Reisenden vollkommen sicher waren. Welch ein mächtiges Mittel der Civilisation, der materiellen und moralischen Verbesserung ist ein solches Werkzeug, wenn es in voller Kraft und Freiheit handelt!

Das wohlverstandene Interesse des ottomanischen Reichs verlangte also die Erhaltung der Macht Mehemed Ali's, und Europa mußte suchen auf diesen außerordentlichen Mann einen heilsamen Einfluß auszuüben und ihn zu leiten, ohne daran zu denken, ihn zu vernichten. Er konnte das Hauptelement der Wiederherstellung und der Stärke des ottomanischen Reichs werden. Mehemed Ali hatte übrigens noch den

will, um dann zu einer Verständigung über die orientalischen Angelegenheiten überhaupt zu gelangen, welche von viel größerer Wichtigkeit sind, ist es unumgänglich nöthig, daß die Engpässe des Taurus, wenn sie nicht dem Erben Syriens und Aegyptens gehören sollen, wenigstens in den Händen Jemandes sind, der kein Interesse daran hat, ihm zu schaden, und wenn man vorschlägt, daß der District von Adana der Pforte nach dem Tode des Vicekönigs zurückgegeben werden solle, so verräth man einen Hintergedanken, der einen andern Krieg hervorrufen wird.

„Ich gebe mich der angenehmen Ueberzeugung hin, Herr Marschall, daß Ihre Einsicht die Staatsmänner, denen die türkisch-ägyptische Frage nicht bekannt genug ist, aufklären und ihnen begreiflich machen wird, daß Se. Hoheit der Vicekönig ein Arrangement nicht annehmen kann, welches zur Zeit seines Todes das wieder in Frage stellen würde, was er für seine Familie erlangt hätte. Der Besitz des Districts von Adana seitens der Pforte würde jedem Hintergedanken vortrefflich dienen, wie ich schon gesagt habe, und man muß diesen Folgen vorbeugen.

„Ich habe die Ehre, Ihnen ꝛc. ꝛc.

„Boghos Jussuff.

Hier meine Antwort darauf:

„Wien, 27. December 1839.

„Mein Herr;

„Ich habe den Brief erhalten, den Sie am 27. November an mich zu schreiben mir die Ehre erzeigten. Ich wünschte, Ihnen günstige und bestimmte Nachrichten über die Interessen des Vicekönigs mittheilen zu können, aber Alles ist so ziemlich stationär in Bezug auf die orientalische Frage, und die einzigen eingetretenen Veränderungen scheinen sich darauf zu beschränken, ein Streben nach besserem Einverständniß unter den Mäch-

ten anzudeuten. England allein enthält Elemente, welche Mehemed Ali feindselig gegenüberstehen. Man kann weder die Verblendung in seinem Benehmen, noch die Verirrungen seiner Politik begreifen; aber die Thatsache besteht deshalb nicht minder, das kann man sich nicht verhehlen. Wenn in diesem Cabinet nicht eine heftige Leidenschaft gegen den Vicekönig geherrscht hätte, so wären die orientalischen Angelegenheiten durch das thätige Wohlwollen und das aufrichtige Interesse, welches die französische Regierung für ihn hegt, ein Interesse, zu dessen Entwickelung und dauernder Befestigung beigetragen zu haben mir sehr angenehm ist, längst zu seiner Zufriedenheit beendigt.

Der Vicekönig ist ohne Zweifel vom Stande der Dinge im Allgemeinen sehr gut unterrichtet, und vielleicht kann ich ihm in dieser Hinsicht nichts Neues lehren. Indessen will ich ihm doch sagen, welches meine Ansichten über den wahrscheinlichen Gang der Ereignisse sind. An ihm ist es, dann die Politik zu befolgen, von der er glaubt, daß sie für seine Interessen am ersprießlichsten sein wird. Frankreich ist also der aufrichtige Freund Mehemed Ali's. Seine Regierung verfolgt eine Politik, die mit den Sympathien des Landes übereinstimmt. Der Vicekönig kann und darf von dieser Seite auf eine constante moralische Unterstützung und auf eine nützliche Intervention rechnen, so oft die Umstände Gelegenheit dazu bieten werden; aber die französische Regierung wird sich seinetwegen nicht mit Europa veruneinigen.

„Sie wird immer seinen Interessen dienen, wenn sie dies ohne großen Nachtheil für sich selbst thun kann, und in keinem Falle wird sie ihm entgegen sein. Dies sind die Grenzen, die sie sich gesteckt hat und über welche sie nicht hinausgehen wird. Die Mächte sind im Begriff, sich wegen der Besetzung der Binnenmeere von Constantinopel im Falle wichtigerer Ereignisse,

welche die Russen in diese Stadt rufen würden, zu verständigen. Bis jetzt sehe ich jedoch mehr eine projectirte als eine wirkliche Uebereinstimmung, mehr eine Hoffnung als ein fait accompli. Denn es sind Detailschwierigkeiten zu lösen, die mir das Prinzip zu gefährden scheinen. Indessen kann man, wie schon gesagt, eine freundschaftliche Absicht und den guten Willen, sich zu verständigen, nicht verkennen.

„Ungeachtet der Leidenschaften Englands scheint es, daß man auf jedes active Vorschreiten gegen Mehemed Ali verzichtet hat und daß alle Maßregeln sich auf den status quo beschränken werden. Aber auf der andern Seite scheint es fest beschlossen, daß man nur, wenn er beträchtliche Opfer für die Zukunft bringt, mit ihm unterhandeln will. Wenn ein Theil Syriens von dem erblichen Besitz ausgeschlossen bleibt, würden die europäischen Mächte der Familie Mehemed Ali's den Besitz Aegyptens und seiner andern Ländergebiete garantiren. Im andern Falle, und ohne dieses Zugeständniß, würden sie sein Schicksal der Ungewißheit der Zukunft und den Eventualitäten, welche die Zeit bringen kann, ausgesetzt lassen. Diese doppelte Combination kann dem Vicekönig Stoff zum Nachdenken geben. Eine Garantie der europäischen Mächte ist sicherlich ein wirklicher Vortheil für ihn, sie placirt seine Familie in eine exceptionelle Stellung, aber er darf diesen Vortheil nicht zu theuer bezahlen, und so großer Werth auch darauf zu legen ist, muß man doch die Folgen davon in's Auge fassen. Vor Allem muß man in der Frage wegen der Zukunft etwas Thatsächliches erblicken. In der Kraft und in einer wirklichen Macht werden die Nachfolger Mehemed Ali's die wahren Garantieen zur Begründung ihrer Sicherheit finden, und wenn die ägyptische Macht ohne eine gute Armee und ohne Geld wäre, während der Sultan, nachdem es ihm gelungen, furchtbare Angriffsmittel zusammen-

zubringen und zu organisiren, versuchen sollte, Aegypten wieder zu erobern, so zweifle ich daß die europäischen Mächte dann eine große Thätigkeit und Energie entfalten würden, um diesen Staat im Augenblick seines Unterliegens zu beschützen. Einige unbedeutende und wirkungslose Schritte würden sie in ihren Augen ihrer Verbindlichkeiten entheben und die Nachfolger Mehemed Ali's würden von der Weltbühne verschwinden.

„Um das von Mehemed Ali zu beobachtende Verhalten zu bestimmen, hängt meiner Ansicht nach Alles von dem Zustande seiner materiellen Mittel und seiner inneren Hülfsquellen ab. Wenn er auf unbestimmte Zeit den status quo aufrechterhalten kann, so glaube ich, daß es in seinem Interesse liegt, sich demselben anzuschließen und nicht von der Grenze abzugehen, die er verlangt und die zu seiner Sicherheit nöthig ist. Ist er stark, wenn auch nicht anerkannt, so ist seine Existenz gesicherter, als wenn er schwach ist und unter dem Schutze Europa's steht; und überdies können tausend Umstände eintreten, die ihm günstige Chancen darbieten und die Mächte wünschen lassen, diese orientalische Frage zu beendigen, welche stets ein Grund zu Besorgniß und Aufregung ist. Ich glaube also, daß der Vicekönig den status quo annehmen muß, wenn einige innere Gründe ihm denselben nicht zu sehr zur Last machen, und daß er zu gleicher Zeit nichts vernachlässigen darf, um zu einem Uebereinkommen mit Constantinopel zu gelangen, denn wenn dieses einmal erreicht ist, werden die europäischen Regierungen es nur zu gern ratificiren, um die Ruhe der Zukunft zu sichern und den Fehler, den sie durch ihre unzeitige Einmischung in eine Frage, die sie nichts anging, begangen haben, wieder gut zu machen. Hätten sie sich dieser Einmischung enthalten, so wäre schon längst nicht mehr die Rede davon.

„Dies ist meiner Ansicht nach der Stand der Dinge, und das Verhalten, das der Vicekönig zu beobachten hat. Ich halte ihn für unverwundbar. Er hat eine gute Stellung eingenommen, und die Ereignisse können ihm nur günstige Chancen bringen, die er mit seiner gewohnten Geschicklichkeit zu benutzen wissen wird. Man muß warten. Wenn ich etwas erfahre, was ihm zu wissen nützlich ist, werde ich mich beeilen, Sie davon zu unterrichten. Ich versichere Ihnen von Neuem, daß ich keine Gelegenheit versäumen werde, zu seinen Gunsten zu sprechen, und daß ich seine Interessen beständig mit der nämlichen Wärme vertheidigen werde. Indem ich so verfahre, werde ich nur nach meiner Ueberzeugung handeln, und es wird mir stets ein wahres Vergnügen sein, ihm die aufrichtige Zuneigung zu beweisen, mit der ich 2c. 2c.

„Alexandrien, 16. Januar 1840.

„Herr Marschall;

„Meine erste Pflicht, sogleich nach Empfang der ehrenvollen Depesche, durch die Sie mich unterm 27. December erfreut haben, war, eine genaue Uebersetzung derselben Sr. Hoheit dem Vicekönig vorzulegen. Der als er darin eine vollkommene Uebereinstimmung der Ansichten mit denen fand, die ihm seine Stellung eingiebt, die Zuneigung, die Sie ihm beweisen, mit den Worten anerkannte: „Der Herr Marschall hat von seiner Umgebung abstrahirt, um sich einen Augenblick an „meine Stelle zu versetzen; ich weiß ihm dafür Dank, „denn es beweist, daß er wirklich an mich denkt, der „ich sein aufrichtiger Freund bin."

„Nichts [illegible] die [illegible] [illegible] im Innern: die Truppen und ihre [illegible] sind [illegible] vollständig bezahlt, es ist keine [illegible] [illegible] Sold rückständig, da die Einnahmen des vorigen Jahres die laufenden Ausgaben mehr als decken; die Einnahmen

dieses Jahres aber werden die Bedürfnisse des nächsten um eine noch weit größere Summe übersteigen. Se. Hoheit hat die Anerbietungen einer Anleihe, die ihm von französischen Kapitalisten und mehreren bedeutenden Bankiers in Frankfurt am Main gemacht worden sind, zurückgewiesen, um sein Land nicht ohne Noth mit einer Schuld zu belasten. Die Ernte der Feldfrüchte, die schon im letzten Jahre günstig war und deren Ausfuhr ununterbrochen fordauert, wird dieses Jahr noch bedeutend ergiebiger sein, und das Land wird sich wohl befinden, wie auch die Verhältnisse nach Außen sich gestalten mögen.

„Se. Hoheit der Vicekönig wundert sich mit Recht, daß man ihm einen maßlosen Ehrgeiz und Absichten auf Constantinopel zuschreibt, während er nach der Schlacht von Nesbi und durch sein Vertheidigungssystem bewiesen hat, daß er weit entfernt war, solche Absichten zu haben, denn wenn er sie gehabt hätte, würde er nicht verfehlt haben, die Umstände zu benutzen. Man sollte es indessen wohl begreiflich finden, daß der Mann, der so viel gethan hat, in seinem vorgerückten Alter dahin trachtet, das was er hat zu behalten und seinen Erben zu hinterlassen.

„Abgesehen davon, daß Se. Hoheit dieses der Pforte nicht unterworfene Land erobert hat, würden schon die Dienste, die er in Candia und in Morea, und die noch viel werthvolleren, die er in Arabien geleistet hat, um die heiligen Orte wiederzuerobern und dem Islamismus zu erhalten, einen glänzenden Beweis der Anerkennung von Seiten des Souverains gegen seine Familie verdient haben. Als er sich gegen theils offne theils versteckte ungerechte Angriffe vertheidigte, befand er sich im Besitz anderer Länder, die ihm auf die Dauer seines Lebens garantirt waren. Man zwang ihn, sich nochmals zu vertheidigen. Er konnte erobern, das Reich umstürzen, aber er hat dies nicht gethan, weil er, von

Nationalgefühl beseelt, ein kostbares Blut schonen wollte, an dessen Erhaltung ihm gelegen sein mußte, um das ottomanische Reich stark und unabhängig zu machen, obgleich er dem verstorbenen Sultan Mahmud damit gedroht hatte, weil er zuerst von Allen erkannt hatte, daß die Integrität des Reichs zu seiner Erhaltung nöthig sei.

„Die Erklärungen der Cabinette kamen post festum, da ihre Streitkräfte sich zu spät vereinigten, um sich seinen etwaigen Unternehmungen ernstlich widersetzen zu können, wenn er je die Absichten gehabt hätte, die man ihm zuschreibt. Es ist unmöglich, jetzt noch an seine aufrichtige und loyale Einigkeit mit dem Sultan, wie an seinem Wunsche, ihm bei der Regeneration seiner Völker beizustehen, zu zweifeln.

„Wenn Mehemed das hat, was er erblich besitzt (mit Ausschluß Candia's und mit Vorbehalt der in Bezug auf Arabien in seiner Note an die Türkei, die den französischen Consul um die Mitte des Monats December übergeben worden ist, und die in der Uebersetzung hier beiliegt, acceptirten Ausnahme) wird er ein getreuer Vasall seines Oberlehnsherrn sein, der im Frieden, wie im Kriege auf seinen Beistand rechnen kann; wenn man ihn aber demüthigen und ihm für seine Mäßigung und seine guten Absichten bestrafen will, so wird der leidende Zustand der Türkei trotz ihm sich verlängern; er wird abwarten und sich behaupten. Der Gedanke, ihn anzugreifen, ist gegenwärtig nicht statthafter als zu den günstigsten Zeiten, und um Alles, was in seiner Macht steht zu thun, um den Krieg zu vermeiden und ihn abzukürzen, wenn man ihn durchaus dazu zwänge, hat er soeben befohlen, daß die Stadt Alexandrien zwei Regimenter Miliz zu ihrer Vertheidigung im Verein mit Marinesoldaten liefern soll. Alle regulären Truppen, die in Aegypten disponibel sind, Infanterie, Cavalerie und Artillerie, sowie die unregel-

mäßigen Truppen und die beduinischen Reiter, sind in Unterägypten zusammengezogen, um ein Lager von vierzig- bis funfzigtausend Mann zu bilden, die sich in einigen Stunden an die bedrohten Punkte der Küste begeben können.

„Die Arbeitercompagnien des hiesigen Arsenals, das von Cairo und der verschiedenen Fabriken Aegyptens, werden ein aus kräftigen, treuen und disciplinirten Mannschaften bestehendes Contingent von einiger Wichtigkeit bilden.

„Es ist Sr. Hoheit Ibrahim Pascha vorgeschrieben, beständig das nämliche Vertheidigungssystem beizubehalten.

„Diese Maßregeln wurden in Folge einiger durch auswärtige Correspondenten hier verbreiteten Gerüchte getroffen, daß eine Seemacht allein, ohne die Mitwirkung der anderen, es auf sich genommen habe, Mittel zu ergreifen, um den Vicekönig zur Annahme von Propositionen zu zwingen, die er nicht annehmen kann.

„Es wird Zeit, daß die, welche sich für die Sicherheit, Integrität und Stärke des ottomanischen Reichs aufrichtig interessiren, endlich erkennen, daß man einen begangenen Fehler durch freimüthiges Handeln wieder gut machen kann, daß ein bewaffnetes Auftreten gegen Mehemed Ali, wenn es noch dazu kommt, keine andren Folgen haben kann, als das ottomanische Reich, das man kräftigen will, immer mehr zu schwächen, weil man seine besten Materialien vernichtet und es der Gnade und Ungnade der Fremden, besonders seines mächtigsten Nachbarn überläßt; es wird Zeit, daß sie erkennen, daß sie den von ihnen selbst aufgestellten Grundsätzen geradezu entgegenarbeiten; daß sie zu der Ueberzeugung kommen, daß das, was man Mehemed Ali entreißen könnte, den Sultan niemals kräftigen wird, während, wenn man dem Erstern das, was er besitzt, durch die Erblichkeit sichert, man die Gewißheit hat,

durch die Organisation des Vorhandenen eine gute Organisation der andern Hälfte des Reichs zu erzielen. Er wird sich dann selbst genug sein, auch ohne den Beistand von Beschützern, und wird binnen wenigen Jahren die starke Mittelnation werden[1], welche die Schutzwehr Europa's sein wird.

„Mehemed Ali hatte alle Zugeständnisse gemacht, die sich mit seiner Stellung vertrugen, um die Erblichlichkeit zu erlangen; es bleibt ihm nichts mehr übrig als es zu beklagen, daß er seine guten Absichten entstellt und angezweifelt sieht, und sich zu vertheidigen, wenn er angriffen wird. Seine lange militärische Laufbahn macht ihm dies zum Gesetz, und wenn es geschrieben stände, daß er unterliegen soll, so wird dies wenigstens auf dem Felde der Ehre geschehen, nachdem er Alles, was in seinen Kräften stand, gethan, um seine Nation zu regeneriren.

„Genehmigen Sie, Herr Marschall &c. &c.

„Boghos Jussuff."

Die von Mehemed Ali dem französischen Consul übergebene Note, die vorstehendem Briefe beigeschlossen war.

„Mehemed Ali kann niemals darein willigen, „die Länder, die er besitzt, aufzugeben. Man kann sie „ihm nur mit Gewalt entreißen, und er ist fest ent„schlossen, alle Mittel anzuwenden, die ihm zu Gebote „stehen und stehen werden, um sie sich zu erhalten, wenn „man ihn angreift. Er wird, wenn er unterliegen „sollte, lieber seine ganze Familie und die Seinigen „opfern, als ihnen ein wohl erworbenes Erbtheil, „durch eine Feigheit verstümmelt, zu hinterlassen. Er „ist nicht ein General, der nach einem ehrenvollen „Widerstande capituliren und sich ergeben kann; er ist „ein Mann, der sein ganzes Leben lang für die Zukunft „gearbeitet hat, und der sich der Früchte seiner Thätig„keit nicht entäußern kann, es koste, was es wolle."

Ich antwortete auf diesen Brief mit wenigen Worten:

„Wien, 30. Januar 1840.

„Mein Herr;

„Ich empfing vorgestern den Brief, den sie mir zu schreiben die Güte gehabt, und ich beeile mich, Ihnen zu sagen, daß er mir großes Vergnügen bereitet hat. Der Vicekönig hat eine Haltung angenommen, die seiner würdig ist und deren Resultat, ich bin fest davon überzeugt, ein seinen Interessen günstiges sein wird. Es war mir eine wahrhafte Freude, zu sehen, daß er so vollkommen der Ansicht entsprach, die ich mir von seiner Geschicklichkeit und seinem Character gebildet habe. Man wird die Festigkeit der Grundlage, auf der er steht, täglich mehr erkennen, und ich meinestheils habe nicht unterlassen, meine Ueberzeugung in dieser Hinsicht laut auszusprechen. Ich halte es auch für gewiß, daß trotz aller Nachrichten, mit denen die Zeitungen angefüllt sind, die Verhandlungen in London kein ihm nachtheiliges Resultat herbeiführen werden, und es beweisen schon verschiedene Anzeichen die Unmöglichkeit einer Verständigung. Die Maßregeln der Vorsicht, mit denen man sich in Aegypten beschäftigt und von denen Sie mir geschrieben, haben indessen meinen ganzen Beifall. Die Zeit wird diese edlen Anstrengungen belohnen, und ich werde hoffentlich bald den Vicekönig wegen seiner Erfolge beglückwünschen können. Man muß nur Geduld haben. Ich verfolge mit beständiger Aufmerksamkeit Alles, was bei Ihnen geschieht und Mehemed Ali angeht, und ich versäume keine Gelegenheit, die sich darbietet, um ihm nützlich zu sein. Ich bitte Sie mein Herr, mich Ihrerseits genau von dem in Kenntniß zu erhalten, was in Aegypten vorfällt, Sie sind mir diese Gefälligkeit aus Rücksicht auf die Freundschaft, die ich für den Vicekönig hege, schuldig.

„Genehmigen Sie ꝛc. ꝛc.

„Alexandrien, 16. April 1840.

„Herr Marschall;

„Durch den Brief, den Sie am 11. Februar an mich zu schreiben mir die Ehre erzeigt haben und den Se. Hoheit der Vicekönig, mein Gebieter, mit großer Befriedigung gelesen hat, bitten Sie mich, Sie stets von Allem zu unterrichten, was bei uns vorgeht. Der Wunsch, Ihnen etwas Neues melden zu können, hat meine Antwort bis heute verzögert; sie noch länger aufschieben, hieße die Ihnen schuldigen Rücksichten aus den Augen setzen, und doch habe ich, da nichts vorgefallen ist, dem Inhalte meines Briefes vom vergangenen 16. Januar kaum etwas beizufügen.

„Se. Hoheit der Vicekönig bleibt bei seinem System der Mäßigung und erwartet, daß man ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt; wenn er seine Rüstungen fortsetzt, so geschieht dies nur in Hinblick auf eine legitime Vertheidigung. Se. Hoheit Ibrahim Pascha wird nicht die geringste Bewegung ohne Befehl des Vicekönigs machen, und dieser Befehl wird nur im Falle eines erfolgenden Angriffs gegeben werden. Sie haben, Herr Marschall, oft genug vertrauliche Unterredungen mit Sr. Hoheit dem Vicekönig gehabt, um seine Denkungsart und seine Loyalität kennen zu lernen, man stellt sich jetzt, als traute man seinen Versprechungen nicht, während er doch Tag für Tag den überzeugenden Beweis giebt, daß er denselben gewissenhaft nachkommt. Er erwartet, und seine Forderung hat sich trotz der Ereignisse und der Umstände niemals geändert, die Erblichkeit für seine Familie in dem, was er besitzt und was man ihm nicht hat entreißen können. Er betheuert seinen Gehorsam, seine Anhänglichkeit an seinen Oberherrn, dessen Dienst er sich widmen will, um seine herabgekommene Nation wieder zu erheben. Sein großes Unrecht besteht nur darin, zu glauben, daß die Fremden

immer in der Türkei Fremde bleiben, daß ihre definitive Organisation nur Schritt für Schritt erfolgen kann, indem man von dem Bekannten zu dem Unbekannten fortschreitet, und die bereits unterrichteten Muselmanen dazu verwendet, diejenigen zu bilden, die es noch nicht sind, um dann alle zum Wetteifer anzuspornen. Dies ist sein Fehler und es ist ein großer Fehler, weil er den Plänen einer benachbarten Macht hinderlich ist; aber es kann auch nicht Jedermann ein und dasselbe Interesse haben, und wenn das des Vicekönigs der Wahrheit entspricht, warum es dann verdrängen?

„Sein Sie überzeugt, Herr Marschall, daß Se. Hoheit der Vicekönig stets seinen Oberherrn achten wird und nur danach strebt, ihm nützlich zu sein, und daß er keine Schwierigkeiten machen wird, die Großmächte, oder eine einzelne derselben als Bürgen seiner Verbindlichkeiten anzuerkennen.

„Es genügt, daß man seine gerechte Forderung erfüllt und daß man aufrichtig gegen ihn handelt. Ich habe schon gesagt und ich wiederhole es: Mehemed Ali wird nie die Feindseligkeiten beginnen, aber er wird auch einen Krieg nicht scheuen, er komme von welcher Seite er wolle, und dann ..... Gott allein weiß, was geschehen kann.

„Ich habe Ihnen zu melden, daß der Enthusiasmus ganz unmerklich die Bevölkerung von Cairo ergreift. Die Scheiks der Moschee El Ahzar wollten selbst an die Spitze der Milizen gestellt sein, die sich mit reißender Schnelligkeit bilden. Die ägyptischen und die fremden Offiziere erstaunen über die Fortschritte, welche diese Truppen in der Handhabung der Waffen machen.

„Genehmigen Sie, Herr Marschall ꝛc. ꝛc.

„Boghos Jussuff."

Ich antwortete darauf mit folgendem Briefe:

„Mein Herr;

„Ich erwartete mit Ungeduld Nachrichten von Ihnen, aber ich wunderte mich wegen des überall bestehenden status quo durchaus nicht, daß ich keine erhielt. Ich bewundere aufrichtig die energischen Entschlüsse, die der Vicekönig gefaßt und die Haltung, die er angenommen hat, und ich glaube gewiß, daß dieser Schritt ihn zu dem Ziele führen wird, das seine wohlbegründeten Rechte ihn erstreben lassen. Ich ahne jedoch die finanziellen Verlegenheiten, in die er kommen kann, aber sein entschiedener Character genügt, um sie zu überwinden, und Aegypten ist übrigens gewiß dasjenige Land der Welt, wo man am längsten mit wenig Geld viel ausrichten kann. Die Krisis wird ein Ende nehmen. Die Meinung Europa's gestaltet sich täglich mehr zu Gunsten des Vicekönigs, und es giebt jetzt keinen Vorurtheilsfreien mehr, der nicht einsähe, wie unzeitig eine Intervention war, bei welcher Niemand weder über den Zweck noch über die Mittel einig war, und deren Ausführung unauflösbare Fragen und unübersteigliche Hindernisse darbot. Die Urheber dieser Intervention ahneten nicht, daß sie, wie es auch gekommen ist, mehr denen zur Last fallen würde, denen sie dienen, als dem, den sie bekämpfen wollten, und daß sie darauf hinausliefe, ein schon so schwaches Reich, das sie wieder kräftigen wollten, noch mehr zu schwächen. Ich glaube also, daß Mehemed Ali in dem Systeme, das er befolgt, beharren, aber seine Anstrengungen verdoppeln muß, um womöglich direct mit der Pforte zu unterhandeln und sich mit ihr zu vergleichen. An dem Tage, wo ihm dies gelingt, werden sich die europäischen Regierungen von einer großen Last befreit sehen, und erfreut über ein Ereigniß, das den Frieden sichert, werden sie sich beeilen, das zu garantiren, was zur Vermehrung der Bürgschaften für die Sicherheit und die Ruhe der Zukunft gethan worden

ist. Ich glaube also, daß der Vicekönig kein Mittel unversucht lassen darf, um zu diesem Resultat zu gelangen. Die aufgeklärten Türken in Constantinopel müssen einsehen, daß es keine Wohlthat und keine Sicherstellung für das türkische Reich ist, wenn man sein Schicksal und seine Bestimmung den Zufälligkeiten der Zukunft und den complicirten Interessen Mehrerer überläßt; die religiösen Schwärmer werden mit der bisher befolgten Politik unzufrieden sein; der Pascha wird daher Stützen und Beistände seiner Nation haben, deren Zahl täglich wachsen und den Einfluß der Meinung zu dem hinzufügen wird, den ihm schon seine geschickte Politik und die Mittel über die er verfügt, geben. Der Triumph Mehemed Ali's und die Befestigung des politischen Gebäudes, das er errichtet hat, entsprechen den Berechnungen und Voraussichten meines Geistes und werden den Gefühlen, die ich für ihn hege, Befriedigung gewähren.

„Leben Sie wohl, mein Herr &c. &c.

„Alexandrien, 16. Juni 1840.

„Herr Marschall;

„Ich hatte das Vergnügen, Ihnen unterm 16. April zu schreiben, und der letzte Brief, mit dem Sie mich am 12. Mai beehrten, trägt alle Zeichen einer Antwort auf mein Obengedachtes. Da er mir zukam, nachdem Se. Hoheit der Vicekönig bereits nach Cairo abgereist war, habe ich ihm pflichtgemäß eine genaue Uebersetzung nachgesendet; aber ich mußte zu gleicher Zeit einen neuen Posttag erwarten, bevor ich die Feder ergreifen konnte, um den Briefwechsel, zu dem Sie mich ermächtigt haben, fortzusetzen. Die Abwesenheit und der Mangel an Nachrichten von einiger Wichtigkeit nöthigten mich dazu.

„Ich freue mich, Herr Marschall, Ihnen melden zu können, daß, nachdem durch die neuerliche Entsetzung

Khosrew Pascha's der hauptsächlichste Stein des Anstoßes beseitigt ist, Se. Hoheit der Vicekönig den mehr als einmal kund gegebenen und immer verkannten Impulsen folgend, die Gelegenheit der Geburt einer Prinzessin Tochter des Sultans ergriffen hat, um seinem Oberherrn einen officiellen Beweis seiner Achtung und seiner Ergebenheit zu geben. In Folge dessen ist noch heute Se. Excellenz Samy Bey, General und erster Adjutant Sr. Hoheit des Vicekönigs, mittelst eines expressen Dampfers nach Constantinopel abgereist, um ein jenem Umstande angemessenes Beglückwünschungsschreiben zu überbringen, und mit dem besondern Auftrage, Sr. Hoheit die Versicherungen seiner völligen Ergebenheit als getreuer Vasall, sowie den Wunsch auszudrücken, zum Wohle des Reichs durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel beizutragen. Se. Excellenz Samy Bey ist ermächtigt, durch thatsächliche Beweise die Versicherungen, deren Ueberbringer er ist, zu unterstützen, weil bei der gegenwärtigen Lage der Dinge diese Beweise die ehrerbietigen Gesinnungen Mehemed Ali's vollständig bezeugen werden und weder der Schwäche noch dem Zwange zugeschrieben werden können.

„Der Vicekönig hofft, daß sein edles Benehmen nicht verkannt werden und seine Früchte tragen wird.

„Genehmigen Sie, Herr Marschall ꝛc.

„Boghos Jussuf."

Hier meine Antwort:

„Mein Herr;

„Ich habe mir nicht die Ehre gegeben, mit dem letzten Packetboot Ihnen auf Ihren letzten Brief zu antworten, weil ich Ihnen nichts Interessantes zu melden hatte. Ich erwartete mit großem Vertrauen den Erfolg der Sendung Samy Bey's nach Constantinopel, um dem Vicekönig mein aufrichtiges Compliment zu machen, denn ich setze mich von Herzen an seine Stelle und

wünsche sehnlichst, diese peinliche Angelegenheit beendigt zu sehen, die die Ruhe Europa's und der Welt gefährdet; aber ich sehe, daß die Zeit verfließt, ohne das Resultat, das ich erwartete, herbeizuführen, und gleichzeitig geben die Aufstände in Syrien, welche großes Aufsehen machen und deren Wichtigkeit man vielleicht übertreibt, den Feinden Mehemed Ali's Muth, liefern ihnen Argumente und beleben ihre Hoffnungen von Neuem.

„Alles schien rasch einer günstigen Lösung entgegenzugehen, als die Gerüchte von den Aufständen im Libanon Alles suspendirt und Alles ungewiß gemacht haben. Mich für meine Person hat dies sehr betrübt, und ich bin noch immer überzeugt, daß der Vicekönig durch seine Energie und Entschlossenheit einerseits und durch die Mäßigung, die er nachher zeigen wird, Mittel findet, um Alles in diesen Gewässern zu beendigen. Wenn er dieses Resultat schnell erreicht, so wird er einen bedeutenden Schritt zur Lösung der Hauptfrage gethan haben. Auf alle Fälle bin ich überzeugt, daß der Vicekönig seine Bestimmung nicht verkennen und den Ereignissen, die möglicherweise eintreten können, gewachsen sein wird.

„Ich treffe oft mit dem dänischen Consul für Alexandrien zusammen, der sich eifrig mit den Interessen Aegyptens beschäftigt und dem Vicekönig sehr ergeben zu sein scheint. Ich finde ein Vergnügen darin, mich mit Jemandem zu unterhalten, dessen Ansichten so mit den meinigen übereinstimmen. Er wollte nach Alexandrien abreisen, ich habe ihn aber gebeten, noch zu bleiben, weil ich glaube, daß seine Gegenwart den Interessen des Pascha's nützlich ist.

„Genehmigen Sie, mein Herr rc. rc.

Boghos Bey antwortete mir:

„Alexandrien, 16. Juli 1840.

„Herr Marschall;

„Die Zeitungen und die Salons Europa's haben allerdings den hervorragenden Personen geräuschvoll verkündet, daß Unruhen in Syrien am Libanon ausgebrochen seien; denn es war denen, welche diese Provinz ihrer gegenwärtigen Oberherrschaft entreißen wollten, darum zu thun, eine Bewegung ausführen zu lassen, die ihren diplomatischen Weissagungen Gewicht verschaffen und sie auf den Prophetendreifuß erheben konnte.

„Die Bewegung hat wirklich stattgefunden; da sie aber entschieden den Character ihres fremdländischen Ursprungs erkennen ließ, so konnte sie niemals Wurzel im Lande fassen; sie hatte keine feste Basis, keinen eingestandenen Zweck, kein hervorragendes Oberhaupt. Arme Gebirgsvölker wurden betrogen; erst dann konnten ihnen die Augen aufgehen, als die ägyptische Regierung sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, zu beweisen, daß, wenn sie ihnen Zeit gelassen, sich wiederzufinden, dies eine Wirkung der Großmuth unsers Vicekönigs, dem die Reue des Schuldigen lieber ist als seine Vernichtung, keines aber seiner Schwäche war.

„Mehemed Ali vereinigte, ohne die geringste Aenderung in den Cantonnements der Truppen in Syrien vorzunehmen, und indem er an seinen Sohn Ibrahim Pascha schrieb, daß er selbst alles Nöthige veranstalten werde, in Beyruth, Saida und Balbeck eine mehr als hinreichende Anzahl von Truppen, um die Insurgenten zu bändigen, selbst wenn sie hartnäckigen Widerstand geleistet hätten. Se. Hoheit Abbas Pascha wurde von Aegypten abgeschickt, um als Oberbefehlshaber die Operationen zu commandiren.

„Sie werden einsehen, Herr Marschall, daß, nachdem diese Verfügungen getroffen waren, Alles ohne weiteren Verzug beendigt sein mußte. Man bedeutete die Insurgentenchefs, Leute ohne allen Werth, die Waffen

niederzulegen, und sie gaben zu verstehen, daß sie sich ergeben würden, wenn man ihnen persönliche Vortheile zusicherte. Ein solcher Vorschlag verrieth, daß die aufständische Bewegung erkünstelt war und nicht in der Bevölkerung wurzelte; aber es wäre schimpflich gewesen, darauf einzugehen, und nachdem man die Verweigerung angekündigt hatte, griff man zu den Waffen.

„Diese Demonstration vereitelte alle auf die Meinung von einer nur in krankhaften Köpfen existirenden Schwäche basirten Pläne; man beeilte sich, die Waffen auszuliefern und um Pardon zu bitten.

„Ich wiederhole, Herr Marschall rc.

„Boghos Jussuff."

„Alexandrien, 27. August 1840.

„Herr Marschall;

„Ich habe die Ehre gehabt, den Brief, den Sie am vergangenen 25. Juli an mich zu schreiben die Güte gehabt, zu empfangen, und Sr. Hoheit dem Vicekönig vorzulegen. Se. Hoheit, die stets Ihre Rathschläge billigt, hat mit Vergnügen eine abermalige Uebereinstimmung der Ideen bemerkt; die Unruhen in Syrien sind durch die Kraft seiner Entschlossenheit, begleitet von seiner Mäßigung, unterdrückt worden. Sobald die Maroniten die Partie aufgegeben und ihre Waffen ausgeliefert hatten, wurde der Libanon von den Truppen geräumt, um Excessen vorzubeugen, zu denen ihre Anwesenheit hätte Anlaß geben können. Selbst den Häuptern der Aufständischen ist das Leben geschenkt, und sie sind nach Sennaar geschickt worden.

„Es war ein Unglück, daß die europäischen Cabinette, seit einiger Zeit sehr schlecht durch ihre officiellen Agenten unterrichtet, glauben konnten, daß solche Unruhen in einer Provinz wie Syrien sich in einen allgemeinen Aufstand verwandeln könnten. Es war kein Grund zu ernstlichen Klagen vorhanden und die, welche

Beschwerden erdichteten, um die Massen aufzuregen, haben nur eine kleine Zahl zu verführen vermocht; die Thatsachen haben dies bis zur Evidenz bewiesen. Diese Unruhen selbst wären viel früher unterdrückt worden, wenn Se. Hoheit der Vicekönig Sr. Hoheit Ibrahim Pascha nicht befohlen hätte, sich gar nicht weiter darum zu kümmern, da er schon selbst mit den Aufständischen fertig werden würde.

„Es war dies um so bedauerlicher, als dadurch in London mit einer Uebereilung, die sich durch nichts rechtfertigen läßt, und fast ab irato, eine höchst ungerechte Entscheidung gegen Se. Hoheit veranlaßt wurde, eine Entscheidung von so schreiender Ungerechtigkeit, daß sie selbst in Constantinopel von den Feinden Mehemed Ali's gemißbilligt wurde; aber die Personen, die am Ruder stehen, haben keinen andern Rettungsanker als die Wichtigkeit, die ihnen die gegenwärtige Frage und die Unterstützung des Auslandes geben.

„Rifaat Bey, Commissar der Pforte, notificirte Mehemed Ali am 16. August diese Entscheidung. Se. Hoheit sagte ihm, wie betrübend es für ihn sei, sehen zu müssen, daß der Sultan, welcher ihm seit seiner Thronbesteigung die besten Hoffnungen auf ein mehr oder weniger fernes directes Arrangement gemacht habe, das stets auf die Ergebenheit Mehemed Ali's für seine Person und auf das Wohl seiner Nation basirt worden wäre, sich auf eine Entscheidung stützen wolle, die im Auslande nach falschen und irrigen Documenten getroffen worden sei; daß er glaube, sich nach dieser Wendung der Dinge der Vermittelung Frankreichs, das in dieser Frage besser unterrichtet und unpartheiischer sei, bedienen zu müssen; daß er von der Hand nicht angreifen werde, da er sich nicht aus den Umständen Vortheil ziehen wolle, aber daß er sich bereit halten werde, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

„Die vier Generalconsuln überreichten hierauf Sr.

Hoheit ihre Ansichten über die Nothwendigkeit, sich der erlassenen Entscheidung zu unterwerfen, und diese Ansichten wurden dem ausgesprochenen Wunsche des Vicekönigs gemäß schriftlich und mit einem Begleitschreiben versehen eingereicht. Gestern, am 26., erschien Rifaat Bey mit den vier Generalconsuln, welche allein nach der ihm ertheilten Antwort seine Rückkehr nach Constantinopel verhindert hatten, von neuem bei Sr. Hoheit dem Vicekönige, ohne Zweifel in der Hoffnung, daß sich seine Meinung seit der Ankunft fast des ganzen englischen Geschwaders auf unserer Rhede mit dem Admiral Stafford und zwei österreichischen Fregatten geändert habe. Se. Hoheit begnügte sich damit, zu ihm zu sagen: „Gott allein nimmt und vertheilt die Reiche.“ Der englische Consul wollte antworten; der Vicekönig unterbrach ihn aber mit den Worten: „Es ist Alles überflüssig, denn ich habe nichts weiter hinzuzufügen.

„Unsere Küste ist mit Batterien besetzt, um einen Handstreich zu verhindern. Es sind genug Truppen da, um eine Landung zurückzuweisen; andere sind auf dem Marsche und werden wahrscheinlich morgen ankommen. Die Schiffe sind im Hafen unweit der Einfahrten in zwei Linien vor Anker gelegt, und vier von ihnen werden speciell das Arsenal und das Bassin vertheidigen, in welchem die kleinern Fahrzeuge liegen, die vorbereitet sind, um nöthigenfalls in den Grund gebohrt werden zu können. Die Haupteinfahrt des Hafens ist mit Kisten voll Ballast versperrt, so daß nur die Fahrzeuge von sehr geringem Tiefgang in den alten Hafen einlaufen können.

„Was von außen kommt, wird durch die Lootsen in den neuen Hafen geführt, wo die Kauffartheischiffe anlegen; sie werden erst, nachdem man sich durch Visitirung derselben überzeugt hat, daß sie leer und zur Einnahme neuer Ladungen bereit sind und keine zündbaren Stoffe bei sich führen, in den alten Hafen eingelassen.

„Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle Maßregeln auseinandersetzen wollte, die aus Vorsicht theils schon getroffen sind, theils noch getroffen werden.

„Syrien ist vollkommen ruhig. Die Vorschläge, die der Commandant Napier Sr. Excellenz Abbas Pascha am 14. August (zwei Tage vor der Notification der Londoner Entscheidung an Mehemed Ali) sind zurückgewiesen worden; ebenso auch die dem Divisionsgeneral der Truppen in Constantinopel, Hassan Pascha, gemachten Eröffnungen.

„Der Emir Beschir hat dem Vicekönig die Versicherung seiner Treue gegeben und ihm den Wunsch des Gebirges ausgedrückt, das weder die Fremden noch einen Aufstand will.

„Zahlreiche Truppencorps bewachen alle Küsten Syriens und die Wirksamkeit der englischen Schiffe geht am Ende nicht über die Schußweite ihrer Kanonen hinaus.

„Se. Hoheit Mehemed Ali hat die beste Hoffnung, daß man endlich in Europa die Wahrheit erfahren und erkennen wird, wie sehr man über die Tragweite des angeblichen Aufstandes in Syrien getäuscht worden ist. Wenn man in London am 15. Juli zum zweiten Male auf Abwege gerathen war, wie es in Constantinopel der Fall gewesen, als man die Interventionsforderung reclamirte, so wird es deshalb immer noch möglich sein (man müßte denn Gründe haben einen allgemeinen Krieg zu entzünden) dem Sultan zu rathen, seine Munificenz zu zeigen und indem er einen Mehemed Ali günstigen Souverainetätsact ausübt, der Türkei ihre Kraft und Europa die Ruhe wieder zu geben.

„Ich bin rc.

„Boghos Jussuff.“

Meine Antwort lautete folgendermaßen:

„Mein Herr;

„Meine verspätetete Rückkehr nach Wien hat mich verhindert, mit dem letzten Paketboot auf den Brief, den Sie am 28. August an mich zu schreiben mir die Ehre erzeigten, zu antworten und Sie zu gleicher Zeit von der unsinnigen Maßregel zu unterrichten, die man in Constantinopel gegen den Vicekönig ergriffen hat. Sie können sich leicht denken, was ich dabei empfunden habe; was ich aber bedaure, Ihnen nicht früher gesagt zu haben, das ist, daß dieses Verfahren, welches eine allgemeine Mißbilligung gefunden hat, den Fürsten Metternich sehr mißvergnügt gemacht hat und daß der österreichische Internuntius, der dabei betheiligt war, von ihm auf das Strengste getadelt worden ist. Dieses Ereigniß, das man überall in Europa gleichmäßig beurtheilt, wird hoffentlich das Ende einer Krisis beschleunigen, unter der Jedermann leidet, und wahrscheinlich den Interessen des Vicekönigs nützlich anstatt nachtheilig sein. Die Haltung, die er angenommen hat und die er behauptet, die Zugeständnisse, die er zuletzt gemacht hat und die einem Jeden, der nicht durch die Leidenschaft verblendet ist, genügend erscheinen, berechtigen zu dem Glauben, daß sich Alles bald arrangiren wird. Dies ist mein sehnlichster Wunsch, Niemand freut sich mehr darüber und Niemand bewundert mehr als ich die Aufrichtigkeit, die Würde und die Mäßigung, welche beständig in den Entschließungen des Vicekönigs vorherrschend gewesen sind.

„Haben Sie die Güte rc. rc.

„Alexandrien, 16. September 1840.

„Herr Marschall;

„Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen meinen letzten Brief vom vergangenen 27. August zu übersenden, und ohne die Antwort darauf abzuwarten, komme ich dem

Ihnen gegebenen Versprechen nach, Sie von Allem was sich bei uns ereignet, in Kenntniß zu setzen.

„Se. Hoheit der Vicekönig ließ die vier Generalconsuln einige Tage vor Ablauf des letzten Termins rufen und erklärte ihnen, daß er die Bestimmung des Londoner Tractats bezüglich der Erblichkeit in Aegypten ꝛc. annehme, daß es aber seine Absicht sei, als treuer Vasall seinem Herrn seine früheren Dienste vorzustellen und von ihm wie von der Billigkeit seiner erlauchten Verbündeten eine größere Bewilligung in Bezug auf Syrien zu erlangen. Sein Schreiben wurde nach Constantinopel geschickt, von wo aus es den bedeutendsten europäischen Höfen mitgetheilt worden sein wird.

„Als der Termin abgelaufen war, beauftragte Se. Hoheit der Vicekönig, da er krank war, Se. Excellenz Sami Bey, die Commissaire der Pforte und die Herren Generalconsuln zu empfangen. Diese Sitzung wiederholte ziemlich das, was schon in der ersten gesagt und vorgeschlagen worden war.

„Rifaat Bey reiste dann nach Constantinopel. Durch diesen Schritt wollte der Vicekönig, der fest entschlossen ist, den [illegible] Widerstand zu leisten, und nur den Waffen [illegible], was er seinen Waffen verdankt, beweisen, daß er Alles thun wird, diese Gunst von seinem Herrn zu erlangen, und daß er keineswegs seinem Souverain trotzen will; auf der andern Seite aber auch, daß er nicht weiter gehen kann, wenn die [illegible] des Auslandes nicht anerkennen wolle, daß er noch eine lange Frist zur [illegible] des Landes fordere. Wenn man Hintergedanken gegen die Erhaltung des Reichs hegte und man [illegible] wollte, indem man damit begänne, ihm das [illegible] Blut, das noch in seinen Adern fließt, zu [illegible], dann sage ich, wird die Pflicht Sr. Hoheit vorgezeichnet sein.

„Wenn Mehemed Ali gezwungen würde zu kämpfen, sei es für seine Existenz, sei es um das Reich zu retten, würde er keine Rücksicht mehr zu nehmen haben. Er weiß recht wohl, daß trotz aller Anstrengungen vor dem nächsten Frühjahre nichts Ernstes gegen ihn unternommen werden kann, und wenn nicht alles Gerechtigkeitsgefühl erloschen ist, wenn nicht in allen Cabinetten und unter allen bei der Ruhe des Orients interessirten Nationen eine unerklärliche Verblendung herrscht, wird er im Kampfe nicht allein stehen. Die Geschichte soll nicht sagen können, daß alle gebildeten Nationen sich verbunden haben, um die Civilisation, die im Orient durch Aegypten, das ihre erste Wiege war, wieder geweckt worden ist, zu ersticken.

„Ich habe gesagt, die wieder auflebende Civilisation zu ersticken, weil es unvermeidlich ist, daß die Paschas der Pforte sich auf Demonstrationen beschränken würden, wie es in Constantinopel geschehen ist, und weil Mehemed Ali und seine Dynastie allein die auf diesem Boden gepflanzten dauerhaften Institutionen vervollständigen können.

„Ich beklage es noch immer, daß das österreichische Cabinet, der wirkliche Freund der Türkei, sich durch Gott weiß welche Illusion oder Nothwendigkeit hinreißen läßt. Man sagt einstimmig, daß Se. Hoheit der Fürst Metternich eine gegentheilige Meinung ausgesprochen habe, und in der That, der geschickteste Diplomat unsers Jahrhunderts sollte die Dinge besser beurtheilen können, als er es gethan hat.

„Der Eifer, oder besser gesagt, die Leidenschaftlichkeit, welche die englischen Agenten in dieser Angelegenheit entwickeln, beweist, daß sie einen besondern Zweck haben. Der Oberst Hodges bemüht sich, den unbedeutendsten Ereignissen Wichtigkeit zu geben, um die Geduld des Vicekönigs zu ermüden; aber man wird sehen, daß Se. Hoheit nicht bloß ein glücklicher Kriegs-

mann ist. Ich nehme mir die Freiheit Ihnen, Herr Marschall die Actenstücke zu übersenden, die sich auf eine neue Angelegenheit beziehen, deren sich ohne Zweifel die Journale bemächtigen werden. So erfahren Sie denn, daß eine einheimische Barke oder jeder andre Wasser- oder Landtransport, der mißbräuchlich die englische Flagge aufstecken wollte, um unerlaubte Handlungen zu begehen, dies in aller Sicherheit thun kann, daß er aber im andern Falle bedeuten hören wird, daß die englische Flagge beleidigt worden ist, um genöthigt zu sein, sich zur Douane zu begeben. Ich sage bedeuten, denn es ist kein Raisonnement mehr zulässig.

„Haben die verbündeten Mächte jemals verstanden, im besondern Interesse einer von ihnen zu handeln, während sie doch verkündeten, daß sie den Frieden im Orient herstellen wollten? Dies ist nicht glaublich; aber es ist factisch nicht minder wahr, daß eine von ihnen thätig und allein handelt.

„Genehmigen Sie, Herr Marschall ꝛc.

„Boghos Jussuff.“

„Alexandrien, 6. November 1840.

„Herr Marschall;

„Den Werth, den Se. Hoheit der Vicekönig, mein erhabener Gebieter, auf Ihre wohlwollende Freundschaft und Ihre Rathschläge legt, hat ihn mit großer Befriedigung den Brief, mit dem Sie, Herr Marschall, mich unterm 3. October beehrt haben, empfangen lassen. Se. Hoheit hat mich beauftragt, Ihnen ihren Dank dafür auszusprechen, und Ihnen zu wiederholen, wie sehr sie wünscht, daß Sie in den Augenblicken Ihrer Muße Ihren Briefwechsel fortsetzen können.

„In diesem Augenblicke müssen ungünstige Nachrichten über Syrien im Publikum verbreitet sein. Sie haben, Herr Marschall, mir die Pflicht auferlegt, Sie

über die Ereignisse in Kenntniß zu erhalten; ich werde diese Pflicht getreulich erfüllen.

„Sie werden die Spaltungen kennen, die sich seit Jahrhunderten zwischen den Häuptlingen und den Secten des Libanon gezeigt haben. Diese Spaltungen, deren Keim in der kurzen Zeit, seitdem ganz Syrien unter ägyptischer Oberhoheit stand, nicht ganz hat zerstört werden können, sind, ich will nicht sagen zu wessen Nutzen, aber zum Nachtheil der örtlichen Ruhe ausgebeutet worden.

„Der Aufstand war dort unterdrückt und Se. Hoheit behandelte die Häupter der Unruhen menschlich und nachsichtig. Ich benachrichtigte das consularische Corps am 15. Juli davon, und an dem nämlichen Tage wurde in London eine Convention unterzeichnet, welche Mehemed als unfähig zur Regierung in Syrien erklärte.

„Um die ersten Tage des August erschienen englische Schiffe vor Beyruth, am 14. vor Alexandrien. Ich will Ihnen nicht auseinandersetzen, was gesagt oder gethan wurde, denn das ist schon Gemeingut; was aber Ihnen zu sagen mir wichtig erscheint, ist, daß eine syrische Küste von hundertfünfundzwanzig Lieues Ausdehnung zu vertheidigen war, die keine Befestigungen hatte, welche den Batterien mehrerer Schiffe hätten widerstehen können (und man hat zehn hingeschickt, ungerechnet die Fregatten, Corvetten und sechs bis acht Dampfschiffe von bedeutender Stärke); es war also unmöglich, am Strande einer ernstlichen Demonstration zu widerstehen, ohne die Soldaten nutzlos auszusetzen, wie es ebenso unmöglich war, die gelandeten Truppen zurückzuwerfen, da sie sich unter dem Schutze der Schiffsbatterien hielten. Es mußten nach und nach mehrere Punkte der Küste aufgegeben werden, und nun konnten die mit dem Emir Beschir zerfallenen Bergbewohner Waffen und Geld erhalten, was diese niemals verschmähen, um sich zu Hause stark und unabhängig zu

machen. Se. Hoheit Ibrahim Pascha, der dieselben durch Milde wieder gewinnen wollte, ließ sie nach dem Grunde ihrer Unzufriedenheit fragen. Sie antworteten, daß sie keine Beschwerden gegen die ägyptische Regierung hätten, daß sie aber vom Emir Beschir gedrückt und ausgeplündert würden, worin diese Regierung ihn unterstütze. Darauf ließ Se. Hoheit Ibrahim Pascha im ganzen Gebirge bekannt machen, daß der Emir Beschir von nun an keine Abgaben mehr zu erheben hätte. Da Letzterer nun sah, daß die Streifcorps, die gegen ihn waren, von den Engländern mit Waffen versehen worden, und daß sein Einfluß eine Schlappe von Seiten der ägyptischen Regierung erfahren hatte, bemerkte er, daß seine Stellung nicht mehr haltbar war, begab sich in das englische Lager, und erklärte mit hundertzwanzig Personen seines Gefolges seine Unterwerfung. Sie wurden sämmtlich nach Malta eingeschifft.

„Ein neuer Emir Beschir, der der ägyptischen Regierung feindlich gesinnt ist, wurde ernannt, und das ganze Gebirge ist in der vollständigsten Anarchie. Se. Hoheit Ibrahim Pascha hielt es für gut, seine Truppen nicht an einem Orte zu lassen, wo sie von gar keinem Nutzen sein konnten; es wurde ein Rückzug hinter den Libanon bewerkstelligt, indem er sich den Ebenen näherte, und man rechnet, daß auf diesem Rückzuge, wie bei den frühern Bewegungen durch Verführung und wegen der Nachzügler, fünf- bis sechstausend Mann zum Feinde übergegangen sind, mit ihnen auch eine Regimentsfahne.

„Die Bergbewohner sind eben nicht geneigt, ihre Stellungen zu verlassen, um gegen einander zu kämpfen; sie beschränken sich darauf, die Communicationen zu unterbrechen und Alles was ihnen in den Weg kommt, Freunde oder Feinde, zu plündern. Unsere Couriere können nur mit sehr starken Escorten reisen.

„Ich zweifle, daß die Engländer mit ihrem Werke zufrieden sind, und besonders, daß der Sultan mit seinen eignen Mitteln jemals die Herrschaft über das Gebirge wiedererlangen kann, wenn anders er sich nicht mit einer Illusion begnügt. Die Integrität des ottomanischen Reichs kann folgendermaßen wiederhergestellt werden.

„Se. Hoheit Ibrahim Pascha, welcher Se. Excellenz Soliman Pascha und fünfundzwanzigtausend Mann Truppen bei sich hat, müßte noch funfzehntausend Mann von der Taurusarmee erhalten, die Befehl hat, ihre Cantonnements nicht zu verlassen; er würde also einen Effectivbestand von vierzigtausend Mann haben. Man wird ihm von Cairo sechs Regimenter, sowohl Cavalerie als Infanterie entgegenschikken, um die Verbindungen wieder zu öffnen; diese stehen unter den Befehlen Ihrer Excellenzen Achmed Pascha und Ibrahim Pascha dem jüngern, beides Neffen des Vicekönigs, die im arabischen Kriege verwendet wurden; sie haben ein starkes Corps Beduinen als Avantgarde und Plänkler bei sich.

„Es fragt sich nun noch, ob die in Syrien gelandeten Truppen, obwohl sie englische Offiziere an ihrer Spitze haben, auf ein Gefecht eingehen werden, denn man kann nicht sagen, daß bis jetzt ein Treffen stattgefunden habe. Wenn man auch Anarchie im Libanon erzeugt hat, so hat man deshalb Syrien noch nicht erobert, und die Nachrichten, die man von Syrien nach Constantinopel schickt, von wo aus sie ihren Weg in die europäischen Journale finden, sind zwar erdichtet, um den Sultan zufrieden zu stellen und die Unterthanen der Pforte zu beruhigen, deshalb aber nicht minder von dringenden Bitten um Geld und Truppen begleitet. Se. Hoheit der Vicekönig hält mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit den Augenblick, außerordentliche

Mittel anzuwenden, noch nicht für gekommen. Er ist fest überzeugt, daß man den Sultan aufklären wird und will zu nichts die Hände bieten, was die Ruhe seines Reiches stören oder die Integrität desselben wankend machen kann.

„Ich habe die Ehre, Ihnen zu wiederholen rc.

„Boghos Jussuff."

„Alexandrien im November 1840.

„Herr Marschall;

„Geehrt durch die Güte Sr. Hoheit des Vicekönigs, meines erhabenen Gebieters, der mir zuweilen erlaubt, in seinem Staatsrathe zu erscheinen und dort meine Meinung offen zu sagen, nehme ich mir die Freiheit, Herr Marschall, diesen Privatbrief an Sie zu schreiben, in welchem ich den Beistand Ihrer Einsicht erbitte, um zur gehörigen Zeit und am passenden Ort im wahren Interesse Dessen zu handeln, den Sie ihren Freund nennen und den ich als meinen Herrn und Wohlthäter verehre, dem ich mein ganzes Sein, als eine schwache Vergeltung für Alles was ich seinem Zutrauen verdanke, gewidmet habe.

„Sie haben den Orient durchreist, Herr Marschall, und Sie haben über das Bestehende, über das, was die Integrität des ottomanischen Reichs ausmacht, urtheilen können. Sie kennen die Verhandlungen, die in der gegenwärtigen Frage stattgefunden haben, sowie die erhabenen Gesinnungen Sr. Hoheit des Vicekönigs vollständig und genau; Sie haben in Ihrem letzten Briefe die Würde und den Verstand, die ihn bei seinen unter schwierigen Umständen gefaßten Entschließungen geleitet haben, beifällig anerkannt. Sie wissen, daß Se. Hoheit gern um die Vermittelung aller Mächte, denen um die Erhaltung des Friedens zu thun sein muß, nachgesucht haben würde, und daß Frankreich, das von dem Tractate vom 15. Juli ausgeschlossen war, nothwen-

digerweise die einzige der hohen Mächte war, der die Vermittelung zufiel, dies mit um so mehr Grund, als es immer Rathschläge zum Frieden gegeben hatte, trotzdem daß es sich enthielt, an den vorgeschlagenen und später angenommenen Maßregeln gegen Aegypten sich zu betheiligen.

„Nichtsdestoweniger durfte ich, da ich die Sendung des Herrn von Brunnow unter einem Gesichtspunkt betrachtete, bei welchem die ägyptische Frage nur in zweiter Reihe stand, die Hoffnung hegen, daß die übrigen Cabinette nicht so feindlich gegen Mehemed Ali gesinnt wären, als das Londoner, obwohl sie wahrscheinlich durch gehässige Berichte aufgereizt wurden. Die hohe Weisheit Sr. Durchlaucht des Fürsten Metternich hat mich immer glauben lassen, daß er nicht aus eigenem Antriebe der erwähnten Convention beigetreten ist, und daß er neue Umstände benutzen wird, um das Gleichgewicht wiederherzustellen, von welchem frühere Umstände ihn abzusehen gezwungen hatten.

„Hierbei wird die Haltung Mehemed Ali's denen, welche bemüht sind, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, vortrefflich zu Statten kommen. Preußen wird allem Anscheine nach dem Impulse des Oberhauptes der europäischen Diplomaten folgen und mit Oesterreich gehen. Frankreich wird, man sage und drucke, was man wolle, in Betracht des Standes der Parteien, die es in seinem Innern hat, und der Fortschritte seiner Industrie, auf keinen Krieg eingehen, als wenn es durch eine absolute Nothwendigkeit gezwungen wird, und dann nur auf eigene Hand. So zähle ich schon drei Cabinette unter fünfen, die zum Frieden geneigt sind.

„Es bleiben dann noch zwei jetzt verbündete Gegner, zwischen welchen das Gleichgewicht herzustellen die andern Mühe haben werden. Rußland wird durch seine Macht und seine Nähe immer einen großen Ein-

fluß auf das ottomanische Reich ausüben. Dieser Einfluß wird ihm jetzt durch England streitig gemacht und beinahe entrissen, das, weil es zu weit entfernt ist, nähere Stellungen einzunehmen sucht, auf Kosten des Sultans, den es zu beschützen vorgiebt, und zum Schaden Dritter. Was auch daraus entstehen mag, Aegypten sollte Rußland nicht unter die Zahl seiner Feinde rechnen. In dieser Ansicht werde ich bestärkt, wenn ich die Augen auf eine Depesche werfe, die die kaiserliche Kanzlei unterm 21. Juni 1839 an den Herrn Grafen von Medem, russischen Generalconsul in Aegypten, gerichtet hat, und die vom Herrn Grafen von Nesselrode unterzeichnet ist. Se. Hoheit der Vicekönig ist in Nichts von dem Willen Sr. Majestät des Kaisers Nikolaus abgewichen, der Wort für Wort in der erwähnten Depesche enthalten ist. Er kann also hoffen, daß Rußland nicht mehr feindlich gegen ihn gesinnt ist, da es nicht suchen wird ihm Schaden zuzufügen, so lange er sich darauf beschränkt, das was er mit Zustimmung seines Oberherrn besitzt, zu vertheidigen.

„Es wird indessen jetzt unerklärlich, daß Rußland, welches keine Beschwerde gegen Mehemed Ali zu erheben hat, durch seine Zustimmung und nöthigenfalls durch die Gewalt seiner Waffen zur Demüthigung des nämlichen Mehemed Ali beitragen und ihm Syrien und das Paschalik oder den District von Adana, den er schon mit Bewilligung seines Souverains besaß, entreißen will, und dies nachdem Mehemed Ali keinen Nutzen aus seiner glücklichen Stellung nach der Schlacht von Nesbi gezogen hat, um das Ende des Streits zu beschleunigen, eben aus Achtung vor den Mächten und zufolge ihrer wohlwollenden Versicherungen.

„Herr Marschall, erlauben Sie mir, wie ich schon gesagt habe, Ihre eigene Einsicht und die Verbindungen mit erlauchten Personen, welche Ihr glänzendes

Verdienst Ihnen verschafft hat, anzurufen, damit ich ausführlich Ihre Meinung über das Benehmen des Cabinets von St. Petersburg und seine Absichten gegen Mehemed Ali und seine Familie erfahre.

„Sie werden mir einen großen Dienst erzeigen, Herr Marschall, wenn Sie mir helfen meine Ansichten über diesen wichtigen Punkt festzustellen, und Sie werden mir die Mittel, mich meinem erhabenen Gebieter nützlich zu machen, erleichtern.

„Einstweilen bitte ich Sie, die große Freiheit, die ich mir bei dieser Gelegenheit nehme, zu entschuldigen; Sie haben mich dazu ermuthigt und werden mich jetzt nicht tadeln. Empfangen Sie schließlich den Ausdruck der Achtung und Ergebenheit, mit denen ich bin ꝛc.

Ich schrieb ihm darauf folgenden Brief.

„25. November 1840.

„Mein Herr;

„Ich erhielt so eben die beiden Briefe, die Sie am 6. November an mich zu schreiben mir die Ehre erzeigten, und ich bitte Sie, dem Vicekönige für das Andenken, das er mir bewahrt, und den Werth, den er auf meine Freundschaft legt, zu danken. Sie ist aufrichtig und verursacht mir in diesem Augenblicke in Folge der traurigen Ereignisse, die in Syrien auf einander folgen, Ereignisse, die außer aller Berechnung lagen und nicht vorausgesehen werden konnten, wahrhaften Kummer. Ich bedaure Mehemed Ali aufrichtig, weniger noch wegen der Unfälle, die er erleidet, als wegen der Umstände, die sie begleiten. Noch niemals hat man eine so desorganisirte Armee gesehen, als es die ägyptische ist, sowohl in moralischer als in materieller Beziehung. Diese Armee, deren Erfolge noch in Aller Gedächtniß sind, muß doch sehr vernachlässigt worden sein, da sie in so kurzer Zeit so verschieden von dem geworden ist, was sie früher war,

und wie ich sie gesehen habe. Ich bin darüber um so mehr betrübt, als diese Ereignisse das Interesse, welches die Freunde des Pascha's in Europa für ihn empfanden, vermindern und ihnen den Mund schließen. Nach meiner Meinung kann der Vicekönig jetzt nichts Besseres thun, als daß er schnell ein Ende macht, und die Anerbietungen, die ihm in diesem Augenblick gemacht werden, annimmt. Die Würde seines Characters kann darunter nicht leiden, weil er der unwiderstehlichen Gewalt der Dinge weicht. Es giebt eine Grenze, die die Vernunft nicht überschreiten darf, und wenn alle Mittel, über die man verfügt, unter den Händen schwinden, muß man Alles vermeiden, was ihre gänzliche Vernichtung beschleunigen kann.

„Es würde mir in Betracht der Unsicherheit der Briefbeförderung schwer werden, Ihnen ausführlich auf die Fragen zu antworten, die Sie mir in Ihrem Privatbriefe vorlegen; soviel aber kann ich Ihnen hier sagen, daß meiner Meinung nach die Aenderung, die in der Politik einiger Mächte in Bezug auf Mehemed Ali eingetreten ist, nicht von feindseligen Gesinnungen gegen ihn herrührt, sondern von Umständen, die ihm fremd sind. Mit einem Worte, es ist nicht der Zweck, sondern die Gelegenheit einer von ihnen befolgten neuen Politik, und ich muß hinzufügen, daß ich doch nicht daran zweifle, daß sie die Erhaltung Mehemed Ali's und seiner Familie in Aegypten aufrichtig wünschen. Die letzten Entscheidungen der Londoner Conferenz, ein Ergebniß ihres Einflusses, sind ein unwiderleglicher Beweis dafür. Aber sie verlangen auch, daß Mehemed Ali bereit ist, sofort einen Strom aufzuhalten, der ihn mit fortreißen zu wollen scheint."

„Alexandrien, 26. December 1840.

„Herr Marschall;

„Der Brief, den Sie am vergangenen 25. No-

ver an mich zu schreiben mir die Ehre erwiesen, hat unsere Ansicht über die Vermuthungen, welche die Fragen vom 6. November motivirten, vollkommen bestätigt, und in diesem Sinne handelte Se. Hoheit ganz nach den Rathschlägen, welche Ihr vorgedachtes Schreiben, das am 15. dieses hier eintraf, enthält. Indirecte Nachrichten besagen, daß man sich anschickt, eine ausgezeichnete Person von Constantinopel nach Alexandrien zu schicken; wir kennen sonach die Entscheidung nicht, die getroffen werden wird, und sind in Erwartung derselben. Wir unsererseits haben nichts mehr zu thun. Se. Hoheit beauftragt mich, Ihnen &c. &c.

„Boghos Jussuff."

Hier meine Antwort auf vorstehenden Brief.

„Wien, 23. Januar 1841.

„Mein Herr;

„Ich habe die Ehre, Ihnen den Empfang des Briefs, den Sie mir am 26. vergangenen Monats zu schreiben die Güte hatten, anzuzeigen. Sie können sich die aufrichtige Theilnahme denken, die ich an dem Unglück genommen, das den Vicekönig betroffen hat, und daß ich gleichzeitig seine Weisheit und Klugheit bewundere. Ein Mann von so überlegenem Geist weiß sich stets dem Gebot der Nothwendigkeit zu unterwerfen. Es hat mich wahrhaft gefreut, zu sehen, daß er sich zuletzt entschied, einen Entschluß zu fassen, den ich als das Mittel des Heils für ihn betrachte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich die Intriguen, deren Schauplatz Constantinopel ist, verdrießen. Indessen glaube ich Ihnen versichern zu können, daß mit Ausnahme Englands die Stimmung der andern Mächte wohlwollend für Mehemed Ali und aufrichtig in ihren Beziehungen mit ihm sind. Ich zweifle also nicht, daß man sich dahin einigen wird, ihn endlich mit der Erbschaft, die man ihm versprochen hat,

zu belehnen. Ich werde mich aufrichtig darüber freuen, und wünsche, daß, wenn einmal die Ruhe wieder hergestellt ist, der Vicekönig darauf bedacht sein wird, die Wunden wieder zu heilen, welche lange Anstrengungen und große Opfer Aegypten geschlagen haben. Dieses herrliche Land verdient, sich eines Wohlstandes zu erfreuen, welchen die von Mehemed Ali begründete Ordnung der Dinge sichert.

„Ich bin dankbar für den Werth, den der Vicekönig auf meinen Rath legt; da die Umstände mich glauben lassen, daß es zweckmäßig ist, ihm solchen zu ertheilen, thue ich es gern, wie ich überhaupt immer mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifen werde, ihm nützlich zu sein. Meine Zuneigung zu ihm wird auch niemals aufhören, dieselbe zu bleiben.

„Genehmigen Sie 2c. 2c.

„Alexandrien, 6. April 1841.

„Herr Marschall;

„Indem ich die Feder ergreife, um an Sie zu schreiben, hätte ich gewünscht, Ihnen etwas Bestimmtes über das Schicksal Aegyptens, an dem sie so viel Antheil nehmen, mittheilen zu können. Dieser Wunsch ist die Ursache, warum ich Ihnen erst heute den Empfang Ihres geehrten Schreibens vom 23. Januar anzeige. Ich werde mich nicht damit aufhalten, Ihnen den Hatischerif, den man Sr. Hoheit Mehemed Ali zugeschickt hat, noch die Art und Weise, wie er denselben aufgenommen hat, auseinanderzusetzen. Ganz Europa kennt ihn jetzt, und Sie werden gewiß die Unmöglichkeit, Bedingungen dieser Art anzunehmen, so wie die Mäßigung, mit der sie zurückgewiesen worden sind, erkannt haben.

„Diese Bedingungen, wenn sie das Werk der Pforte selbst, der Männer des Divans sind, beweisen ihren Unverstand und ihre gänzliche Unbekümmertheit um

das Wohl und Wehe des Reichs. Sind sie von einigen fremden Mächten dictirt oder angerathen, so müssen sie, abgesehen von dem strengen Tadel, der auf die ottomanischen Minister fällt, die Aufmerksamkeit der anderen europäischen Mächte bezüglich des Zwecks und der Mittel, welche gleichmäßig auf die Vernichtung hinzielen, erwecken und ihnen die Frage aufdrängen: Wer hat den Nutzen? wer den Schaden?

„Viele unparteiische Personen wünschten, daß sich eine Gelegenheit darbieten möchte, um die Isolirung Frankreichs in der orientalischen Frage zu beseitigen, eine Isolirung, die nach der Anschauung, welche die französische Regierung durch wahrhafte und leidenschaftlose Berichte ihrer Agenten von der Unabhängigkeit und Integrität des ottomanischen Reichs gewonnen haben kann, ziemlich natürlich ist. Es war unmöglich vorauszusehen, daß sich eine so günstige Gelegenheit zu dieser Annäherung darbieten würde, denn jede Macht, die den Frieden aufrichtig wünscht, wird von den Gründen Frankreichs, sich fern zu halten, überzeugt bleiben und gerade darin ein Motiv erblicken, sich um des Wohles des Orients und ganz Europa's willen Frankreich anzuschließen.

„Aegypten darf viel auf die Stellung rechnen, welche Frankreich eingenommen hat, weil die Thatsachen sehr bald bewiesen haben, daß seine Anschauungsweise die richtigste und diejenige war, die am meisten mit der wahren Lage des Orients übereinstimmte; auch hat es erfahren, daß eine den Umständen angemessenere Politik aus dem Chaos, in das man sich gestürzt hat, hervorgehen wird, daß man nicht das wenige Bestehende Prinzipien aufopfern wird, denen es in dem Lande, wo man sie aufstellen will, an jeder moralischen Stütze fehlt. Es kann jedoch diese Hoffnung bei der Unsicherheit aller menschlichen Dinge getäuscht werden. Alle Mächte sind jetzt außerordentlich gerüstet, ein Funke

kann Alles entzünden, und dann kann nicht Jeder neutral bleiben, der es wohl möchte. Se. Hoheit nimmt seine Zuflucht zu Ihrer Einsicht und Ihrer Erfahrung, Herr Marschall, um ihm den Weg vorzuzeichnen, den Aegypten einzuschlagen hat, nöthigenfalls in einem separaten Billet und unter dem strengsten Geheimniß, was seine Dankbarkeit gegen Sie nur noch erhöhen wird.

„Mehemed Ali hat zu mir gesagt: „Der Mar-„schall hat mich mit dem Titel eines Freundes beehrt, „und die Freundschaft verleugnet sich nicht in schwie-„rigen Zeiten. Schreiben Sie an ihn, und ich bin „gewiß, daß er Mittel finden wird, uns seine guten „Rathschläge zukommen zu lassen."

„Genehmigen Sie ꝛc. ꝛc.

Ich antwortete ihm:

„Mein Herr;

„Ich habe den Brief erhalten, den Sie unterm 6. April an mich zu schreiben mir die Ehre erzeigten. Sie können sich leicht den Schmerz denken, den ich empfand, als ich die neuen Verlegenheiten des Vicekönigs, die Ansprüche, die die Pforte an ihn macht, so wie die nicht eben annehmbaren Bedingungen sah, die sie ihm auflegen wollte. Mehemed Ali hat unter den Umständen, in die man ihn versetzt, den einzigen vernünftigen Entschluß gefaßt und den einzig richtigen Weg gewählt, den er einschlagen konnte. Es giebt keinen vernünftigen Menschen in Europa, der ihn wegen der abschläglichen Antworten, die er gegeben hat, nicht lobte, und er hat dadurch bewiesen, daß er den Willen hat, seinen Verpflichtungen nachzukommen; denn um dies zu können, darf man nur solche Verpflichtungen übernehmen, die man erfüllen kann. Ich glaube daher, daß er in seinem wohlverstandenen Interesse die Haltung die er angenommen hat, behaupten, dem Sul-

tan große Achtung bezeigen, und alle ausführbaren und mit seiner Sicherheit und einer ruhigen Zukunft vereinbaren Bedingungen annehmen wird. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß alle Mächte die wirkliche Erblichkeit in der Familie Mehemed Ali's mit der wirklichen Oberlehnsherrlichkeit des Großherrn wollen. Und wenn die Intriguen in Constantinopel an die Unredlichkeit der ottomanischen Regierung glauben lassen konnten, so gaben die Entscheidungen der Londoner Conferenz gleichzeitig den Beweis von einer ganz anderen Gesinnung. Ich glaube daher, daß, während die im Hattischerif stipulirte Erblichkeit den Intriguen und der Corruption und folglich den Unordnungen ein weites Thor öffnete, da die Conferenz wollte, daß die Erbfolge einfach sein und nach dem Rechte der Erstgeburt stattfinden sollte, die drei Hauptpunkte in den Augen der europäischen Cabinette feststehen: eine Erbfolge nach dem Geburtsrechte, die nur eine erwiesene Unfähigkeit ändern könnte; der Vorbehalt für Mehemed Ali, die Offiziere seiner Armee bis zum Oberstengrade einschließlich zu ernennen; Gewährleistung seiner Sicherheit; ein vorauszubezahlender und auf eine bestimmte Summe festgesetzter Tribut, der einzige Weg, diese Frage abzuschließen, in der eine Controle unmöglich ist, ohne Verwirrung herbeizuführen. Wenn diese drei Punkte, über welche Jedermann einig zu sein scheint, von der Pforte zugestanden werden, muß sich der Vicekönig im übrigen nicht schwierig zeigen, und seine Stellung ist groß und seine Zukunft gesichert. Aber zu gleicher Zeit und für alle Fälle ersuche ich ihn dringend, nichts zu vernachlässigen, um seine Armee und seinen Schatz in gutem Zustande zu erhalten und so viel als möglich das Schicksal seiner Unterthanen zu mildern, denn welches auch die anerkannten Rechte und die gesetzlichen Titel sein mögen, mit denen er bekleidet ist, das sicherste Mittel

ihrer Dauer und ihrer Kraft besteht darin, daß man im Stande ist, ihnen Achtung zu verschaffen.

„Ich hoffe also, daß Mehemed Ali sich bald den Arbeiten im Inneren und den Verbesserungen wird widmen können, die nicht ohne Ruhm und Nutzen für ihn sein werden.

„Empfangen Sie, mein Herr ꝛc.

Bericht über die Schlacht von Nesbi.

„Nesbi, 25. Juni 1839. (14. Rabi el Achar 1211.)

„Herr Marschall:

„Ich erhielt vor meiner Abreise von Saïda das Werk, welches Sie die Güte hatten, mir mit einem Briefe vom Jahre 1837 zu übersenden. Ich vermuthe daß das Werk, welches Sie mir geschickt haben, mir nicht zugekommen ist, sondern daß man ein anderes untergeschoben hat. Ich habe Ew. Excellenz drei oder vier Briefe geschrieben, die alle ohne Antwort geblieben sind. Ich vermuthe daher und habe Grund zu glauben, daß sie Ihnen nicht zugekommen sind. Ich hatte in Saïda für Ew. Excellenz den Bericht über den drusischen Krieg vorbereitet und hatte demselben eine Karte des Landes, das der Schauplatz desselben war, beigefügt; aber ich hatte wegen des Kriegs, der zwischen der Türkei und Aegypten ausgebrochen ist, keine Zeit, ihn zu beendigen. Gestern, am 13. Rabi el Achar (24. Juni 1839) fand die Schlacht zwischen der ägyptischen und türkischen Armee statt. Die letztere wurde vollständig geschlagen und in die Flucht getrieben. Ich habe mein Möglichstes gethan, um die hohe Meinung die Sie in Ihrem Werke über mich ausgesprochen zu rechtfertigen. Da ich glaube, daß einige Details Ihnen Vergnügen machen werden, so folgt hier mit wenigen Worten was geschehen ist. Ich bitte Sie zu entschuldigen wenn die Skizze nicht sorg-

fältig genug ist. Sie ist in aller Eile gemacht worden. Ich hoffe in Saida so glücklich zu sein, Ihnen etwas Sorgfältigeres und Genaueres schicken zu können, und ich werde die Ehre haben, es Ihnen mit dem zu übersenden, was ich schon über den drusischen Krieg geschrieben habe.

„Am 20. Juni kamen wir im Dorfe Mesar, etwa eine Lieue von der türkischen Armee, die beim Dorfe Nesbi lagerte, an.

„Am 21. unternahm ich eine große Recognoscirung über ihre Stellung mit ungefähr funfzehnhundert Beduinen, vier Regimentern Cavalerie und zwei Batterien reitender Artillerie. Während unsere leichten Truppen tiraillirten und die Artillerie einige Kanonenschüsse wechselte, begab ich mich so nahe als möglich an ihre Linien. Ich sah nun, daß ihre Stellung zu stark war, um von vorn oder von der Seite angegriffen zu werden. Ihre Front war im Rücken durch befestigte und mit Artillerie besetzte Anhöhen und vorn durch die Redouten gedeckt, ihr rechter Flügel durch einen ziemlich hohen Berg geschützt, auf welchem in einer Redoute ein Regiment Infanterie und etwas tiefer eine Batterie Artillerie lag, ihr linker Flügel an eine Redoute von bedeutendem Umfange gelehnt, die auf einem steil abfallenden Hügel errichtet war. Der Angriff von vorn war also sehr schwierig, man hätte dabei viel Leute verloren und das gewünschte Resultat nicht erlangt. Ich beschloß auf der Stelle den Feind auf der Linken durch einen Flankenmarsch zu umgehen.

„Wir kamen in der Nacht in's Lager zurück. Die Vorbereitungen wurden getroffen und am Morgen des 22. in aller Frühe brach die Armee das Lager ab und begab sich mit einem Flankenmarsch, in Colonnen, den rechten Flügel an der Spitze, auf den Marsch. Nach einem zehnstündigem Marsche erreichten wir die Brücke von Hordgan. Am Nachmittag zeigten die Türken

einige Bataillone auf unserer linken Flanke. Sofort besetzte ich einen Hügel zu unserer Rechten, wo ich mit zwei Batterien Artillerie und zwei Regimentern Infanterie bataillonsweise in Linie, jedes Bataillon in doppelter Colonne auf das Centrum ployirt, Stellung nahm. Ich schickte ein Regiment Infanterie und ein Regiment Cavalerie nach unsrem linken Flügel ab, um in der Richtung der Flanken des türkischen Corps Stellung zu nehmen. Diese Dispositionen imponirten dem Feinde. Er zog sich zurück und nachdem die Armee ruhig ihren Weg fortgesetzt hatte, nahm sie Stellung auf dem linken Ufer des Flusses.

„In der Nacht vom 23. zum 24., etwa gegen Mitternacht, führte der Feind zwei Batterien Haubitzen gegen unsere Linke auf und warf ungefähr zweihundertfunfzig Granaten in's Lager. Es entstand einige Unordnung, einem meiner Adjutanten wurde das Pferd von einem Granatsplitter blessirt und wir hatten sieben bis acht Todte und etwa dreißig Verwundete. Der Feind schien die Richtung meines Zeltes ausfindig gemacht zu haben, denn die Mehrzahl der Granaten schlug um mich her ein. Sogleich begab ich mich zu den Vorposten, und ihr Feuer wurde bald durch ein Lauffeuer unsrer Artillerie zum Schweigen gebracht, die ich, um nicht überrumpelt zu werden, Abends vorher zu diesem Zwecke um das ganze Lager herum aufgestellt hatte. Wie ich später erfuhr, wurden ihnen mehrere Kanoniere getödtet und verwundet und sie zogen sich, Infanterie, Cavalerie und Artillerie, in Unordnung in ihr Lager zurück. Währenddem hatte ich die ganze Armee zu den Waffen greifen lassen. Bei meiner Zurückkunft ging Jeder wieder an seinen Posten, und wir erwarteten den Tag. Kaum war er angebrochen, so setzte sich die Armee in Marsch, immer in Colonnenlinien, indem die erste Linie die erste Colonne bildete und divisionsweise in ganzen Distancen marschirte, die zweite Linie

als zweite Colonne bataillonsweise in doppelten Colonnen im Centrum und mit Deployirungs-Intervallen, die dritte Linie, die Reserve, als dritte Colonne bataillonsweise in doppelten Colonnen mit Intervallen von zwei Divisionen zwischen den Bataillonen marschirend. Sechs Regimenter Cavalerie marschirten regimentsweise in geschlossener Colonne voraus und in der Richtung der dritten Linie, zwei Regimenter Cavalerie in der Arrièregarde. Zuerst marschirte ich einige tausend Schritt in einer mit der türkischen Schlachtlinie fast perpendiculären Richtung, in der Meinung daß sie vielleicht in die Ebene debouchiren würden, um die Schlacht im offenen Felde anzunehmen.

„Da ich sah, daß sie keine Bewegung machten, führte ich eine Schwenkung nach links aus und marschirte parallel mit ihrer Linie fast zweitausend Schritt weit, immer Achtung gebend, ob sie einige Vorkehrungen träfen, um dem entsprechend zu manövriren. Nachdem ich mich unzweifelhaft überzeugt hatte, daß es ihre Absicht war, die Schlacht auf der Stelle, wo sie sich befanden, anzunehmen, schwenkte ich nach links ab und dirigirte mich nach einem Hügel, der in gleicher Linie mit ihrem rechten Flügel lag. Ich hatte die Absicht, mit meinem rechten Flügel anzugreifen, mein Centrum und meinen linken Flügel aber nicht in's Gefecht kommen zu lassen. In Folge dessen dirigirte ich mich schräg gegen ihre Schlachtlinie. Mein Zweck war, im Falle ich mit dem rechten Flügel nicht reussirte, denselben unter dem Schutze meiner Cavalerie zu behalten, und mit meinem linken Flügel und meinem Centrum anzugreifen.

„Die Armee stellte sich, nachdem sie auf vierhundert Schritt vom Hügel angekommen war, in Schlachtordnung auf, die zweite und dritte Linie mit einer Flankenschwenkung nach rechts, um Front gegen die Brücke zu machen, die Cavalerie mit regimentsweisen Schwenkungen nach links. Während die Armee diese verschie-

denen Bewegungen ausführte, ließ ich sofort den Hügel, den Schlüssel des Schlachtfeldes, mit einer Batterie von schwerem Kaliber besetzen. Die Türken, welche die Wichtigkeit dieser Position einsahen, eröffneten ihr Artilleriefeuer, was mich aber nicht hinderte, die Stellung der Batterie zu sichern und den Kanonieren die Richtung, in der sie feuern sollten, selbst anzugeben. Ich ging dann wieder zum rechten Flügel hinunter und befahl der Artillerie vorzugehen und ihr Feuer zu eröffnen. Zwei Regimenter Infanterie und vier Regimenter Cavalerie wurden auf unsere äußerste Rechte geschickt, um meine Bewegung zu decken, und das Musketen- und Kanonenfeuer begann auf diesem Punkte von allen Seiten. Es entstand ein augenblickliches Zaudern und unsere Truppen wurden auf dem rechten Flügel momentan zurückgedrängt. Wir hielten uns jedoch gut, und der türkische linke Flügel wurde gezwungen, sich zurückzuziehen. Als ich diese Bewegung bemerkte, benutzte ich sie, um meinen ganzen rechten Flügel vorzuschieben, und gab auf der Stelle dem Centrum und dem linken Flügel Befehl, in die Schlachtlinie einzurücken und ihr Feuer zu eröffnen. Die türkische Armee konnte diesen aufeinanderfolgenden Angriffen, die mit vorzüglichem Ensemble ausgeführt wurden, nicht widerstehen und zog sich in ihr erstes Lager zurück. Sie wurde von der ersten Linie unserer Artillerie und von der ersten und zweiten Linie der Infanterie verfolgt; die dritte Linie Infanterie und Reserveartillerie nahm Stellung auf den Höhen, die das türkische Lager umgaben. In diesem Augenblicke wurde die türkische Armee völlig in die Flucht geschlagen. Es war ein schöner und ruhmvoller Sieg, aber einer der blutigsten, die ich erlebt habe. Ich für meinen Theil litt nur an großer Ermüdung, an weiter aber nichts; einer meiner Adjutanten wurde in dem Augenblick, wo ich mich mit meinem ganzen rechten Flügel auf den Feind warf, von einer Kanonen-

kugel zerrissen, einem andern wurde sein Pferd getödtet. Wir hatten im Lager hundertvierundvierzig Stück Kanonen mit ihren Caissons und fünfunddreißig Geschütze von schwerem Caliber in den Redouten von Biredjek, welche die Türken verlassen hatten, sämmtliche Zelte, von dem Hafer Pascha's bis zu dem des letzten Soldaten, Waffen, Werkzeuge, Schaufeln, Hacken x. x. achtzehn- bis zwanzigtausend Flinten erbeutet und zwölf- bis funfzehntausend Gefangene gemacht, die auf der Stelle nach den Orten, die sie wählten, entweder nach Hause oder anderswohin geschickt wurden. Am Abend nach der Schlacht überbrachten mir die Regimenter die Fahnen, die sie dem Feinde abgenommen hatten, und ich verhehle Ihnen nicht, Excellenz, daß ich mich ein wenig stolz fühlte, als ich von diesen ruhmvollen Trophäen umgeben war.

„Genehmigen Sie x. x.

„Soliman.“

Anmerkung. Die Durchlesung dieses Berichts und die Ansicht des beigelegten Plans giebt einen hinreichenden Beweis von der beispiellosen Dummheit des Generals der türkischen Armee. Die türkische Armee steht in einer starken Stellung, die durch gedeckte Batterien und Erhöhungen noch verbessert worden ist. Sie hat einen Fluß gegenüber, dessen Ufer steil sind, und den man nur auf einer Brücke in der Nähe ihres linken Flügels überschreiten kann, und der von einem Plateau beherrscht wird, das auf demselben Ufer liegt, und sie läßt die ägyptische Armee sich frei bewegen, ohne zu versuchen, sie aufzuhalten, und ohne sie anzugreifen, als sie getheilt ist. Hätte der türkische General, als er die entschiedene Bewegung der ganzen feindlichen Armee, um seinen linken Flügel zu umgehen, bemerkte, eine Division zur Vertheidigung der Brücke abgeschickt, so würde er den Operationen eine neue Wendung gegeben

haben; oder wenn er, nachdem er die Hälfte der Armee über den Fluß hatte gehen lassen, sie mit allen seinen Truppen angegriffen hätte, so würde er sie vernichtet haben. Anstatt dessen läßt er die ägyptische Armee zwei Tage lang ihn umgehen und sich in Schlachtlinie aufstellen, und das nicht mehr seitwärts von ihm sondern parallel mit seiner Front und in seinem Rücken, so daß er, um eine Schlacht zu liefern, eine halbe Wendung machen muß. Man begreift nicht, wie ein Mensch sich solchen Berechnungen hingeben konnte. Soliman Pascha operirte seinerseits mit großer Unvorsichtigkeit; er mußte eigentlich dabei untergehen. Allerdings mußte er den Feind umgehen; aber er hatte dabei zwei Vorsichtsmaßregeln zu beobachten: 1) mußte er seine Bewegung weiter entfernt von der türkischen Armee vornehmen so daß er den Hohlweg in größerer Distanz passirte und in parallelen, zum Debouchiren bereiten Kolonnen gegen sie anrückte. 2) mußte er sich perpendikulär mit der feindlichen Front entwickeln, um die Türken zu zwingen, eine neue Schlachtlinie einzunehmen und um sich für den Fall, daß er geschlagen würde, freien Rückzug zu sichern; denn in diesem Falle und nach dieser seltsamen Bewegung würde eine Schlappe sein Verderben gewesen sein.

Siebenundzwanzigstes Buch.

1841.

Ich ergreife die Feder wieder, um noch einige Erinnerungen aufzuzeichnen. — Herr von Sainte-Aulaire verläßt Wien. — Würdigung seines Characters. — Seine Familie. — Seine Verlegenheiten. — Anekdoten. — Ich entschließe mich, meinen Aufenthalt in Venedig zu nehmen. — Der Herzog von Bordeaux. — Venedig. — Der St. Marcusplatz. — Betrachtungen über die verschiedenen Phasen der Macht Venedigs. — Die Gesellschaft von Venedig. — Gemälde. — Die Murazzi. — Chioggia. Die Etsch. — Deiche. — Der Po. — Bologna. — Gemälde. — Florenz. — Bilder. — Genua.

Das Jahr 1841 brachte eine schmerzliche Veränderung in meine Lage. Der Graf von Saint-Aulaire, seit fast acht Jahren französischer Gesandter in Oesterreich, bat um seine Zurückberufung und um eine andre Anstellung. Da ich eng mit ihm befreundet war und seine ganze Familie liebte, war sein Haus für mich eine zweite Heimath geworden, und ich vergaß dort oft die Leiden der Verbannung.

Niemand eignete sich besser als der Graf Sainte-Aulaire für die österreichische Gesandtschaft. Die verdiente Achtung, die man ihm zollte, seine Bildung und seine hohe Geburt sicherten ihm jede Art von Erfolg. Die Zuneigung der höchsten Stände Wiens, soweit sie fähig sind, solche zu empfinden (denn wenn sie auch oft den Schein der Freundschaft annehmen, be-

merkt man doch bald, daß diese eben nur äußerer Schein ist) schienen ihm gesichert; aber wegen der großen Entfernung Frankreichs konnte er nur selten eine Reise nach Paris machen. Die immer zunehmende Einförmigkeit des Lebens in Wien, die geringe Sympathie, die er stets im Salon des Staatskanzlers gefunden, nicht von Seiten des Fürsten Metternich selbst, der ihm sehr zugethan war, sondern von Seiten der Fürstin, endlich die Hoffnung, nach London gesandt zu werden, wo das geistige Leben mehr seinen Fähigkeiten und seinen Neigungen entsprach, dies waren die Gründe, die ihn bestimmten, um seine Versetzung zu bitten. Ueberdies wurden täglich zwischen Frankreich und England die schwierigsten und wichtigsten Angelegenheiten verhandelt, und er wäre der Vermittler derselben geworden. Solche Gründe waren zu triftig, als daß ich sein Verfahren nicht hätte in der Ordnung finden sollen; aber so sehr ich mich über seine Erfolge seinetwegen freute, so mußte ich sie doch meinetwegen bedauern.

Herr von Sainte-Aulaire war unter den ungünstigsten und widerwärtigsten Auspicien nach Wien gekommen. Der Haß gegen die Julirevolution herrschte damals in seiner ganzen Heftigkeit im Geiste der Wiener Aristokratie. Daher hatte er denn auch große Hindernisse zu überwinden. Das Mittel, das er anwendete, um sie zu besiegen, war eine große Artigkeit, eine ernste Würde, eine große Zurückhaltung und ein sehr anständiges Haus. Er war zuvorkommend gegen die Gesellschaft und nahm bereitwillig an, was ihm dargeboten wurde, ohne jedoch das mindeste Verlangen zu zeigen, mit irgend Jemandem in ein intimes Verhältniß zu treten. Den größten Theil seiner Zeit verbrachte er im Kreise seiner Familie. Uebrigens konnte es ihm nicht schwer ankommen, sich darauf zu beschränken, denn seine Familie, die sehr zahlreich war, bildete die angenehmste Gesellschaft.

Frau von Sainte-Aulaire, das Haupt derselben, ist sicherlich eine der ausgezeichnetsten Frauen, die je existirt haben, von liebenswürdiger Anmuth, von hochgebildetem Geiste, ohne Pedanterie, und im Besitz eines ebenso edlen Herzens, als ihr Gatte. Sie war von drei Töchtern umgeben, die unter ihren Augen erzogen und ihrer würdig sind. Erst eine war damals verheirathet. Sie war mit dem Baron von Langsdorff, erstem Gesandtschaftssekretär, einem Manne von hervorragendem Geiste und großer diplomatischer Befähigung, vermählt. Außerdem hatte die Gräfin ihren Sohn, den Marquis von Sainte-Aulaire, zweiten Gesandtschaftssekretär, einen biedern, gebildeten, talentvollen Mann, einen der achtungswerthesten Menschen, die ich je kennen gelernt habe, bei sich. Niemand hat mir je ein größeres Zutrauen eingeflößt, und es giebt kein Geheimniß, kein Interesse, das ich ihm nicht anvertraute, überzeugt, daß er es nie mißbrauchen würde. Endlich darf ich bei der Erinnerung an diese edle Familie die Marquise von Sainte-Aulaire, geborne d'Estourmel, eine Frau von vielem Geiste, nicht gerade schön, aber von vortrefflichem Character und würdig, ein Glied dieses herrlichen Kreises zu sein, nicht vergessen.

Es ist begreiflich, daß bei einem solchen Stützpunkt, bei einer solchen Basis, Herr von Sainte-Aulaire, die Langweiligkeit Wiens während eines Zeitraums von acht Jahren überwinden konnte, und daß ich, als ich in diesen Familienzirkel zugelassen und völlig in denselben aufgenommen worden war, dort großen Trost fand.

Herr von Sainte-Aulaire besitzt den feinen Tact, der einem Manne von guter Geburt und edlem Herzen eigen ist. Ich werde ihn mit zwei Federstrichen schildern, indem ich die Worte anführe, die er gegen mich äußerte, als wir uns das erste Mal nach seiner Ankunft in Wien begegneten. Ich hatte ihn

schon in Paris in Gesellschaft gesehen und kannte ihn; aber ich hatte noch nicht auf vertrautem Fuße mit ihm gestanden. Dennoch sagte er sogleich zu mir: „In unsern künftigen Beziehungen, mein lieber Marschall, werde ich alles das sein, was Sie wollen, und nur das, was Sie wollen.“ Diese einfache Redensart sagt genug und bedarf keines Commentars.

Herr von Sainte-Aulaire wurde mehr als einmal durch die unbesonnenen Reden und die sonderbaren Launen der Fürstin Metternich in große Verlegenheiten gesetzt. Bei einem weniger gelassenen Manne hätten sehr ernste Folgen daraus entstehen können. Er verstand es jedoch, ihnen, ohne die Grenzen der Mäßigung zu überschreiten, ein Ziel zu setzen und der Fürstin eine Lection zu geben, die sie schwerlich je vergessen haben wird. Bei einer Fête trug die Fürstin Metternich, strahlend von Schönheit, Jugend und Geschmeide, ein kostbares Diadem von Diamanten, und der Gesandte machte ihr mit seiner etwas verjährten Galanterie sein Compliment über diesen werthvollen Schmuck. Die Fürstin antwortete ihm auf brutale Weise: „Dieses ist wenigstens nicht gestohlen!“ Es sollte das eine Anspielung auf die Usurpation Ludwig Philipp's sein. Diese Aeußerung, die sie mehreren Personen mit eitler Selbstzufriedenheit mittheilte, wurde Gegenstand des allgemeinen Gesprächs. Aber Herr von Sainte-Aulaire nahm die Sache ernst, und bat am andern Tage den Fürsten Metternich schriftlich um eine Audienz, bei der die Fürstin zugegen sein sollte. Er sprach sich hier mit Artigkeit, aber deutlich und energisch aus, setzte ihnen die unangenehmen Folgen, die aus dem Unrecht, dessen die Fürstin sich täglich schuldig machte, entstehen könnten, auseinander und sagte, daß er sie dafür verantwortlich mache. Zugleich bemerkte er ihr, daß, da er keineswegs gemeint sei, solche Demüthigungen hinzunehmen, welche zurückzuweisen seine

Pflicht und seine Würde ihm geböten, er künftighin ihre Ausfälle mit derselben Genauigkeit nach Frankreich berichten werde, als er bis jetzt bemüht gewesen sei, sie zu verschweigen und sie mit einem Schleier zu bedecken. Die Fürstin grollte ihm wegen dieser harten Lection, aber sie benutzte dieselbe. Von diesem Augenblick an hielt sie sich ihm gegenüber in den Grenzen der Schicklichkeit. Er seinerseits vermied alle Annäherung, die eine gefährliche Vertraulichkeit hätte herbeiführen können, ohne jedoch die mindeste Bitterkeit zu zeigen. Die einzige Strafe, die er ihr später zu Theil werden ließ, war die, daß er ihr ungeachtet ihrer Bitten sein Portrait verweigerte, das sie gern für ihre Sammlung haben wollte, die aus den Bildnissen aller bedeutenden Persönlichkeiten der damaligen Zeit, sowie derjenigen bestand, die ihre gewöhnliche Gesellschaft bildeten.

Bei dieser Gelegenheit will ich einen sehr hübschen Scherz erzählen, den Herr Lamb, der englische Gesandte, der Fürstin spielte, um ihr ebenfalls eine Lection zu geben.

Das Bündniß zwischen Frankreich und England hatte der Fürstin Metternich einen gleich heftigen Zorn gegen beide Länder eingeflößt. Da sie für die Interessen Karl's V. in Spanien Partei genommen hatte, versetzte sie die Aufhebung der Belagerung von Bilbao in Wuth. Sie sprach sich in meiner Gegenwart vor dreißig Personen mit außerordentlicher Heftigkeit darüber aus. Unter andern entschlüpfte ihr die Aeußerung: „Ich möchte Lamb hängen sehen, und ich würde ihn an den Beinen ziehen." Die Bemerkung konnte nicht verschwiegen bleiben und Lamb erfuhr sie.

Einige Zeit darauf bat die Fürstin auch ihn um sein Portrait für ihre Sammlung, und der Gesandte versprach es ihr. Aber anstatt es ihr in der bestimmten Größe zu bringen, und sie zu bitten, es in ein Album zu legen, schickte er ihr ein großes Portrait in

Bleistiftzeichnung mit einem Rahmen und bemerkte dabei, er habe diese Größe gewählt, um ihr das Vergnügen zu verschaffen ihn aufhängen zu können.

Da Herr von Sainte-Aulaire Wien verließ, entschloß ich mich, meinen Aufenthalt in einem milderen Klima zu nehmen, und wählte Venedig. Aber meine Abreise wurde um einige Tage durch die Ankunft des Herzogs von Bordeaux verzögert, der nach dem schrecklichen Unfall, den er im Laufe des Sommers erlitten hatte, glaubte, daß er in der Wiedergenesung weit genug vorgeschritten sei, um sich nach Görz begeben zu können. Aber in Wien angekommen, hielten ihn neue Leiden einen großen Theil des Winters zurück. Ich fand in ihm eine ruhige Stimmung, vielseitige Kenntnisse, Mäßigung, ein gutes Herz und die geistige Regsamkeit, welche der Jugend wohl ansteht. Es war mir ein großes Vergnügen, ihn wiederzusehen und mich lange mit ihm zu unterhalten. Es betrübte mich aufrichtig, daß meine persönlichen Arrangements mich zur Abreise zwangen und mich hinderten, die Annehmlichkeiten seines Umgangs länger zu genießen.

Ich machte mich auf den Weg und reiste am 2. November 1841 von Wien nach Venedig ab, wo ich am 6. ankam. Eine angenehme Wohnung am großen Canal war für mich in Bereitschaft gebracht. Ich hatte den Winter in Wien gelassen und fand den wärmsten und köstlichsten. Herbst. Man fühlt sich wie neu geboren, wenn man in so wenigen Augenblicken aus einem strengen Klima in eine so milde Temperatur versetzt wird. Ich war oft durch Venedig gekommen, aber mein Aufenthalt hatte nie länger als eine Woche gedauert. Ein angenehmes Gefühl hatte jedesmal meine Ankunft begleitet, wenn ich diese herrliche Stadt sah, die mitten unter ihren Trümmern noch so schön ist, wie viel sie auch von dem Glanze und der Pracht, die

sie berühmt gemacht, verloren haben mag. Aber man lernt eine Stadt nur kennen, wenn man sich längere Zeit darin aufhält. Für's Erste erfordert schon das Studium des Materiellen allein eine gewisse Zeit, um das was man sieht, dem Geiste einzuprägen. In Venedig hat die Kunst einen originellen und markirten Character. Die Bauart der Paläste ist gleichsam die Dolmetscherin der Geschichte dieser Königin des Mittelalters. Man muß nothwendiger Weise die Annalen der Republik studiren, während man ihre Denkmäler bewundert. Hier steht Alles in innigem Zusammenhang mit einander und das ist für einen ernsten Geist nicht der kleinste Reiz Venedigs. Es ist hier wie in Rom: man findet die Spuren der Sitten der verschiedenen Zeitalter in den Palästen und den Ruinen, die man vor Augen hat.

Der Platz und die Kirche des heiligen Marcus erhielten mit Recht meinen ersten Besuch. Welche schöne Harmonie und welche Eleganz bemerkt man hier an allen Gebäuden! Welcher Reichthum des Materials und welcher Geschmack in den geringsten Verzierungen! Die Venetianer haben sich den byzantinischen Styl zum Vorbilde genommen; aber sie haben sich ihn zu eigen gemacht. Obgleich er der byzantinische heißt, so ist er doch in den Details verschieden von diesem. Die St. Marcuskirche ist das Meisterstück desselben; je länger man sie studirt, desto mehr bewundert man sie. Ihr Umfang hat nichts Großartiges; sie war nicht die Kirche des Patriarchen, sondern nur eine Kapelle des Dogen der erlauchten Republik. Als solche konnte dieses Gebäude keinen größeren Umfang erhalten; aber es enthält die reichsten Verzierungen. Man kann darüber urtheilen, wenn man bedenkt, daß eine Hauptkuppel, umgeben von acht kleinern Kuppeln, sein Dach bildet. Alle sind, sowie die Wände der Kirche durchaus mit schönen Mosaikarbeiten, welche religiöse Gegenstände darstellen, be-

kleidet. Die reichsten Vergoldungen sind überall mit diesen Schöpfungen der Kunst vermischt. Die sehr geschickt vertheilte Lichtwirkung bringt wundervolle Effecte hervor. Mehr als fünfhundert Säulen von grauem Marmor, Porphyr, Serpentin, Jaspis ꝛc. ꝛc. sind in diesem Bauwerke vertheilt. Die Façade, die sehr hoch und von den großartigsten Dimensionen ist, vereinigt, trotz der Verzierungen, mit denen sie überladen ist, die imposanteste Größe mit der zierlichsten Eleganz. Die große Platform über derselben ist mit den berühmten bronzenen Pferden geschmückt, die das launische und veränderliche Kriegsglück bald dahin, bald dorthin geworfen hat. In Griechenland gegossen, und zuerst in Corinth aufgestellt, wurden sie nach Constantinopel transportirt und dann nach der Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer von da nach Venedig gebracht. Zur Zeit unsers Ruhms und unserer Größe kamen sie nach Paris, und nach unserm Unglück und unseren Niederlagen kehrten sie wieder an den Ort zurück, von dem wir sie geholt hatten und wo sie am längsten gewesen waren.

Diese schöne Kirche, eines der prächtigsten Bauwerke Italiens, wurde im 10. Jahrhundert begonnen und erst im 18. beendigt.

Nichts ist interessanter als die verschiedenen Phasen der Macht Venedigs aufzusuchen, die anfangs so schwach und dann viele Jahre so furchtbar war, von der aber nichts mehr geblieben ist als die Erinnerung. Das Unglück der Zeit war die unmittelbare Ursache der Gründung Venedigs. Es war der Ausdruck der Bedürfnisse der Gesellschaft. Einfälle der Barbaren hatten zu verschiedenen Malen den Norden Italiens verheert. Das Bedürfniß der Sicherheit bestimmte einen Theil der Bevölkerung, eine Zuflucht mitten im Wasser zu suchen. Zahlreiche Inseln bedeckten das Binnenmeer, welches die Lagunen bildet, und die Leute, die

sich auf denselben niederließen, konnten in Frieden und unbehelligt von den Feinden leben, denen es an allen Mitteln zur Schifffahrt fehlte. Die gebieterische Stimme der Bedürfnisse zwang diese Bevölkerung, sich einer fortwährenden Schifffahrt zu widmen, die anfangs nur den täglichen Umständen entsprach, bald aber eine sehr große Ausdehnung erlangte, so daß sie eine Quelle des Reichthums wurde und ihnen ihre Unabhängigkeit sicherte.

Die Folge dieser Verhältnisse war, daß der Geist dieses neuen Volks zu gleicher Zeit seemännisch, kriegerisch und handeltreibend wurde. Die Sorge für die gemeinschaftliche Sicherheit knüpfte engere Beziehungen zwischen den auf den verschiedenen Inseln zerstreuten Fractionen. Es bestand aus einem Verein kleiner getrennter Gesellschaftsgruppen, die aber alle einander gleich waren. Die erste Regierungsform war folglich die demokratische. Aber bald erhoben die nämlichen Individuen, welche für gewöhnlich die nämlichen Stellen bekleideten, ihre Familien in der öffentlichen Meinung durch die factische Ausübung der Gewalt. Daraus entstand ein besonderes Ansehen, das noch durch größern Reichthum erhöht wurde. So kam es, daß der Staat, obgleich nach dem Gesetz demokratisch, thatsächlich aristokratisch wurde, während die Ernennung eines Oberhauptes auf Lebenszeit, das mit einer großen Gewalt bekleidet war, dieses Staatswesen einer Wahlmonarchie, der ein vom Volke gewählter Rath zur Seite stand, sehr nahe brachte. Unter dieser Organisation wurden die größten Dinge ausgeführt, aber mehr als eine Revolution stieß Den vom Throne, der ihn einnahm. Wenn eine solche Ordnung der Dinge länger gedauert hätte, so würde sie unfehlbar die Begründung der erblichen Gewalt eines Einzelnen herbeigeführt haben; aber Peter Gradenigo, der im Jahre 1289 zum Dogen erwählt wurde, constituirte die Aristokratie, indem er das Recht in den großen

Rath gewählt zu werden, auf eine bestimmte Anzahl namentlich bezeichneter Familien beschränkte. Ein Jahrhundert später, im Jahre 1436, nach den Verheerungen der Pest und der Verminderung der Familien, wollte der Gebrauch, daß sämmtliche Mitglieder, aus denen sie bestanden, de jure und ohne Wahl in den großen Rath eintraten, so daß auf ihnen die Souverainetät ruhte. Von diesem Augenblicke an wurde die Regierung auf die festesten Grundlagen basirt, welche die Menschen wählen können.

Diesem großen Ereigniß verdankte Venedig die lange Dauer seiner politischen Existenz. Die Aristokratien tragen Erhaltungsprinzipien in sich, die ihnen ein sehr langes Leben sichern. Wenn im Laufe der Jahrhunderte Revolutionen eintreten, so verjüngen diese sie gewöhnlich nur. Wenn eine erbliche Körperschaft die Souverainetät besitzt, so verbürgen ihr zwei Ursachen die Erhaltung. Zuvörderst gehen allen wichtigen Entschließungen lange vorbereitende Discussionen voraus, welche nothwendig jeden wichtigen Act von allen Seiten beleuchten. Zweitens wird in Folge des großen Interesses, das jeder Einzelne an der Dauer der gesellschaftlichen Organisation hat, und weil er bei einer Veränderung nichts gewinnen würde, er müßte sich denn der höchsten Gewalt bemächtigen, auch der Ehrgeizigste, wenn er auf seine eignen Kräfte angewiesen ist, es vorziehen, das gemeinsame Loos zu theilen und seine Anstrengungen darauf beschränken, einen gesetzmäßigen Einfluß auszuüben, den Nichts verbietet. Wenn aber eine Aristokratie von Natur lebensfähig ist, so muß sie auch, um eine große Macht nach Außen ausüben zu können, ihrem Oberhaupte eine große Gewalt übertragen. Das hat sie in Venedig lange Zeit gethan, als die Dogen allmächtig waren. Besonders unter diesem Regime hat die Republik durch ihren Glanz die Welt geblendet und belebt. Als aber eine kleinliche Eifersucht sich der

Gemüther bemächtigte, als Furcht und Argwohn alle Schritte characterisirte, zog die Republik fortan ihre größte Kraft aus ihren geschichtlichen Erinnerungen.

Die Natur ihrer Macht im Mittelalter hatte große Reichthümer geschaffen. Die Schifffahrt stellte häufige Verbindungen mit dem griechischen Reiche her, wohin sich die Civilisation geflüchtet hatte. Dies hatte die Entwickelung der Kenntnisse, die Neigung zu den Wissenschaften und Künsten zur Folge, und Venedig wurde das Prinzip der geistigen Wiedergeburt Italiens. Diese exceptionelle Macht, denn keine andre hatte damals in Europa die Reichthümer und Kenntnisse, die sie besaß, ihre Marine und die Ausdehnung ihrer Verbindungen gaben ihr bald ein Uebergewicht, das sie erst dann verlor, als andere Staaten nach ihrem Beispiele ihre Kräfte entwickelten, und mit ihr die Vortheile theilten, die ihr ausschließlich gehörten. Als sie dieselben im Mittelalter allein besaß, spielte sie eine Rolle, welche an die Englands in unsern Zeiten erinnert. Die Welt steht ohne Zweifel heutzutage auf einer höheren Stufe, aber in Bezug auf die wirkliche Macht der verschiedenen christlichen Nationen war die der Venetianer im Verhältniß vielleicht viel größer als gegenwärtig die Macht Englands ist.

Eine große ausübende Gewalt, die sich auf eine starke erbliche Aristokratie gründet, ist also diejenige sociale Ordnung, welche der Dauer der Regierungen und ihrer äußern Macht am günstigsten ist. Auch aus diesem Gesichtspunkte kann man einen treffenden Vergleich zwischen Venedig und England ziehen; aber hierin fällt Alles zu Gunsten Englands aus. Die englische Aristokratie schafft und erhält die ganze öffentliche Macht. Seine Gesetzgeber haben überdies die Zukunft sehr richtig erkannt, indem sie sich damit beschäftigten, die Mittel zu sichern, um in dieser Aristokratie den Geist, der sie immer beseelen muß, dauernd zu

machen, und indem sie ihr gestatten, unaufhörlich das, was die Kraft des Landes ausmacht, an sich zu ziehen. Sie hat niemals vergessen, daß ihre Interessen, wie die des Staats ihr gebieten, die neuen Berühmtheiten in sich aufzunehmen und Alles an sich zu ziehen was sich in der öffentlichen Meinung erhebt. Sie erhält so beständig heilsame Stützen, verstärkt sich um alle nützlichen Einflüsse, modificirt ihre Grundsätze nach den Zeitverhältnissen und weist nichts zurück, was ihren Glanz erhöhen kann. Da sie Allen offen steht, die gegründeten Anspruch darauf haben, in ihren Kreis aufgenommen zu werden, wird sie von Niemandem gehaßt, sondern ist die Hoffnung Aller.

Etwas ganz Anderes ist es mit einer Macht, die sich auf die Demokratie gründet. Hier ist Alles veränderlich und gebrechlich, Alles ungewiß, Alles schwach. Hat die Regierung große Befugnisse, so bemächtigt sie sich bald einer unbegrenzten Gewalt, unterstützt durch die Ehrgeizigen, die nichts zu verlieren haben, wohl aber Alles gewinnen können, wenn sie sich ihr anschließen. Ist sie schwach, so stürzt sie der geringste Stoß und die Revolution, die sie vernichtet, zieht tausend andere nach sich. Wenn die Aristokratie die Macht, die sie geschaffen hat, stürzt, so wird der sociale Körper nicht in seinen Grundlagen erschüttert, denn sie hat nur einen Namen durch einen andern ersetzt. Combinationen des Interesses sind unter einer beschränkten Zahl von Familien leicht ausführbar. Sie sind jedoch unmöglich, wenn man auf eine verworrene Menge operirt, die einer Unzahl Leidenschaften unterworfen ist, die sich unter einander bekämpfen und nach allen Richtungen durchkreuzen. Die individuellen Bestrebungen führen bei einem solchen Zustande der Dinge bald und nothwendiger Weise zur Anarchie und Vernichtung, oder zur Tyrannei. Es ist mit der moralischen Ordnung, *wie mit der* physischen: die Felsen widerstehen der Ein=

wirkung der Winde, welche den Sand mit Leichtigkeit aufrühren. Die Schweiz hat seit ihrer Erschaffung ihre Form nicht verändert, während Aegypten täglich die Beute der Wüste ist, welche durch den Sturm bewegt wird.

Die Republik Venedig ging unter, weil kein menschliches Werk von ewiger Dauer ist. Sie starb an Alterschwäche. Sie zerfiel in Stücken, weil sie nicht eine der öffentlichen Tugenden, durch die sie sich ehedem so sehr auszeichnete, bewahrt hatte. Sie ging ohne den geringsten Widerstand unter, troß eines aufopfernden Volkes, troß einer treuen Armee, weil sie nicht fortleben wollte. Troß der in der respectiven Ordnung der Staaten Europa's eingetretenen Veränderungen hätte sie noch lange fortbestehen können; aber dann hätte ihre Regierung sich nicht selbst aufgeben dürfen. Ihr Name und die Erinnerungen, die sich daran knüpften, wären allein hinreichend gewesen, und sie hatte positive und materielle Mittel der Macht in den Händen, welche die geringste Voraussicht und nur ein wenig Energie hätten furchtbar machen können.

Niemals fiel eine Macht auf eine erbärmlichere und ihres Ursprungs unwürdigere Weise.

Zu allen Zeiten lag es in der Politik der venetianischen Regierung, die Einwohner Venedigs vollständig von der Politik auszuschließen. Nichts war versäumt worden, um bei ihnen den Hang zu Vergnügungen zu wecken. Dieser Hang hatte eine zügellose Ausdehnung erhalten. Das geheimnißvolle Wesen, welches von Anfang an in der Politik beobachtet wurde, hatte sich auch in die Beziehungen der Liebe eingeschlichen. Das Aufwandsgesetz, welches dieselbe Farbe für die Gondeln vorschrieb, kam dem Geheimniß, das Jedermann über die Gewohnheiten seines Lebens beobachtete, trefflich zu statten. Die Geheimnißthuerei hatte sich so tief in die Sitten eingewurzelt, daß die Masken

drei Monate im Jahre in Gebrauch waren, und Diejenigen, die sie nicht vor dem Gesicht trugen, trugen sie aus Achtung vor der Sitte am Arme. Sie waren zu jeder Zeit des Tages außer dem Hause. Das Leben in Venedig war also ein Leben voll Vergnügungen und Ausschweifungen für Diejenigen, welche die hohen Aemter der Republik nicht bekleideten. Aus diesen durch die Jahrhunderte geheiligten Gewohnheiten war eine große Humanität der Sitten und eine Geselligkeit, die man sonst nirgends fand, entsprungen. Die Folgen davon sind noch heute bemerkbar. Obwohl der Gebrauch der Masken und Dominos aus der Mode ist und man jetzt nicht mehr die Nacht aus dem Tage macht, so findet man doch nirgends in Italien ein sanfteres Volk, eine gastfreiere und zuvorkommendere Gesellschaft und anmuthigere und verführerischere Frauen.

Man kann in Venedig eine Beobachtung machen, die mich oft im Laufe meines Lebens frappirt hat, daß sich nämlich die Sitten von selbst durch die Gewalt der Umstände in welche die Gesellschaft versetzt ist, und durch die Nothwendigkeiten, welche diese mit sich bringen, modificiren. Ich will nicht behaupten, daß die Tugendhaftigkeit in Venedig allgemeiner ist, als anderwärts: aber soviel ist unbestreitbar, daß die Verbrechen dort unendlich seltener und die Meuchelmorde völlig unbekannt sind, obwohl sie so leicht auszuführen wären und sich mit einem dichten und schwer zu durchdringenden Schleier bedecken ließen. Niemals ist ein Attentat gegen die öffentliche Ordnung unternommen worden, trotz der Dunkelheit, welche nothwendig in dieser Menge von kleinen Straßen, die ein wahres Labyrinth bilden (es sind ihrer zweitausendzweihundertfünfzig) und auf den Kanälen herrscht, die den Verbrechern trefflich zu Statten kommen würden, da sie ihnen das Mittel bieten, augenblicklich die Spur ihrer Verbrechen verschwinden zu lassen. Man versetze die Bevölkerung einer andern

Stadt nach Venedig, zum Beispiel die von Mailand, wo man des Nachts nur unter dem Schutze einer Menge von Schildwachen, die so placirt sind, daß eine die andere fast sehen kann, und zahlreicher Patrouillen, die in allen Richtungen marschiren, umhergehen kann, und Venedig wird augenblicklich geradezu unbewohnbar werden.

Ich fand die Gesellschaft Venedigs aus sehr angenehmen Leuten bestehend und ich wurde mit Wohlwollen und Dienstfertigkeit aufgenommen. Ich traf daselbst ausgezeichnete Gelehrte. Sie sind dort gesucht und geehrt. Ein Institut war eben gegründet worden. Die Gelehrten, die in Padua wohnten, dieser zu allen Zeiten den Studien gewidmeten Stadt, hatten an bestimmten Tagen Zusammenkünfte daselbst. Zu denen, die sich eines besonders ausgebreiteten Rufes erfreuten, gehörte Herr Santini, ein berühmter Astronom und Director des Observatoriums. Sehr intim wurde ich mit einem Mathematiker und mit einem Geologen befreundet. Der Erstere, Generaldirector der Brücken- und Straßenbauten, Herr Paleocopa ist ein Mann von tiefem Wissen und von liebenswürdigem, lebhaften und glänzendem Geiste. In der Artillerie- und Ingenieurschule zu Modena erzogen, hatte er im Militärgeniecorps des Königreichs Italien gedient und mit uns an dem letzten Feldzuge des Kaiserreichs Theil genommen. Da er in keiner andern Armee dienen wollte, als in der er seine Laufbahn begonnen hatte, betrat er die Civilcarrière, als das nördliche Italien an Oesterreich zurückfiel. Er fand Gelegenheit, seine Tüchtigkeit zu beweisen und schöne und große Arbeiten auszuführen, die ihm zur größten Ehre gereichen. Unter der Zahl Derer, die meine gewöhnliche Gesellschaft bildeten, befanden sich auch der Sekretär des Instituts, Herr Passini, ein Geolog (seine Kenntnisse sind sehr ausgebreitet und mannichfaltig, seine Thätigkeit

außerordentlich) und ein ausgezeichneter junger Marineoffizier, der mit der Direction des Observatoriums beauftragt war, der Baron von Willersdorf.

So verbrachte ich den Winter sehr angenehm, indem ich meine Zeit zwischen der Bewunderung der Kunstgegenstände, an denen Venedig so reich ist, einer angenehmen Gesellschaft und einem guten Theater theilte, dessen Genuß durch das bewundernswürdige Schauspielhaus della Fenice erhöht wird.

Es würde ohne Interesse sein, in die Details des Lebens, das man in Venedig führt, einzugehen. Ich will mich darauf beschränken zu sagen, daß es das Feuer und die Lebendigkeit, die es ehedem characterisirten, verloren hat. Es ist vielleicht regelmäßiger, als in allen andern Städten Italiens. Die galanten Chroniken gehören jetzt der Vergangenheit an, und obwohl die gegenwärtige Zeit ihnen noch Stoff liefert, so spielen doch die geistigen Genüsse eine große Rolle in den täglichen Vergnügungen.

Die bewundernswürdigen Gemälde, welche die Paläste der Privatleute enthalten, die Akademie der schönen Künste, die Kirchen und die öffentlichen Gebäude können nicht oft genug besucht werden, denn man entdeckt dort unaufhörlich neue Schönheiten. Man erkennt leicht, welcher Rang der venetianischen Schule, deren Character so rein und so wahr und deren Ausdruck so kräftig ist, unter den Künstlerschulen des Mittelalters gebührt. Ebenso kann man auch nicht müde werden, die Gegenstände der Architectur zu betrachten, deren unendliche Mannichfaltigkeit die Monotonie verscheucht, ohne der Schönheit Eintrag zu thun. Hoch über allen diesen Meisterwerken stehen jedoch immer die unsterblichen Werke Palladio's, des vielleicht einzigen Architecten, der in Europa durch seine Bauten an die erinnert, welche das alte Griechenland berühmt gemacht haben. Fünf Monate verflossen mir so in Venedig

auf die angenehmste Weise. Ich ging im Frühjahr von dort weg, um eine angenehme Reise nach Toscana zu machen, wohin mich die Ankunft einer Freundin aus Frankreich, der Gräfin von Damrémont rief, die dahin gereist war, um mich zu sehen und einige Zeit in meiner Gesellschaft zu verleben.

Ich reiste am 12. April von Venedig ab, um mich zuerst nach Bologna zu begeben, und ich benutzte diese Reise, um mir die Murazzi, die Arbeiten von Malamocco und die Mündungen der benachbarten Flüsse, welche für die Provinzen, durch welche sie fließen, so gefährlich sind, genau anzusehen.

Die Lagunen sind durch eine Landzunge von ungleicher Breite vom Meere getrennt. Der südliche Theil derselben besteht aus mehreren Inseln, welche durch die Wasserarme, die die Lagunen mit dem Meere verbinden, gebildet werden, und dieser Theil ist zugleich der schmalste. Die Sicherheit Venedigs hat die Anlage einer künstlichen Schutzwehr nöthig gemacht. Ohne diesen Wall würde der Andrang des Meeres bei stürmischem Wetter und Südwinde die Stadt bald überschwemmen und zerstören.

Die Murazzi sind also zum Schutz und zur Erhaltung angelegt. Sie sind den Bauten ähnlich, die man in Holland zu gleichem Zweck errichtet hat, nur mit dem Unterschiede, daß die letzteren von Erde sind und das Land völlig vom Meere trennen sollen, während jene, die größtentheils von Stein sind, den Eintritt des Wassers aus dem adriatischen Meere in das seichte Binnenmeer, welches die Lagunen bilden, vermindern, reguliren und beschränken sollen.

Aber, wenn auch Venedig gegen die Einwirkung des Wassers geschützt sein muß, so bedarf es doch auch der Verbindung mit dem Meere und wenigstens eine Passage von hinlänglicher Tiefe, um den Ein- und Ausgang der Schiffe von einem gewissen Tiefgange zu

gestatten. Die Bauart der Murazzi ist schön und großartig. Man könnte versucht sein, zu glauben, daß diese Arbeiten aus der ruhmvollen und mächtigen Zeit der Republik herrühren. Dem ist aber nicht so; sie sind vielmehr das Werk einer viel späteren Epoche, das Resultat einer ökonomischen Berechnung. Um das Jahr 1740 wurden sie begonnen. Bis dahin hatte man dem Andrange des Wassers durch hölzerne Kasten, die mit Steinen gefüllt und so dicht neben einander gestellt waren, daß sie einen Damm bildeten und die Wellen brachen, ein Hinderniß entgegengesetzt; da aber das Holz seltener und theurer wurde, dachte man auf einen minder kostspieligen und zugleich dauerhafteren Ersatz, und die Murazzi wurden in Angriff genommen. Obwohl man nicht aufgehört hat, daran zu arbeiten, sind sie doch jetzt noch nicht vollendet. Sie bestehen aus Steinen von bedeutender Größe, welche durch einen Mörtel von Puzzolanerde mit einander verbunden sind. Sie bilden einen Damm mit einem sehr sanften Abhange, der dem Stoße der Wellen leicht widersteht und dem Meere ein unbesiegbares Hinderniß entgegenstellt.

Doch der Einfahrt von Malamocco, welche von Natur die beste war, die für die Bedürfnisse der Schifffahrt nöthige Tiefe zu geben, war eine weit schwierigere Aufgabe. Nach langer Untersuchung und gründlicher Erörterung mit den besten Ingenieuren beschloß man unter der Leitung des Ritters Paleocopa, eines der ausgezeichnetsten Ingenieure Italiens, das so reich an Leuten dieser Art ist, ein System ausführen zu lassen, das in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, beinahe ganz vollendet ist. Die Ansichten, welche früher unser berühmter Ingenieur Prony darüber ausgesprochen, hatten die Oberhand behalten. Die Anschwemmungen in dem Fahrwasser entstehen aus zwei Ursachen, aus der Wirkung von Außen und der von Innen. Um sie

zu beseitigen, hat man einen Damm aufgeführt, der die Passage an eine andere Stelle verlegt, und der gewünschte Erfolg ist dadurch vollständig erreicht worden. Er wurde unter der französischen Herrschaft ausgeführt. Gegenwärtig ist man mit der Ausführung eines äußern mit der Küste parallellaufenden Dammes von 2100 Meter beschäftigt, der den Sand aufhält, welchen die Südströmungen zuführen, und der, indem er die Strömungen, welche bei den Bewegungen der Ebbe und Fluth heftiger werden, bricht, sie zwingt, das Fahrwasser beständig auszuspülen und zu vertiefen, wie es in Frankreich in einigen Häfen des Canals la Manche mittelst der Reinigungsschleußen geschieht. Dieses schöne Werk wird den Hafen von Venedig leicht zugänglich machen. In einigen Jahrhunderten werden sich allerdings die früheren Uebelstände wiederholen, aber dann werden ähnliche Arbeiten dem Uebel von Neuem abhelfen.

Ich besuchte Chioggia, eine kleine Fischerstadt am andern Ende der Lagunen. Ihr Name knüpft sich an eine Zeit großer Unglücksfälle, aber auch an die vielleicht ruhmvollste Zeit der Republik. Auf die Vertheidigung der Stadt selbst beschränkt, wußte sie ihren Feinden Widerstand zu leisten, und als es schien, als sei der Augenblick des Untergangs gekommen, nahm sie eine offensive Haltung an, durch die sie sich befreite und Genua, ihre Nebenbuhlerin, tief demüthigte.

Wenn man aus Chioggia heraustritt, kommt man in eine Gegend, die beständig vom Wasser bedroht, häufig von demselben überschwemmt wird, und ihm gänzlich zur Beute werden würde, wenn nicht fortwährend Arbeiten vorgenommen würden, um sie zu schützen. Es ist interessant, die Uebelstände zu studiren, welche diesen Zustand der Dinge herbeigeführt haben. Die alten Venetianer, deren Sicherheit auf ihrer Entfernung vom festen Lande beruhte, hatten als Grundsatz aufgestellt, daß die Erhaltung der Lagunen das Wichtigste

und Nothwendigste sei. In Folge dessen hatte man die Richtung der Flüsse in der Nähe ihrer Mündungen verändert, so daß dieselben nicht in die Lagunen fielen, und dadurch wurden hier die Anschwemmungen verhindert, welche sie endlich ausgefüllt haben würden. Dieß geschah zuerst mit der Brenta, deren natürliche Richtung mitten in die Lagunen führte. Ihr Lauf wurde verändert und so regulirt, daß sie sich direct in's Meer ergoß. Daraus entsprang aber der Nachtheil, daß der Fall auf eine viel zu große Strecke vertheilt und folglich der Lauf des Flusses zu langsam wurde, so daß das Wasser häufig austrat und das reiche fruchtbare Land in den Zustand der Versumpfung brachte. Dieser Uebelstand wurde noch verschlimmert durch die Vereinigung zweier kleiner Flüsse, des Bacchiglione und des Gorzone, die der Brenta zuströmten und sich ebenfalls durch die Mündung von Brondolo in's Meer ergossen, während ein schiffbarer Kanal die Verbindung zwischen den Lagunen von Chioggia und der Etsch herstellte. Da das Land zwischen dem Bacchiglione und dem Gorzone zum großen Theil überschwemmt war, wurde ein Entwässerungskanal, der Kanal der Cuori genannt, gegraben, um das Wasser in das Bett der vereinigten Flüsse zu leiten. Der Baron Testus unternahm dann die Trockenlegung dieses fünfundsechzigtausend Campi oder vierundzwanzigtausend Hectaren großen Gebiets, von welchem ein Theil bisweilen, ein anderer häufiger überschwemmt wurde, der Rest aber nur aus Morästen bestand. Er berechnete, daß die Anwendung von sechs Dampfmaschinen von einer Stärke von zusammen hundertundzwanzig Pferdekräften dreitausend Kubikmeter Wasser in der Minute ausschöpfen, und daß die Arbeit sonach nicht länger als siebzig bis achtzig Tage dauern würde. Diese Berechnung erwies sich jedoch als vollkommen irrig. Er erlangte nur geringe Wirkungen durch sehr kostspielige Mittel.

Der einfache Verstand scheint folgendes Verfahren an die Hand zu geben. Das Terrain muß durch einen Damm in zwei Theile getheilt werden, nämlich den, der über dem Niveau der Ebbe, und den, der unter demselben liegt; dann wird das Wasser des ersteren vermittelst eines Kanals in das Meer geführt, durch Schleußen, die das Wasser zur Zeit der Ebbe abfließen lassen und die zur Zeit der Fluth geschlossen werden können, um das Eindringen des Meeres zu verhindern, wenn es steigt; die Pumpwerke aber dürfen nur bei dem zweiten Theile angewendet werden, aus dem das Wasser nicht von selbst abfließen kann. Solche Arbeiten sieht man in Holland überall, und ihr System, das der einfachste Verstand eingegeben hat, giebt die befriedigendsten Resultate.

Wir waren am linken Ufer des Gorzone hinauf und dann über diesen Fluß gegangen, um uns an die Etsch zu begeben. Von da kamen wir an den Adigetto, welcher früher ein Ausfluß der Etsch war. Mit dem Tartaro vereinigt, der nahe bei Verona entspringt, und verstärkt durch die Molinella, die durch Castellano bei Mantua fließt, bildet er einen Strom, der den Namen des Canal Blanco annimmt und mit der Etsch in Verbindung steht. Der Kanal geht bis nach Adria, von wo er dem Meere zuströmt, in welches er sich durch einen ehemaligen Arm des Po ergießt, der jetzt vom Flusse getrennt ist und den Namen Po-di-Levante führt.

Wir übernachteten in Adria, einer kleinen hübschen Stadt, die sehr alt und gegenwärtig mehrere Stunden vom Meere entfernt ist, früher aber ein Seehafen war, der dem adriatischen Meere seinen Namen gegeben hat. Ein bemerkenswerther Umstand, der das Gebiet zu beiden Seiten der Etsch beständig gefährdet, ist, daß der Grund des Flußbettes überall zwei bis drei Fuß höher ist als das umliegende Land. Das Wasser steigt zu-

weilen bis auf dreißig Fuß. Man kann sich denken, wie gefahrdrohend diese gewaltige Wassermasse ist, wenn sie in Bewegung kommt!

Dieser Zustand ist dadurch entstanden, daß diese Landstriche zu früh bewohnt und angebaut worden sind. Die Natur hat die Flüsse dazu bestimmt, die Moräste auszutrocknen, indem sie durch Anschwemmungen den Boden erhöhen. Wenn man sich aber entschließt, einen tiefliegenden Landstrich, der von einem Flusse durchschnitten wird, anzubauen, so muß man nothwendiger Weise den Fluß eindämmen, um sein Wasser zusammenzuhalten. In diesem Falle müßte man im Interesse der Zukunft, um derartigen Folgen, wie wir sie hier sehen, vorzubeugen, ein doppeltes Eindämmungssystem anwenden, nämlich zuerst kleinere Dämme aufführen, um den Fluß einzuschließen, und dann in einer gewissen Entfernung große Schutzdämme anlegen, die ihm eine große Fläche offen lassen, um sich ausbreiten zu können, wodurch das Steigen des Wassers beim Anschwellen desselben sehr vermindert werden und auch die Erhöhung des Bodens viel langsamer stattfinden würde, indem dann eine größere Fläche zur Aufnahme der Anschwemmungen vorhanden wäre. Diese Vorsicht aber hat man früher nirgends beobachtet. Es ist dies ein Fehler, den man besonders in Holland begangen hat, wo ganz ähnliche Verhältnisse stattfinden, wie hier. Die Existenz dieser beiden Länder ist jedes Jahr in gleicher Weise durch das Wasser und aus den nämlichen Ursachen bedroht. Dieses schöne Oberitalien war allerdings schon zu einer so barbarischen Zeit bewohnt, daß es nicht zu verwundern ist, wenn man solche Vorsichtsmaßregeln weder getroffen, noch überhaupt an sie gedacht hat. Als die Cultur sich einmal entwickelt hatte, waren die Völker, die an den Ufern des Flusses wohnten, an dieselben gefesselt. Die tägliche Sorge für ihre Sicherheit hat sie gezwungen, jedes

Jahr die Dämme zu erhöhen, in dem Maße als der Grund des Flusses sich erhöhte, und so sind sie geworden, was sie jetzt sind.

Am 12. besuchten wir den Po und sahen uns die Dämme an, die zu dem doppelten Zwecke, die Ufer zu schützen und den Lauf des Flusses im Interesse der Schifffahrt zu reguliren, angelegt sind. Einer dieser steinernen Dämme gleicht durch seine Größe und Stärke dem Molo eines Seehafens. So drohend der Po für die Landschaft ist, denn er steigt sehr hoch, wenn er anschwillt, so ist er doch weniger gefährlich, als die Etsch, weil der Grund seines Bettes überall niedriger ist, als das Niveau des Landes. Wir besuchten die Cavanella, von der ich schon gesprochen habe, das äußerste Ende des Verbindungskanals zwischen Chioggia und dem Po. Es sind hier zwei Schleußen von sieben Fuß Höhe neben einander angebracht. Dieser Kanal dient auch zur Ableitung des Wassers aus dem Bianca-Kanal in den Po, wenn dieser seicht ist, sowie stets zur Schifffahrt in den Po, wie aus demselben. Wenn der Unterschied des Wasserstandes sechs bis sieben Fuß beträgt, vereinigt man beide Schleußen und behandelt sie als eine einzige; ist der Unterschied fünfzehn Fuß, so öffnet man sie eine nach der andern. Weiter unten steht der Bianca-Kanal durch eine andere Schleuße mit dem Canal der Cuori in Verbindung, der den Gorzone mit dem Bacchiglione verbindet. Endlich läßt noch ein letztes Thor die Schiffe in den Kanal von Chioggia gelangen, und so ist die innere Schifffahrt zwischen Venedig und dem Po hergestellt.

Wir kehrten nach Adria zurück, und am 13. besuchte ich die Arbeiten an der Etsch. Ihre Dämme waren durchbrochen worden, und eine große Ueberschwemmung hatte das Land bedeckt, die ein ganzes Dorf mit fortgerissen. Diese Unfälle wiederholen sich leider sehr oft. Nach jedem solchen Unglücke bessert

man die Dämme aus und stellt sie mit noch größerer Sorgfalt wieder her. Um ihnen mehr Festigkeit zu geben, errichtet man sie auf einer Grundlage von Faschinen. Das Wasser dringt in diese ein und setzt einen Schlamm darin ab, der das Eindringen des Wassers in den Damm selbst verhindert, wodurch stets die Dammbrüche entstehen. Man hat oft nur Sand als Material, durch den sich das Wasser leicht einen Weg bahnt. Zuerst bildet sich am Abhange ein Loch, und kurz darauf tritt eine Katastrophe ein.

Nachdem ich diese wichtigen Arbeiten in Augenschein genommen, die man leider sehr oft vornehmen muß, übernachtete ich abermals in Adria. Am andern Morgen brach ich nach Rovigo, Ferrara und Bologna auf. Bei la Mezzola, einer sehr werthvollen Domaine, die dem Papste gehört, ging ich über den Po. Während der französischen Occupation war es ein Nationalgut geworden. Man hatte es einigen Lieferanten gegeben. Mit der Zeit kam es an seinen früheren Besitzer zurück. Nicht weit davon entfernt sind die großen Fischereien von Comacchio. In diesen Fischereien wird die Fischzucht in großem Maßstabe betrieben. Die sehr kleinen Fische werden, kurz nachdem sie ausgekrochen sind, in Netzen mit sehr engen Maschen im Meere gefangen. Man bringt sie sogleich in große durch Dämme vom Meere getrennte Bassins, die aber durch Thüren und Gitter mit demselben in Verbindung stehen. In diesen Bassins läßt man sie mehrere Jahre wachsen. Es ist dies ein Etablissement derselben Art, wie die Thäler der Lagunen, denn so nennt man sie. Diese Thäler sind ihrer siebzig an Zahl und haben zusammen einen Umfang von mehreren Tausend Hectaren. In allen diesen Fischereien und besonders in Comacchio fängt man eine ungeheure Menge Aale, welche eingesalzen werden und zur Verproviantirung der Schiffe dienen. Ein einziges dieser Thäler bringt meines Wissens sei-

nem Eigenthümer mehr als funfzigtausend Franken jährlich ein.

Die Gemälde in der Akademie der schönen Künste sind nicht sehr zahlreich, aber um so werthvoller. Es sind Meisterwerke der größten Meister. Man findet dort viele Carracci's. Eine Sammlung, die in Folge der großen Anzahl und des hohen Werthes ihrer Bilder die Mittel eines Privatmannes zu übersteigen scheint, ist die Galerie des Grafen Zamboccari. Sie besteht aus neunhundert Gemälden, unter denen ein Raphael und mehrere Titiane.

Die Umgebungen von Bologna sind reizend. Eine Menge eleganter Landhäuser und die unmittelbare Nähe von Anhöhen tragen zur Verschönerung der Landschaft bei. Aber Etwas, das einzig in der Welt dasteht, der Campo Santo, verdient allein die Reise eines gebildeten und wißbegierigen Mannes. Nirgends hat man einen solchen Gedanken gehabt, wenigstens hat man ihn nirgend in solcher Großartigkeit ausgeführt. Man hat ein altes Karthäuserkloster dazu benutzt, dessen Kirche man mit besonderer Sorgfalt erhalten und restaurirt hat. Große Swibbogen bilden einen rings herum führenden Porticus. An den Mauern befinden sich die Grabmäler von Privatleuten und die Ueberreste derer, für die sie bestimmt sind. Jedes Grab ist mit einer Nummer versehen und in ein Register eingetragen, so daß man nach Verlauf mehrerer Jahre die Ueberreste, die man anderswohin bringen will, wieder auffinden kann. In dieser Einrichtung liegt eine große Achtung für die Todten, eine moralische Idee, die den Gedanken an das Ende der Tage weniger schmerzlich und traurig macht.

Eine bedeckte Galerie von vier italienischen Meilen Länge stellt eine leichte und zu jeder Zeit benutzbare Verbindung zwischen dem Campo Santo und der Stadt her und giebt Jedem Gelegenheit, Acte der Pietät an

diesen Gräbern zu verrichten. Diese ganze Anlage, ich wiederhole es, die einzig in der Welt dasteht, ehrt die Behörden von Bologna, welche sie gegründet haben und mit der größten Sorgfalt unterhalten. Eine andere bemerkenswerthe Einrichtung in Bologna ist die Verwandlung der Gebäude der alten Universität, die nicht mehr existirt, in eine öffentliche Bibliothek. Nach einem alten Gebrauche ließen Alle, die auf der Universität in Bologna ihre classischen Studien machten, Fremde und Einheimische, ihre Wappen mit ihren Namen auf die Wände der Säle gemalt zurück. Die Zeit hatte alle diese Wappen verwischt, und sie werden gegenwärtig mit der größten Sorgfalt wiederhergestellt. Es sind deren Tausende, und Jeder kann hier Erinnerungen an seine Vorfahren finden. Ueberhaupt ist Bologna durch den patriotischen Sinn seiner Einwohner berühmt.

Eine alte treue Freundin, die Gräfin von Damrémont, hatte mir Rendez-vous in Florenz gegeben und ich reiste dahin, nachdem ich mich zwei Tage in Bologna aufgehalten hatte. Ich habe anderwärts etwas ausführlich von Florenz gesprochen und werde deshalb hier nichts darüber sagen; nur wiederholen will ich, daß es zu der Zahl der bevorzugten Städte gehört, die man immer mit demselben Vergnügen wiedersieht. Die Künste stehen dort höher als irgend anderswo in Ehren und werden mit vielem Geschmack und Erfolg gepflegt. Frau von Damrémont, die eine große Kunstfreundin ist und in der Betrachtung von Kunstwerken mehr Genuß findet als ein Andrer, hatte ein klares Urtheil über das was sie sah, bildete das meinige und erklärte mir meine eignen Gefühle. Man darf Kunstgegenstände von großer Schönheit nicht allein sehen. Man kann nur dann ein richtiges Urtheil fällen, wenn man seine Wahrnehmungen Andern mittheilen, sich gegenseitig durch die Kritik aufklären und seine vernünftige Bewunderung motiviren kann.

Die Gemäldesammlung, welche der Palast Pitti und die Ufficii enthalten, besteht aus so vielen Meisterwerken, daß sie ohne Zweifel eine Galerie bildet, die einzig in der Welt dasteht. Aber man kann auch die Einrichtungen, welche getroffen worden sind, um diese Wunderwerke gebührend zur Geltung zu bringen, nicht genug bewundern. Man sieht, daß man in Toscana den schönen Künsten einen wahren Cultus weiht. Die neue Malerschule scheint jedoch heutzutage in Florenz abgestorben zu sein. Die Bildhauerei ist an deren Stelle getreten, und diese wird dort, wie in ganz Italien, mit weit größerem Erfolge gepflegt. Bartolini ist der größte Bildhauer der Neuzeit. Ich stelle ihn höher als Canova. Seine Werke haben mehr Wahrheit und ihre Einfachheit ist naturgemäßer. Die Wahrheit darin ist weniger gesucht als bei seinen Vorgängern. Nichts ist schöner als die Statue des Astyanax, wenn er sie jemals vollendet, denn dies hält bei ihm schwer.

Nach einem zweimonatlichen Aufenthalt voller Annehmlichkeiten, welche durch den Genuß einer innigen Freundschaft noch erhöht wurden, begab ich mich nach Genua, wohin mich ebenfalls alte Zuneigungen riefen. Ich besuchte Livorno, Lucca und die östliche Küste von Genua, die ich noch nie bereist hatte. Der Staat Lucca schien mir reizend. Er ist der Typus jener kleinen Fürstenthümer, welche die Fürsten der mühevollen Regierungssorgen überheben und ihnen die wahren Lebensgenüsse gestatten, welche der Besitz eines schönen unabhängigen Eigenthums zu bieten vermag. Es ist ein herrliches Land, in welchem man die Nähe des Meeres, eine schöne Stadt, einen schönen Palast, der früher mit kostbaren Gemälden angefüllt war, einen prächtigen Wald, Heilquellen, zu denen man von allen Seiten herbeiströmt, und eine intelligente und geistvolle Bevölkerung findet. Ein gebildeter und von der Liebe zu den Wissenschaften beseelter

Herzog von Lucca könnte sein Leben in einem idealen Glücke hinbringen; aber er müßte Etwas durch sich selbst sein und seine Existenz auf das Bewußtsein glücklich angewendeter Fähigkeiten basiren können.

Ich setzte meine Reise durch die so berühmte Riviera di Levante fort, die man naturgemäß mit der Riviera di Ponente vergleicht. Es findet jedoch keine Aehnlichkeit zwischen beiden statt. Die Riviera di Levante, bedeckt mit reichen und bevölkerten Städten, vortrefflich angebaut und handeltreibend, ist etwas ganz Anderes, als jene, die noch wild und nur sehr spärlich bewohnt ist. Aber eine treffliche militärische Lokalität macht ihren Besitz werthvoll. Der Meerbusen von Spezzia, einer der schönsten der Welt wegen seines Umfangs und der Sicherheit, die er den Schiffen gegen die Seewinde gewährt. Eine sehr reichlich sprudelnde Süßwasserquelle, ein natürlicher artesischer Brunnen von der größten Stärke, gestattet einer ganzen Flotte, binnen wenigen Minuten Wasser einzunehmen. Zu diesen Vortheilen kommt dann noch seine leichte Ein- und Ausfahrt und seine Lage am Mittelpunkte der Küste von Italien. Große Arbeiten, die Napoleon beabsichtigte, sollten daraus unsern wichtigsten Kriegshafen auf diesem Theile der Küsten des mittelländischen Meeres machen, und er wollte ihn gegen jeden directen feindlichen Angriff sichern. Nach einer zweitägigen interessanten und angenehmen Reise kam ich nach Genua, la Superba.

Während meines ziemlich langen Aufenthalts in dieser Stadt war ich Zeuge glänzender Feste, die aus Anlaß der Vermählung des Herzogs von Savoyen stattfanden. Von da begab ich mich nach der Schweiz, wo mich Freunde erwarteten. Ich verbrachte dort einen herrlichen Sommer. Zu Ende des Herbstes ging ich nach München, um dessen Kunstschätze noch einmal zu sehen, und von hier kehrte ich nach Venedig zurück, um daselbst den Winter zuzubringen.

Vermischtes.

Brief des Grafen Fiquelmont über den russischen Handel. — Spaziergänge in Rom. — Ueber die Revolutionen und die Umstände, die sie herbeiführen. — Ueber die Tugenden der barbarischen Völker.

Der Graf von Fiquelmont, ehemaliger österreichischer Gesandter, an den Marschall Herzog von Ragusa über den russischen Handel.

„Wien, 14. Februar 1851.

„Herr Marschall;

„In dem Briefe, den Sie am 29. Januar an mich zu schreiben mir die Ehre erzeigten, haben Sie den Wunsch ausgedrückt, schriftlich die hauptsächlichsten Punkte einer Unterredung zu besitzen, der Sie sich noch freundlich erinnern und welche die Handelskräfte des südlichen Rußland im Vergleich mit denen des nördlichen zum Gegenstand hatte. Ich war und bin noch der Ansicht, daß der Handel des russischen Reichs viel mehr Kraft und Entwickelung in der nördlichen Richtung findet, als in der südlichen. Dies, Herr Marschall, ist die Basis meiner Betrachtungen.

„Es giebt drei Linien der Flußschifffahrt zwischen dem caspischen und dem baltischen Meere. Diese Linien laufen auf den Ladogasee aus und stehen durch den Ladogakanal mit dem Wolkow und der Newa in Verbindung. Dieses Flußsystem, welches fast alle Theile

des Herzens des Reichs durchschneidet und mit einander verbindet, ist Gegenstand der steten Fürsorge der Regierung. Peter der Große war der Schöpfer desselben; aber die neueren Vervollkommnungen im Ingenieurwesen haben die Verzweigungen dieses Systems bedeutend vermehrt, und man hat fast alle Flüsse im Innern in dasselbe hinein gezogen. In Folge der natürlichen Beschaffenheit des Landes sind die unschiffbaren Strecken kurz, und man kann sie mit geringen Kosten umgehen.

„Es existirte ein altes Project zu einem Kanal, welcher die Verbindung des Dniesters mit der Weichsel bezweckte, und so eine Communication zwischen dem schwarzen und dem baltischen Meere herstellen sollte. Er führt den Namen des Königskanals, wurde aber, sei es nun wegen zu großer Terrainschwierigkeiten, oder wegen seines geringen Nutzens sehr vernachlässigt, und ist, glaube ich, nur ein Project geblieben. Die Dwina und ihre Nebenflüsse schaffen alle Producte dieses Theils von Rußland nach Riga. Außerdem hat man daran gearbeitet, den Dnieper schiffbar zu machen, dies ist aber erst geschehen, nachdem ich Rußland verlassen hatte. Wenn die Schwierigkeiten, welche die Beschiffung dieses Flusses darbietet, die Cataracten, auch überwunden würden, so würden doch die Producte, die dieser Fluß nach Odessa bringen könnte, fast nichts gegen das sein, was nach der Ostsee geht. Dies ist schon eine innere Thatsache, welche dem Norden das Uebergewicht des Handels sichert.

„Die zweite Thatsache ist noch entscheidender; es ist die Seeschifffahrt. Ihr Aufenthalt in Venedig setzt Sie, Herr Marschall, in den Stand, dort die genauesten Angaben über die Handelsoperationen des Azowschen und des schwarzen Meeres zu sammeln. Sie werden dort auf das Bestimmteste erfahren, wie viel Zeit man zur Fahrt von Odessa bis Cadix braucht, denn man muß die mit in Anschlag bringen, die man bei Gibral-

tar zubringen muß, um dort den zur Ausfahrt aus der Meerenge nöthigen Wind abzuwarten. Dies dauert oft länger, als eine Reise von St. Petersburg nach den Vereinigten Staaten. Das mittelländische Meer hat nur den Handel in seinem Bassin, die Nordsee hat den Welthandel. Rußland würde daher größere Vortheile darin finden, wenn es sich mit dem Norden verbände, als mit dem Süden, selbst wenn sein Flußschifffahrtssystem es ihm nicht schon zum Gesetz machte.

„Ich glaube, Herr Marschall, durch diese einfache Auseinandersetzung der Bitte, die Sie an mich gerichtet, entsprochen zu haben. — Ihre Meinung hat viel Gewicht in Europa, und ich habe es aus diesem Grunde sehr bedauert, daß Sie in Ihrem Werke die Ansicht bestärkt haben, daß die Kräfte des südlichen Rußland einer sehr großen Entwickelung fähig sind; ich meine dies in Bezug auf Stärke, Producte, Industrie und Handel. Man könnte daraus folgern, daß dort ein Bedürfniß nach Ausbreitung existirte, das früher oder später für Constantinopel gefährlich werden müßte. Da ich der entgegengesetzten Ansicht bin, werden Sie mir erlauben zu sagen, daß die Frage wichtig ist, denn sie ist eins der Hauptelemente der Politik Europa's gegen Rußland.

„Es giebt im Süden Rußlands klimatische Verhältnisse, die in fast gleichen Zwischenräumen Jahre völligen Mißwachses herbeiführen, welche zuweilen alles Vieh vernichten. Wenn im Monat Mai der Ostwind vorherrscht, dann regnet es nicht und die Steppen geben kein Gras. Dies ist während der zwölf Jahre meines Aufenthalts in Rußland zweimal vorgekommen. Man rechnet, daß alle drei oder vier Jahre die Getreideernte in Rußland mittelmäßig ausfällt; zu große Trockenheit ist allemal die Ursache. Man ist dann zufrieden, wenn sie nicht so weit geht, daß das Gras verbrennt, doch sind Jahre der Hungersnoth selten. Der Ueberschuß,

den die fruchtbaren Jahre geben, macht es möglich, Reservevorräthe aufzuhäufen. Es sind dies keine Speicher des Ueberflusses, sondern bloße Sparmagazine. Ich habe einige russische Grundbesitzer gekannt, welche, verlockt durch die wärmere Sonne des Südens, da sie zuviel Bauern auf ihren Gütern im Innern hatten, Gebrauch von ihren Rechten machten und den Ueberfluß, der ihnen mehr eine Last war, als ihr Einkommen erhöhte, nach den südlichen Weidestrecken übersiedelten; sie hatten es alle zu bereuen. Ein Graf Gurief machte im Gegentheil dieselbe Operation vom Innern Rußlands nach der Wolga jenseits Saratow, und er verdoppelte sein Vermögen.

„Diese verschiedenen Thatsachen, die mir genau bekannt sind, geben mir die Erklärung einer historischen Erscheinung, die ich nicht begriff. Ich hatte mich oft gewundert, warum dieser lange südliche Landstrich, der sich von Bessarabien bis nach Asien erstreckt, niemals weder bevölkert noch cultivirt war. Die griechischen Colonien waren nie über die Küsten der Krimm hinaus gegangen; die Römer waren nicht weiter als bis in die Walachei gekommen. Diese ganze Zone wurde von den auswandernden Völkern, welche aus Asien und von der unteren Wolga kamen, nur passirt, keines von ihnen setzte sich dort fest. Die Tataren, die in dem Augenblicke, als die Türken Constantinopel eroberten, bis nach der Krimm kamen, errichteten dort keine eigentliche Niederlassung. Sie konnten weder vorwärts, noch rückwärts; deshalb blieben sie, aber im nomadischen Zustande. Die Ungewißheit der Bodenproduction gab mir die Antwort auf die Frage, die ich mir vorlegte. Die Existenz des Königreichs des Mithridates ist ein Argument zu Gunsten der Meinung, die ich mir gebildet habe, denn man findet keine Spur, daß er sich vom Azow'schen oder vom schwarzen Meere entfernt hätte. Warum hätte er nicht versuchen sollen, seine

Herrschaft nach dem Innern auszudehnen? Dies schien ganz natürlich. Eine so constante Thatsache muß eine permanente Ursache haben.

Ich habe eine im Jahre 1830 zusammengestellte Uebersicht vor mir, die das Verhältniß der Klasse der Gewerbtreibenden zur Gesammtbevölkerung jedes Gouvernements zeigt. Dieses Verhältniß ist in Petersburg 1 zu 41 Einwohnern, in Moskau 1 zu 54, in Astrakan 1 zu 213, in Volhinien 1 zu 269, in Kasan 1 zu 400, in Kiew 1 zu 574, in Podolien 1 zu 644, in Pultawa 1 zu 935, bei den Donischen Kosaken 1 zu 2100. Man sieht aus diesem Auszuge aus dieser Uebersicht, der zu meinem Zwecke genügt, wie sehr sich die Industrie vermindert, je weiter man nach dem Süden kommt, welchem die öffentliche Meinung Europa's einen großen Theil der Kraft des russischen Reichs zuschreibt.

„Die Unmöglichkeit, dort die Bevölkerung zu vermehren, wegen der Ungewißheit der Bodenproduction, stellt der Begründung einer großen Industrie ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Es giebt daher dort keinen Kapitalreichthum; die Handelshäuser in Odessa sind Commanditen von St. Petersburg, Moskau, oder dem Auslande; nichts wurzelt dort im heimischen Boden.

„Es giebt Leute, welche glauben, daß die Anlegung von Eisenbahnen die Gestalt dieses Landes verändern könne, indem sie die Productionsorte den Ausfuhrplätzen näher bringt. Für die Grundbesitzer würden sie allerdings nutzbringend sein. Aber würde dieser Nutzen im Verhältniß zu den Ausgaben stehen, welche die Anlegung und Unterhaltung solcher Schienenwege verursacht? Der General Destrem, ein geschickter Ingenieur, der in Allem, was sich auf Rußland bezieht, eine competente Autorität ist, hat auf das Evidenteste bewiesen, daß die Unterhaltung der Eisenbahnen dort

zu theuer sein würde. Die Erde gefriert selbst in diesem sogenannten Süden vier Fuß tief. Würde das Thauwetter nicht allemal die horizontale Lage der Schienen in Unordnung bringen? Welche Arbeiten und wieviel Geld würde man nicht brauchen, um auf so große Strecken Reparaturen vorzunehmen!

„In Ländern, die reich genug sind, damit Privatgesellschaften Eisenbahnen anlegen können, lasse ich mir ihre Erbauung gefallen; es ist eine Gelegenheit, sein Geld anzulegen, und ich begreife, das man diese Art zu reisen wohlfeiler findet. Aber ist es dasselbe, wenn die Staaten Geld borgen, um Eisenbahnen zu bauen? Erfordern die Zinsen, die für die Anleihen zu bezahlen sind, nicht eine Vermehrung der Abgaben? Die Folge davon ist, daß diejenigen, die nicht reisen, einen Theil der Kosten für die bezahlen, welche sich auf den Eisenbahnen befördern lassen. Dies würde ganz besonders in Rußland der Fall sein, wo nur der Staat sie bauen könnte. Die Zeit, welche man braucht, um die St. Petersburger Bahn zu beendigen, beweist, daß die Sümpfe viel größere Hindernisse sind als Berge.

„Ein großes Etablissement im Süden Rußlands, welches den glänzendsten Anschein von Lebensdauer hatte, ist nicht mehr so wie Sie, Herr Marschall, es gesehen haben. Eine große Revision, die der Kaiser im Jahre 1837 mit seinen Militärcolonien vornahm, bestimmte ihn, die Organisation derselben gänzlich zu ändern. Er erkannte die Gefahr einer solchen Anlage, die so wenig zu ihrer Umgebung paßte. Das moralische Uebergewicht dieser militärischen Bevölkerung mußte je nach den Umständen entweder ein Werkzeug des Druckes gegen das Land, oder der Auflehnung gegen die Regierung werden. — Der so tragische Aufstand der nordischen Colonie (von Novogorod) war eine Warnung, die der Kaiser nicht vergessen konnte. Der General Witt stellte dem Kaiser bei Wosnesensk einige

Tausend junge Leute vor, die noch nicht in die Regimenter eingestellt, aber schon hinlänglich einexercirt und ausgebildet waren, um auf der Stelle den Dienst von Unteroffizieren versehen zu können, da sie alle fertig lesen, schreiben und rechnen konnten. Es waren in jenem Jahre in allen diesen Colonien zusammengenommen sechsundzwanzigtausend Mann bis zu diesem Grade der Ausbildung gelangt. Witt fragte den Kaiser, was er mit ihnen anfangen solle. Eine Entscheidung war um so schwieriger, als nach der Einrichtung der Colonien sich diese Zahl jedes Jahr vermehren mußte. Der Kaiser schwankte nicht. Er änderte die Einrichtung. Alle Bewohner dieser Colonien wurden wieder Bauern, wie alle Andern. Die Regimenter, wurden seitdem durch Rekruten, welche die allgemeine Aushebung des Reichs lieferte, ergänzt, wie bei den nicht colonisirten Regimentern. Die Instruction wurde auf die Kinder der Regimenter beschränkt. Der administrative Theil wird in einer der militärischen Reform analogen Weise geändert worden sein. Ich kenne die neuen Reglements, welche eingeführt worden sind, nicht, glaube aber, daß man nach und nach das ungeheure landwirthschaftliche Monopol, welches diese Colonien ausübten, vermindert haben wird.

„Ich ging der Kaiserin, die noch Wosnesensk reiste, um zwei Tage voraus. Man hatte für sie in Pultawa eine Ausstellung von Erzeugnissen dieses Gouvernements veranstaltet. Ich sah hier zahlreiche Proben von herrlicher Merinowolle. Die vorzüglichsten Producenten waren die Kotschubei und die Rasumowski. Ich machte dem sehr intelligenten Manne, der mich herumführte, und der selbst Gutsbesitzer war, mein Compliment darüber. „Ja," sagte er, „aber man muß hier sehr reich sein, um die Schwankungen im Preise aushalten zu können, der aus einer Ursache steigt, die Niemand berechnen kann, weil sie außer dem

reiche der Handelsinteressen liegt.“ Er gab mir folgende Erklärung: „die Militärcolonien sind im Besitz eines ungeheuren Monopols in Bezug auf Pferde, Getreide und Wolle; denn jedes Regiment besitzt zwischen zwölf- und zwanzigtausend der schönsten Merinos. Mehrere Regimenter, die nicht mehr genug Geld in Casse hatten, um die Ausgaben für Equipirung und Bekleidung, welche die Umstände erforderten, bestreiten zu können, wurden durch die Verwaltung der Colonien ermächtigt, die Wolle, die sie auf Lager hatten, unter dem Marktpreise von Odessa zu verkaufen, was ein Sinken herbeiführte, das den Interessen der übrigen Producenten sehr nachtheilig war; für dieses Jahr ist unser Markt verdorben, die kleinen Grundbesitzer werden darunter zu leiden haben.“

Ich sah bei dieser Gelegenheit, daß die Colonien dem Volke nicht angenehm sind. Ein andres Monopol, das sie ausübten, benachtheiligte einen andern Zweig der Landwirthschaft in den entfernten Gouvernements. Der General Witt, der seine Colonie als genialer, aber eigenthümlicher Mann leitete, zeigte dem Kaiser zweihundertvierzig Hengste, die schönsten Thiere, die man sehen konnte, denn die Verwaltung war reich genug, um überall das Beste kaufen lassen zu können; nahe an zwanzigtausend Stuten befanden sich in einem ziemlich kleinen District. Die Colonien der Ukraine hatten zu dieser Musterung ganz neuer Art nichts geliefert. Die Zahl der Stuten war noch viel beträchtlicher; jedes Regiment zählte deren mehrere Tausend.

Die Gouvernements Charkow, Tambow, Riäsan, Kursk und Woronesch waren die Remontedistricte für die Cavalerie. Jeder kleine Gutsbesitzer hatte dort eine Stuterei von zehn, zwanzig, dreißig Stuten. Die ganz kleinen traten zusammen und hielten einen Hengst auf gemeinschaftliche Kosten; die dortige Pferderace war *schon seit* langer Zeit vorzüglich und lieferte außer der

Remonte für die Cavalerie viele Luxuswagenpferde für Moskau und St. Petersburg. Wenige Jahre reichten hin, sie zu zerstören. Da man des Verkaufs an die Remonteurs der Cavalerie gewiß war, traten Schafe an die Stelle der Pferde. Die Obersten der Cavalerie, besonders die der Garderegimenter, konnten ihre Remonten nicht mehr wählen; sie wurden von den Colonien zu einem von der Regierung bestimmten Preise geliefert.

Es bliebe noch eine letzte Berechnung zu machen übrig, ob nämlich das Land bei Ausübung dieses glänzenden Monopols gewonnen oder verloren hat. Meine persönliche Ansicht ist nicht zweifelhaft. Alle Productionskosten in den Colonien sind höher, als sie bei Privatleuten sein würden. Diese Erscheinung darf indessen nicht verdammt werden; die ungeheuern Resultate, die in so kurzer Zeit erzielt worden sind, haben die Unfähigkeit der Civilregierung, sie in die richtigen Bahnen zu lenken, bewiesen. Aber natürliche Productionsmittel sind vernichtet worden, und dies ist ein positiver Verlust, weil die Verwaltung der Colonien nicht das bleiben wird, wozu der General Witt sie gemacht hat. Es ist schwer, eine lange Reihe Nachfolger für einen so thätigen, so einsichtsvollen, so rechtschaffenen Mann zu finden, der zu gleicher Zeit ein tüchtiger Militär und ein schöpferischer Administrator ist.

„Verzeihen Sie, Herr Marschall 2c. 2c.

„Fiquelmont."

Spaziergänge in Rom.

Der Anblick Roms weckt tausend Erinnerungen. Diese Stadt war der Sitz einer ungeheuren Macht.

Das Studium ihrer Geschichte und ihrer Sprache beschäftigt noch jetzt unsere ersten Jugendjahre. Gegründet unter den Auspicien der Gewaltthätigkeit und der Liebe zur Beute, erschüttert durch fortwährende Revolutionen, wurde Rom die Beherrscherin der Welt und das Haupt einer gesellschaftlichen Ordnung, von der heutzutage keine Spur mehr vorhanden ist. Nachdem der Koloß zerfallen war, erlangte die Stadt im Mittelalter wieder ein Ansehen, welches die Macht, die sie besessen und verloren hatte, theilweise ersetzte. Sie verstand es, durch die Majestät und Größe ihrer Erinnerungen den Barbaren, die sie zu zerstören drohten, eine fast wunderbare Mäßigung zu gebieten. Noch heute übt sie durch die religiösen Ideen eine Art von Suprematie über ganz Europa aus. Gleichwohl hat diese Stadt, die ewige Stadt, wie man sie nennt, auf meinen Geist nicht den Eindruck gemacht, den ich erwartet hatte. Da ich aus dem Orient kam, waren meine Augen an den Anblick der Alterthümer gewöhnt, die diese Länder enthalten. Ihre vortreffliche Erhaltung, die Schönheit der Materialien, ihre Großartigkeit, und selbst ihr ungeheurer Umfang verhindern, ein gesundes Urtheil über das zu fällen, was man in Europa sieht. Die Baudenkmäler Roms entbehren jeder äußeren Zierde. Bei diesen Massen von backsteinernen Gebäuden denkt man unwillkürlich an Trümmer und Verfall, verursacht durch Elend und schlechte Verwaltung. Man lasse die Namen weg und mit wenigen Ausnahmen wird der Reisende diese Ruinen nur mit einer Art von Widerwillen betrachten.

Mit dem neuen Rom ist es etwas ganz Anderes. Die St. Peterskirche ist das Symbol der triumphirenden Kirche, wie ein prächtiger Palast die Macht und Größe des Herrschers anzeigt, der ihn bewohnt. St. Peter ist außerdem das Denkmal der Künste par excellence. Diese Kathedrale bietet dem Auge die schönste

Architectur, die grandioseste Majestät in den Gegenständen der Bildhauerei, und das Vollkommenste in der Malerei dar. Sie ist deshalb für den Kunstfreund derjenige Ort der Erde, der am meisten verdient, daß man sich für ihn interessirt. Aber der fromme, der zur Andacht gestimmte Mensch wird durch die Pracht, die darin herrscht, gestört. Der Glanz des Lichtes ist ihm lästig. Die Größen der Erde, die vor Gott so klein sind, liegen hier zu sehr vor Augen. Sie lenken ihn ab von den erhabenen Empfindungen, deren Quelle er in seinem Geiste und seinem Herzen findet. In Jerusalem habe ich mit Bewegung die Kirche in ihrem Elend und in ihrer Demuth gesehen, dort wird man andächtig gestimmt, man mag wollen oder nicht. Der Anblick und der Name der Orte, wo so große Dinge geschehen sind, lassen unverwischliche Spuren in der Erinnerung zurück. Der Anblick Roms, der Aufenthalt im St. Peter sollte nicht an Macht und Glanz allein erinnern, sondern auch die traurigen Ideen zurückrufen, die sich naturgemäß an das Christenthum knüpfen und es nur um so erhabener machen. Ich bin das alte Rom durchwandert, aber die damaligen Umstände erlaubten mir nicht, es ohne Unterbrechungen zu thun und ich habe nichts darüber niedergeschrieben, um das, was ich gesehen habe, mir in's Gedächtniß zurückzurufen. Heute, den 18. November 1834, beginne ich meine Ausflüge wieder in Begleitung des Herrn Visconti, und ich will hier kurz zusammenstellen, was ich gesehen und von ihm gehört habe.

Erster Spaziergang.

Wir begannen unsere Wanderungen mit dem Besuche des Capitols. Vom Thurme aus sieht man das alte Rom und das neue Rom gleich gut. Das alte Rom hatte an seinem äußersten Ende das Capitol, wie das neue Rom. Das erstere liegt auf der Ostseite,

das Letztere am westlichen Ende und ist auf derselben Stelle erbaut, wo der alte Campus Martius war. Auf dem palatinischen Berge war es, wo Romulus seine Stadt gründete, und dieser Hügel war zuerst bewohnt. Die Ueberschwemmungen des Tiber bildeten Sümpfe am Fuße dieses Bergs. In diesen Sümpfen wurden Romulus und Remus als Kinder ausgesetzt. Ein sehr kleiner Tempel, der auf der Stelle, wo ihre wunderbare Rettung erfolgte, zum Andenken an dieselbe erbaut wurde, steht noch heute. Er ist in eine Kirche des heiligen Theodorus verwandelt.

Früher schickten fast alle römischen Frauen ihre Kinder gleich nach der Geburt in diesen Tempel, um ihnen ein günstiges Geschick zu sichern. Heutzutage thun es nur noch Leute der niedern Klasse, und man sagt sprichwörtlich, wenn einem Kinde ein Unglück zustößt: „Es ist nicht in die St. Theodoruskirche gebracht worden." So sehr liegt es in der Natur der Dinge und in dem Bedürfniß der Völker, an alten Gebräuchen festzuhalten und die Ansichten und den Aberglauben der Vorfahren anzunehmen! Nur mit Mühe bringen Zeit und Glaubensunterschiede Veränderungen in den Ausdruck dieser Gefühle.

Nahe bei demselben war ein Tempel der Vesta. Es ist der, in welchem die Vestalinnen das heilige Feuer unterhielten. Dieser Tempel wurde in eine Kirche der heiligen Maria Liberatrice verwandelt.

Der große Circus lag zwischen dem palatinischen und aventinischen Berge und dem Tiber. Hier wurden die berühmten öffentlichen Spiele gegeben, die die benachbarten Völker und besonders die Sabiner herbeilockten, und hier fand der Raub der Sabinerinnen statt. Nach einem erbitterten Kriege kamen die Römer und die Sabiner auf dem Platze des Forum zusammen und schlossen hier den Friedensvertrag, der das gute Einverständniß zwischen beiden Völkern wiederherstellte.

Tatius blieb im Besitz des capitolinischen Bergs und beobachtete die Römer. Eine Straße wurde gebaut, um die Verbindung zwischen beiden Nationen herzustellen, und diese Straße wurde die Via sacra genannt. Die beiden Völker machten bald nur eines aus, und als Tatius auf einem Zuge gegen Lavinium umgekommen war, blieb Romulus alleiniger Herrscher. Das Capitolium hatte seinen Namen daher, weil ein Kopf, welcher den des Jupiter vorstellte, bei der Ausgrabung, die der Bau nöthig machte, gefunden wurde. Es wurde die Citadelle von Rom und erhielt überdies noch die Bestimmung, die Tempel der höchsten Götter aufzunehmen.

Nachdem Tullus Hostilius, der dritte König von Rom, die Einwohner von Alba durch den Kampf der Horatier und Curiatier unterjocht und dann diese Stadt zur Strafe für ihre Treulosigkeit gegen die Römer zerstört hatte, wurden die Einwohner nach Rom gebracht, auf dem Berge Coelius angesiedelt und ihre vornehmsten Bürger in den Senat aufgenommen.

Numa, der zweite König von Rom, hatte den quirinalischen Berg besetzen lassen, um sich gegen die Sabiner zu vertheidigen, und es wurden dort Arbeiten zu dem nämlichen Zweck durch Tarquinius den Aeltern ausgeführt. Der quirinalische Berg erhielt seinen Namen von einem Beinamen des Romulus.

Ancus Martius, der vierte König, schickte eine Colonie nach Ostia, unweit der Mündung des Tiber. Er wollte eine Brücke über den Tiber schlagen, um die Niederlassung zu erleichtern, aber dieser Fluß, welcher Latium vom Lande der Etrusker trennte, galt für einen heiligen Fluß. Er gründete einen Priesterorden, dessen Mitglieder sich ohne Entweihung zu diesen Arbeiten hergeben konnten. So waren die ersten Brückenbauer bei den Römern Diener der Religion. Sie erhielten den Namen Pontifices und später hat

dieser Name nur eine religiöse Function bezeichnet, während diese anfangs blos ein Accessorium war. Ancus Martius ließ auch den aventinischen Berg und den Janiculus auf der andern Seite des Tiber bebauen.

Der capitolinische Berg war größer, als er jetzt erscheint. Er ist durch eine Menge Häuser maskirt und das umliegende Terrain hat überdies eine beträchtliche Erhöhung erhalten. Er erstreckt sich bis an den Tiber. Im Mittelalter bedeckten ihn die Päpste mit Gebäuden, um Volksversammlungen daselbst zu verhindern. Diese Orte riefen Erinnerungen zurück, die ihre Macht in Frage stellen konnten. Augustus that dasselbe im Forum, unter dem Vorwande, den Göttern größere Achtung zu bezeigen. Er füllte es mit Tempeln von großen Dimensionen und verminderte so die Masse des Volks, die es aufnehmen konnte. Dies war von seiner Seite eine kluge Politik. Das Volk errieth den Grund nicht und er erreichte den Zweck, den er sich vorgesetzt hatte.

Die Stadt Rom bestand aus sieben Hügeln, nämlich 1) dem palatinischen, auf welchem die Stadt begonnen wurde; 2) dem capitolinischen Berge; 3) dem coelischen Berge, 4) dem quirinalischen Berge, 5) dem aventinischen Berge; 6) dem viminalischen Berge; 7) dem esquilinischen Berge.

Die Ringmauer wurde von Servius Tullius erbaut. Sie blieb beständig dieselbe bis auf Aurelian, der sie sehr vergrößerte. Die Ringmauer des Servius Tullius lag ganz auf dem linken Ufer des Tiber. Sie umfaßte unmittelbar die sieben Hügel, und der Lauf des Tiber bildete einen Theil derselben. Der Berg Janiculus lag immer außerhalb. Unter Augustus wohnten drei Viertel der Bevölkerung außerhalb der Mauern. Das Amphitheater des Flavius, das Vespasian erbaut hatte und das jetzt *unter dem* Namen des Coliseums bekannt ist, wurde

ungefähr als Mittelpunkt der Stadt betrachtet. Der Aufenthalt der Bevölkerung auf den hohen Hügeln machte die Anlegung von Wasserleitungen nöthig, um sie mit Wasser zu versehen.

Es giebt nichts Großartigeres und Erhabeneres, als die Arbeiten, von denen man noch jetzt die Ruinen sieht und welche die ungeheuere Campagna durchschneiden, um in regelmäßigem Gefälle die Hügelstadt zu erreichen. Es giebt welche, die eine Länge von vierundsechzig Miglien haben. Ueberhaupt sind die Römer niemals vor Schwierigkeiten zurückgeschreckt, wenn sie in deren Besiegung einen öffentlichen Nutzen erblickten.

Ancus Martius war es, der den ersten Aquaeduct bauen ließ. Es gab deren vierzehn. Die Wassermasse, die sie herzubrachten, belief sich nach bestimmten Berechnungen auf 1,200,000 Cubikmeter in vierundzwanzig Stunden. Gegenwärtig sind nur noch drei vorhanden, welche 150,000 Cubikmeter Wasser in vierundzwanzig Stunden liefern, also den achten Theil des frühern Quantums, und doch ist Rom noch die am reichsten und besten mit Wasser versehene Stadt in Europa.

Als die Barbaren und die Bürgerkriege die Wasserleitungen theilweis zerstört hatten, kam die Bevölkerung Roms wegen Wassermangels von den Hügeln herab, und ließ sich am Tiber nieder. Sie bedeckte das Marsfeld mit ihren Häusern. Das Wasser der Quelle von Trevi, welches von Agrippa, dem Schwiegersohne des Augustus, nach Rom geführt wurde, mündet in der Ebene des Marsfeldes aus und hatte niemals aufgehört zu laufen. Dies war ein Grund mehr zu dieser Veränderung. Dies ist die Erklärung der gegenwärtigen Lage Roms. Als der Papst Sixtus V. die Wasserleitungen hatte wiederherstellen lassen, wurde das Wasser in die bewohnten Orte geleitet, und die Stadt blieb auf der neuen Stelle, die sie sich

gewählt hatte. So besteht Rom jetzt aus zwei streng getrennten Städten. Die neue Stadt, die auf dem frühern Marsfelde erbaut ist, und die alte Stadt, die aus Ruinen, kleinen Hügeln und Landhäusern besteht. Die kleine Zahl von Alterthümern, die in dem jetzt bewohnten Theile Roms existiren, rührt von Tempeln her, welche zur Zeit des Augustus und später auf dem Marsfelde erbaut worden sind und deren Zweck war, den Umfang desselben noch zu vermindern, um die großen Volksversammlungen zu beschränken.

Nachdem wir das ganze Rom von der Höhe des Thurms des Capitoliums überschaut hatten, begaben wir uns auf die Via Appia. Diese Straße führte über die Apenninen bis Brindisi. Sie hatte ihren Namen von einem Censor Appius, der sie erbauen ließ. Wir besuchten das Grab der Cäcilia Metella, der Gemahlin des Crassus, der mit Cäsar und Pompejus das erste Triumvirat bildete; und im Kriege gegen die Parther fiel. Dieses Grabmal ist groß und war schön, als die reichen Materialien, mit denen es bedeckt und angefüllt war, sich noch an ihrer Stelle befanden.

Die ganze Via Appia war mit den Grabmälern berühmter Leute besetzt, welche größtentheils auf Kosten der Republik, die andern auf Kosten von Familien errichtet worden sind. Sie waren meistentheils massiv aus Mauerwerk von Backsteinen, mit einer Gruft, und das Aeußere war mit Sculpturen und Verzierungen von Marmor bekleidet. Diese Grabmäler hatten eine Höhe von ungefähr dreißig Fuß. Das der Metella, das größer und höher ist, diente den Gaetani im Mittelalter als Festung. Sie hatten ein Schloß gebaut, dessen weitläufige Dependentien mit dem Grabmal der Metella in Verbindung standen. Dieses war gewissermaßen der Wartthurm und die Citadelle des Schlosses. Herr Visconti machte uns auf etwas Eigenthümli-

ches aufmerksam, nämlich auf die Anlegung der Fenster an den Gebäuden des Mittelalters. Sie zeigte an, zu welcher Partei der Eigenthümer gehört, ob zu den Guelphen oder den Gibellinen. Bei den Gibellinen war ein Zeichen der Einheit; dies war eine in der Mitte angebrachte Säule. Bei den Guelphen war ein Kreuz, welches die Oeffnung in vier gleiche Theile theilte und das Symbol der Gleichheit vorstellte. Von diesem Kreuz (croix) an den Fenstern ist bei uns der Ausdruck croisée für Fenster entstanden. Alle Schlösser in Deutschland haben Fenster mit einer Säule, weil man dort Gibelline war. Die Zimmer waren entweder einfach oder in zwei Theile getheilt, je nachdem man Gibelline oder Guelphe war.

Ein besonderer Umstand bei der Eröffnung des Grabes der Cäcilia Metella verdient hier erwähnt zu werden. Der Körper dieser Römerin war unversehrt, und da das römische Volk eine solche außerordentliche Erhaltung als ein Zeichen von Heiligkeit betrachtet, fürchtete man, daß der Körper dieser vermeintlichen Heiligen zu Unruhen Anlaß geben würde. Der Papst ließ ihn in den Tiber werfen. Die Oeffnung fand unter Paul III. Farnese Statt. Der Sarcophag der Cäcilia Metella ist noch heute im Hofe des Palastes Farnese aufgestellt.

Zweiter Spaziergang.

Am 25. November wurde ein zweiter Spaziergang mit Herrn Visconti unternommen. Wir gingen durch die Porta Pia, die in das Sabinerland führt. Wir gingen, ohne uns aufzuhalten, bis an den heiligen Berg, eine kleine Anhöhe auf dem rechten Ufer des Anio. Hierhin zog sich das römische Volk zurück, als es über die Behandlung, die es von den Patriziern zu erdulden hatte, unzufrieden war und beschloß, Rom zu verlassen

und in das Land der Sabiner zurückzukehren, aus dem seine Vorfahren gekommen waren. Dieses Ereigniß fand im Jahre 268 nach der Gründung Roms statt. Es wiederholte sich im Jahr 305 bei der Ermordung der Virginia. Es fanden Unterhandlungen zwischen dem Senate und dem Volke statt. Man versprach ihm besondere Magistratsbeamte zur Wahrung seiner Rechte. Von da schreibt sich die Einrichtung der Volkstribunen her. Zwei Grabmäler befinden sich am Fuße des heiligen Berges am Rande der Straße. Das eine wurde für Menenius Agrippa, der das Volk zurückgeführt hatte, das andere für Anna Perenna errichtet, die ihn während seines Aufenthaltes auf dem heiligen Berge genährt hatte, und deren Namen man mit „beständige Vereinigung“ übersetzen könnte. Zur Erinnerung an das Ereigniß auf dem heiligen Berge fanden Spiele und Vertheilungen von Lebensmitteln an das Volk auf Kosten der Patrizier Statt. Der Fluß Anio, der von Tivoli kommt, wo er Wasserfälle bildet, schlängelt sich durch die Ebene und fällt weiter unten in den Tiber. Hinter demselben sind die Gräben und Böschungen, welche zur Vertheidigung dieser Hügel angelegt wurden. Die Brücke, die hier erbaut ist, hieß ehemals pons Nomentanus. Von den Gothen zerstört und durch Narses, deren Besieger, wiederhergestellt, erhielt sie den Namen dieses Generals. Der Papst Nicolaus V. ließ den Thurm erbauen, der den Besitz derselben sichert.

Als wir uns der Stadt wieder näherten, sahen wir ein vor zwei Jahren entdecktes Columbarium. Ein großer Platz schien zur Errichtung noch mehrerer anderer bestimmt gewesen zu sein. Das, welches wir sahen, enthielt vierhundert Urnen. Es war mit Malereien und Inschriften verziert. Die Inschriften sind theils philosophischen, theils wehmüthigen Inhalts. Eine Frau, die die Asche ihres zweiundzwanzigjährigen Sohnes hingebracht hat, sagt: „Ich thue für Dich, was

Du der Ordnung nach für mich hättest thun sollen." Eine andre sagt: „Der, dessen Asche hierin verschlossen ist, hat achtzig Jahre gelebt," und sie setzt hinzu: „Das ist gut."

Nach dem Columbarium besuchten wir die Kirche der heiligen Agnes, die mit antiken Säulen von verschiedenen Größen und Ordnungen, die aus alten Bauwerken genommen sind, ausgeschmückt ist. Sie zeigt schöne Verhältnisse und macht einen wohlthuenden Eindruck auf das Auge. Sie enthält Emporkirchen. Diese waren zur Zeit der primitiven Kirche nur von den Frauen besetzt. Diese Kirche wurde von Constantin gebaut. Die Statue, welche die Heilige darstellt, war von orientalischem Alabaster; man hat ihr einen Kopf, Hände und Beine von Erz gegeben. Ein sehr schöner und ausdruckvoller Kopf, das letzte Werk Michel Angelo's, befindet sich in dieser Kirche. Neben derselben ist ein ehemaliger Hippodrom, ebenfalls von Constantin erbaut. Alle diese Gebäude enthielten die Gräber seiner Familie. Sie sind alle zerstört, mit Ausnahme des von Constanz, seines Schwiegersohns, weil dieses in eine Kirche verwandelt wurde. Es ist eine prächtige Rotunde von einzelstehenden Säulen. Sie erinnert an die Kirche, die bei Nura im Königreich Neapel liegt, oder auch an den schönen Säulengang über der Treppe im Palaste zu Caserta. Es sind Fresken und Mosaiken in dieser Rotunde, wie auch Mosaiken byzantinischen Styls in der St. Agneskirche.

Als wir in die Stadt zurückkehrten, machte uns Herr Visconti darauf aufmerksam, daß das Thor, durch welches wir gingen, unvollendet war. Er erzählt uns bei dieser Gelegenheit, daß die Zeichnung dazu dem Papst Pius IV. mit dem Namen Medicis, von Michel Angelo geliefert worden sei. Dieser Papst war nicht aus der Familie der Medicis, sondern der Sohn eines Barbiers von Mailand. Ein Streit

mit Michel Angelo hatte diesen zu seinem Feinde gemacht. Er verlangte von ihm einen Entwurf und dieser Entwurf enthielt, aus Rache, als Verzierung die Attribute der Profession des Vaters des Papstes. Man bemerkte diese Absicht vor Beendigung des Baues und derselbe wurde deshalb eingestellt.

Wir beendigten unsere Tageswanderung mit dem Besuche der Villa Colonna. Der quirinalische Berg war von Nero auf der Seite, die nach dem Marsfelde ging, steil abgetragen worden. Diese Böschung war mit Marmor bekleidet. Auf der Plattform war ein Tempel der Sonne ganz von weißem Marmor. Zwei ungeheure Stücken von vier- bis fünfhundert Kubikfuß jedes, die zu dem Giebel und dem Architrav gehört haben, sind noch vorhanden und mit der schönsten Arbeit verziert. Nahe dabei sind die Bäder Constantin's; sie sind in den Berg gegraben und in den großartigsten Dimensionen angelegt. Sie sind Eigenthum des Hauses Colonna geworden. Ueberhaupt haben sich die großen Familien im Mittelalter die öffentlichen Gebäude angeeignet. Auf diese Weise ist das Theater des Marcellus zugleich die Wohnung und die Festung des Hauses der Orsini geblieben.

Die Catacomben bei der Kirche der heiligen Agnes sind die, welche man dem flüchtigen Nero als Versteck vorschlug. Er weigerte sich und sagte, daß er, so lange er lebte, nicht freiwillig darauf verzichten würde, das Licht zu sehen. Er ging über den Anio, flüchtete sich in das Haus des Phaon, seines freigelassenen Sklaven, und gab sich selbst den Tod. Das Haus des Phaon befand sich auf der Stelle, wo jetzt die Villa des Cardinals del Gregorio steht.

Der Aufenthalt in den Catacomben wurde in Rom von den Machthabern respectirt. Das Unglück, dem sich Diejenigen, die sie bewohnten, geweiht hatten, heiligte sie gewissermaßen. Vielleicht fürchtete man auch,

in die Rechte der Götter der Unterwelt einzugreifen, wenn man sie bis in das Reich derselben verfolgte.

Dritter Spaziergang.

Am 27. November besuchten wir mit Herrn Visconti die Villa Hadriani in Tivoli. Die römische Campagna scheint mir immer schön in allen Richtungen. Die Gegend ist wellenförmig und zeigt dem Auge die angenehmsten Umrisse. Der Anio, der sich in der Ebene hinschlängelt, belebt diese schönen Linien. Die Felder sind außerordentlich fruchtbar. Das Land ist ausgezeichnet und giebt das fünfundzwanzigste Korn bei der Weizenaussaat. Es sind nur Hände, Anbau und Bäume nöthig, um das schönste Land der Erde daraus zu machen. Wir gingen zweimal über den Anio. Das zweite Mal kommt man beim Grabmale des Plautius vorüber, eines früheren Statthalters von Illyrien, das ihm auf Befehl des Senats errichtet worden ist. Die ihm vom Kaiser Vespasian gehaltene Lobrede ist im Marmor eingehauen. Dieses Grabmal gleicht in der Form und den Verhältnissen dem der Cäcilia Metella. Es wurde zur Zeit Pauls II. in einem militärischen Posten zur Vertheidigung der Zugänge von Tivoli verwandelt, und diesem Umstande verdankt es seine Erhaltung.

Die alten Bauwerke, die der Vernichtung entgingen, wurden nur dann gerettet, wenn die religiöse Meinung und die materiellen Bedürfnisse sie schützten. So sind die in Kirchen verwandelten und mit einem Kreuze versehenen Tempel Heiligthümer geworden. Das Theater des Marcellus, das die Wohnung und Feste der Orsini wurde, existirt noch heute. Nur das Coliseum macht eine Ausnahme. Es hat zwar auch eine gewisse Anzahl Jahre in den Händen der Frangipani die Stelle einer Feste gespielt; aber

nachher war es viele Jahrhunderte hindurch dem Verfall preisgegeben, und erst sehr spät hat sich eine schützende Hand seiner angenommen.

Von da gingen wir in die Villa Hadriani, die nicht weit vom Grabe des Plautius liegt. Sie wurde vom Kaiser Hadrian nach der Heimkehr von seinen Feldzügen und Reisen gebaut. Er hatte den sonderbaren Gedanken, sie aus Gebäuden zusammenzusetzen, welche an die Orte erinnerten, die er besucht hatte. Er baute das Pöcile so wie es in Athen war. Es war eine doppelte offene Galerie, deren Dach auf einer Seite von Säulen getragen war. Die Mauer, welche die beiden Galerien trennte, war mit Gemälden bedeckt, welche denen glichen, die sich in Athen an demselben Orte befinden und die berühmten Griechen darstellen. Diese Mauer steht noch in ihrer ganzen Ausdehnung. Er baute auch ein Lyceum, eine Akademie u. s. w. Er grub ein Thal, das er das Thal Tempe nannte und in welches er einen Arm des Anio leitete. Er ahmte auch die Bauwerke von Canobos nach und führte Wasser hin, das den canobischen Arm des Nil vorstellen sollte. Er legte ferner ein Bad der Venus an. Es war dies eine Art von Naumachie, wo Zimmer unter'm Wasser angebracht waren, die den Vergnügungen der Liebe gewidmet gewesen sein sollen. Die Ruinen des eigentlichen Palastes, wie die aller dieser wunderlichen Bauwerke sind ungeheuer weitläufig und von kolossalen Dimensionen. Die Gegend, welche sehr uneben ist, bietet schöne Aussichten dar. Der Umfang der Gärten war sieben bis acht Meilen. In einem Hofe des Palastes hat man die ungeheure Porphyrschale gefunden, die im Museum des Vatikans aufgestellt ist. Diese Villa Hadrians war mit einer Menge Statuen angefüllt. Caracalla ließ sie nach Rom bringen, um damit die Bäder auszuschmücken, die er dort erbauen ließ.

Hierauf gingen wir nach Tivoli. Nichts ist malerischer als der Anblick des Laufs des Anio, des Wasserfalls, des doppelten Canals, der neuerdings gegraben worden ist, um die Erhaltung der Stadt zu sichern. Er hat zur Anlage eines neuen, sehr starken und schönen Wasserfalles Gelegenheit gegeben. Der Tempel der Vesta, dessen Colonade sehr gut erhalten ist, verschönert die Landschaft sehr und giebt ihr einen ganz eigenthümlichen Character. Ich stieg hinab und näherte mich der Grotte des Neptun, die eine starke Ueberschwemmung seitdem zerstört hat. Ich kehrte zum Tempel der Vesta zurück. Der kleine Tempel der Sibylle, der daran stößt, ist in eine dem heiligen Georg geweihte Kirche verwandelt worden.

Das Wetter war schlecht und der Tag vorgerückt. Ich konnte daher die Cascatellen und die Fabriken nicht mehr besuchen; aber bei einer anderen Wanderung habe ich sie in Augenschein genommen. Sie gewähren einen herrlichen Anblick. Sie werden durch einen Arm des Anio hervorgebracht, der vermittelst eines unterirdischen Kanals durch den ganzen Tivoliberg geht, aus bedeutender Höhe herabfällt und zahlreiche Fabriken in Bewegung setzt, die im Palast des Mäcenas, der noch steht, angelegt sind. Ich sah die Villa d'Este, die früher dem Cardinal d'Este, dem Beschützer Ariost's gehörte. Die Lage ist sehr schön und die Aussicht wundervoll. Die zahlreichen Unebenheiten des Bodens, die Abhänge, der Ueberfluß an Wasser, die schönen Bäume, unter denen riesige Cypressen, bilden ein großartiges Ganze; aber die meisten Statuen, Basreliefs und verschiedenen Gartenverzierungen sind vom schlechtesten Geschmack. Es sind jedoch einige werthvolle Fresken in dem Hause.

An diesem Tage sah ich noch zwei Merkwürdigkeiten. Die eine war die Säule, die vor Sta. Maria-Maggiore an der Stelle errichtet ist, wo der Ge-

sandte Heinrich's IV. im Namen dieses Fürsten den Glauben abschwor und in der demüthigsten Stellung, mit dem Stricke um den Hals, die Absolution des Papstes Sixtus V. empfing. Die andre, drei Viertel des Wegs nach Rom, in Tivoli, war ein Bach mit schwefelhaltigem Wasser, der einem Flusse gleichkommt und nahe an seiner Quelle zur Einrichtung von vorzüglichen Bädern benutzt werden könnte. Das Wasser wurde früher angewendet und es gab Augustus die Gesundheit wieder. Hindernisse des Abflusses hatten einen See gebildet, wo allmälige Ablagerungen einen steinernen Niederschlag, eine harte Kruste gebildet haben, welche die Erde bedeckt und die Vegetation hemmt. Ein auf Kosten des Cardinals d'Este angelegter Kanal hat dem Wasser einen Ausweg verschafft und seitdem ist der Boden frei; aber er ist trotzdem unfruchtbar. Wenn man die abgelagerte Kruste entfernt, findet man die fruchtbarste Pflanzenerde.

Vierter Spaziergang.

Am 4. December besuchten wir die Via Ostiensis und die Alterthümer in der Umgebung derselben. Wir begannen mit der St. Paulskirche außerhalb der Mauern. Sie wurde vor 10 Jahren durch eine Feuersbrunst zerstört, aber die Frömmigkeit der europäischen Könige und der Eifer der Päpste haben ihren Wiederaufbau begonnen. Diese Kirche, von Constantin erbaut, von Honorius und Arcadius verschönert und vergrößert, war der Gegenstand einer besondern Verehrung. Sie enthält die Ueberreste des heiligen Paul, der auf dem Platze, wo sie erbaut ist, beerdigt wurde. Sie ist nicht weit entfernt von der Stätte seiner Hinrichtung, den „drei Quellen," welche durch ein Kloster und zwei Kirchen geheiligt ist.

Das Kloster, das zur St. Paulskirche gehört, ist

ein Benedictinerkloster und wurde von Pius VII. bewohnt, als er noch ein einfacher Mönch war. Diese Kirche war von äußerst kostbarem Material. Säulen von Porphyr, ägyptischem Granit und griechischen Marmor zierten sie. Eine heftige Feuersbrunst hat fast Alles vernichtet. Die Decke von Cedernholz, die im Laufe der Jahrhunderte sehr trocken geworden war, entzündete sich so schnell, daß binnen wenigen Augenblicken Alles in Asche gelegt war und keine Hülfe dem Feuer Einhalt thun konnte. Der Einsturz dieses brennenden Holzes brachte zwischen den Mauern eine solche Hitze hervor, daß alle Säulen entweder zerstört, oder größtentheils verdorben wurden, und das eherne Thor, das sehr schön gearbeitet war, von selbst schmolz. Von diesen Säulen blieben nur einige Stücken unversehrt, welche zu vier Säulen vereinigt werden konnten, die durch ihren Umfang und ihre Verzierungen an die frühern Säulen, im Ganzen achtzehn an der Zahl, erinnern sollen. Die neuen Säulen sind aus Granit vom Simplon, von den größten Dimensionen, von den herrlichsten Verhältnissen, so wie von der vollendetsten Arbeit. Sie wurden vom Kaiser von Oesterreich geliefert und auf dem Kanal von Pavia, dem Po, dem Meere und dem Tiber transportirt. Die Arbeit wird mit großer Thätigkeit betrieben, und in etwa zwölf Jahren wird diese Kirche vollendet und schöner sein, als sie gewesen ist. Sie wird mit den Ueberresten der alten Granitsäulen gepflastert werden. Die Colonade des Portals wird verändert werden. Eine andere äußere Colonade von sechsunddreißig Säulen wird das Unangenehme oder Fehlerhafte, was die Strebemauern für das Auge haben, verbergen. Dann wird sie einen Platz unter den schönsten Bauwerken der Christenheit einnehmen. Sie ist nächst der St. Peterskirche die größte Kirche in Italien und die dritte in Europa. Die vorhandenen schönen Mosaiken

byzantischen Styls sind größtentheils den Verheerungen des Feuers entgangen; sie sind wieder vollkommen hergestellt. Der Körper des heiligen Paul ist gerettet worden und mitten in der Gluth unversehrt geblieben. Die Ausgabe für diesen Bau beträgt 300 römische Scudi die Woche, also wird die Handarbeit, wenn man annimmt daß der Bau noch zwölf Jahre dauert, noch eine Summe von 863000 Franken kosten. Man versichert, daß die nöthigen Fonds ganz oder doch zum größten Theil vorhanden sind.

Als wir nach der Stadt zurückkehrten, machte uns Herr Visconti auf eine kleine Kirche aufmerksam, wo ein Basrelief den heiligen Peter und den heiligen Paul darstellt, wie sie sich umarmen und Abschied von einander nehmen in dem Augenblicke wo Beide zum Richtplatz gehen, der heilige Paul nach dem Platze „der drei Quellen," welche der Sage nach plötzlich an der Stelle hervorsprangen, die sein Blut benetzte, der heilige Peter nach dem Janiculus. Der heilige Paul wurde, da er römischer Bürger war, enthauptet, St. Peter, als Jude, wurde gekreuzigt.

Das Stadtthor hat runde Thürme, welche Belisar gebaut hat. Cajus Cestius, ein römischer Bürger, den keine Würde der Nachwelt bezeichnet, lebte zur Zeit des Augustus. Er ordnete in seinem Testamente an, eine Pyramide zu bauen, die seinen Namen tragen und ihm als Grab dienen sollte. Sie sollte in einem Jahre fertig und mit schönem griechischen Marmor bekleidet sein. Die Mauern sind von gestoßenem und mit Kalk vermischtem Tuffstein, was ein hartes und dauerhaftes Material giebt. Die Gruft war mit Wandgemälden ausgeschmückt, und es sind noch unversehrte Fresken da, welche Siegesgöttinnen darstellen, allegorische Figuren, die sich auf die philosophische Secte beziehen, zu der Cajus Cestius gehörte. Diese Secte betrachtete das Leben als einen

Kampf, und den Tod als einen Triumph. Ein schöner Sarkophag von Porphyr befand sich darin; er ist gegenwärtig im Besitz des Fürsten Borghese. Der Papst Alexander VII. ließ dieses Grabmal öffnen und die Umgebungen bloslegen.

Nicht weit davon sind die Grabstätten Derjenigen, die in Rom sterben und nicht zur katholischen Religion gehören, besonders die von Engländern. Dieser Friedhof gewährt einen eleganten und geschmackvollen Anblick. Man liest hier die Namen bekannter Leute, unter andern den Scheller's, des Freundes Lord Byron's, den des Sohnes Göthe's, endlich den der Miß Bathurst, welche durch einen Unfall in dem Augenblicke, wo sie sich verheirathen wollte, um's Leben kam.

Wir besuchten hierauf den Berg Testacio. Er besteht ganz aus einer Anhäufung von Scherben irdener Geschirre. Viele davon hatten die Form derer, welche dazu dienten, den nach Rom bestimmten Tribut aufzunehmen. Beim Empfang desselben schüttete man das Silber in den Schatz und die Töpfe wurden zerbrochen. Der ganze Berg besteht aus solchen Scherben. Nur die Oberfläche, welche seit vielen Jahrhunderten der Wirkung der Atmosphäre ausgesetzt gewesen ist, ist verwittert, und die spärliche Vegetation hat Detritus erzeugt, wodurch eine sehr dünne Erdschicht entstanden ist. Die Römer der Neuzeit haben dort Keller gegraben, in welchen bedeutende Weinvorräthe aufbewahrt werden, und vor diesen Kellern sind verschließbare Vorbaue angebracht. Im Monate October werden hier Volksfeste, eine Art Bacchanalien, von den Trasteverinerinnen gefeiert.

Vom Berge Testacio folgten wir dem linken Ufer des Tiber und gingen am Fuße des Aventinus vorbei. Auf dem Plateau steht gegenwärtig eine Villa, die dem Maltheserorden gehört. Am Fuße des Aven-

tinus, an den Berg gelehnt, sind beträchtliche antike Mauerwerke. Diese Ruinen sind die Ueberbleibsel der alten römischen Kornmagazine. So nahe an dem Tiber waren sie sehr zweckmäßig gelegen. Nicht weit davon ist ein Platz, der ehedem zu einer Niederlage von griechischem Marmor bestimmt war. Er hat noch dieselbe Bestimmung, aber der Marmor kommt jetzt aus Italien. Der Name selbst hat sich nicht verändert.

Wir hielten bei der Kirche der Madonna della Scola an. Dieser Name rührt daher, weil der heilige Augustin dort gelehrt hat. Diese Kirche war ehemals ein Tempel, der von der Octavia, der Schwester des Augustus und der Gemahlin des Antoninus, der patricischen Schamhaftigkeit errichtet war. Dieses Bauwerk ist in einem sehr schönen Style erbaut, und die Details der Architectur sind von vollendeter Arbeit. Als Kirche ist sie wichtig, weil sie an die alte Hierarchie in ihrer ganzen Strenge erinnert. Der ganze innere Raum ist der Länge nach in drei Abtheilungen eingetheilt, und jede derselben hat eine verschiedene Höhe. Die erste und niedrigste, am Eingange, war für das Volk; die zweite, etwas höhere, für die Diakonen und die Aspiranten zur Priesterwürde; die dritte, noch höhere, die den Altar mit dem Chor enthielt und mit einem niedrigen Gitter umgeben war, war ausschließlich den Priestern vorbehalten. Es war eine Entweihung, wenn ein Laie sie betrat. Zwei Kanzeln von Marmor dienten die eine zum Vorlesen der Epistel, die andre zum Vorlesen des Evangeliums. Eine runde Platte von skulptirtem Marmor, die eine Maske mit offenen Augen, Mund und Nase vorstellt, befindet sich unter dem Peristyl. Diese Platte diente wahrscheinlich zum Abfluß des Wassers von irgend einer Traufe. Ein Volksglaube sagt, daß, wenn Leute, die sich einer Lüge schuldig gemacht hätten, die Hand

in den Mund der marmornen Maske hielten, sie sogleich die Hand verlören. Wegen dieses Aberglaubens erhielt die Kirche den Namen der Madonna della Verita (der Wahrheit).

Gegenüber ist der Tempel der Vesta. Er ist rund und von cannelirten Säulen umgeben, die gut erhalten sind. Der Marmor, mit dem er bekleidet ist, beweist, daß er aus den Zeiten der Kaiser herrührt. Denn während der ganzen Dauer der Republik verwendete man kein so kostbares Material. Es sind neunzehn Säulen von weißem Marmor vorhanden. Dieser Tempel wurde in eine Kirche verwandelt, die den Namen der Madonna del Sole erhielt.

Nicht weit davon ist ein anderer Tempel, wahrscheinlich der älteste Roms, vom sechsten König von Rom, Servius Tullius, dem männlichen Glück erbaut. Es war dies eine Huldigung, dem Schicksal dargebracht, das ihn begünstigt und ihn, einen Sklaven, auf den Thron erhoben hatte. Dieser Tempel ist von vollendetem Geschmack und von einem eleganten Baustyl. Er wurde in eine Kirche unter dem Namen der ägyptischen Madonna verwandelt. Man hat den Peristyl mit dem Tempel durch eine Mauer verbunden, aber wenn man diese Mauer abtrüge, würde der Tempel in seiner ganzen Reinheit wieder erscheinen.

Herr Visconti sagte uns, indem er mit uns vom Tempel der Vesta sprach, daß es drei Arten von Tempeln gäbe, deren Form immer rund wäre: 1) die der Vesta, die, eine Tochter Saturns, die Erde vorstellte, die sich die Alten rund dachten; 2) die der Sonne, weil die Sonne täglich die Runde um die Erde macht; 3) die des Herkules, weil er die Erde von Räubern und Ungeheuern gesäubert und die Runde um die Welt gemacht hatte. Hierauf bemerke ich jedoch, daß die Alten keineswegs der Meinung waren, daß die Erde rund sei, was alle alten Geographien

beweisen. Christoph Columbus war der Erste, der diese Idee hatte, die ihm sein Genie eingab. Ich setze hinzu, daß nicht alle Tempel der Sonne rund waren, denn der von Heliopolis (Balbeck), der größte von allen, hatte nichts von dieser Form, er war im Gegentheil viereckig. Diese beiden Beobachtungen bewiesen mir, daß man nicht blindlings den Vermuthungen, den zu sehr verallgemeinerten Bemerkungen, und den Systemen der Alterthumsforscher vertrauen darf.

Nahe bei dem Tempel der Vesta steht das Haus des Nicolaus Rienzi. Im Jahre 1347 während Clemens VI. seine Residenz in Avignon aufgeschlagen hatte, und in Folge der Drangsale, unter denen die Römer seufzten, ließ er sich die höchste Autorität in Rom übertragen, ohne Gewalt anzuwenden, und nur durch die Macht seiner Beredtsamkeit. Er wurde unter dem Namen eines Tribuns mit der höchsten Gewalt bekleidet. Er führte Großes aus, aber seine Verwaltung, anfangs heilbringend für die Römer, wurde bald tyrannisch. In Folge der maßlosen Uebergriffe, deren er sich schuldig machte, gestürzt, verdankte er nur der Flucht seine Rettung. Verfolgt vom Papste Clemens VI. und mit dem Tode bedroht, ward er von dem neuen Papste Innocenz VI. dessen Zutrauen er gewonnen, gerettet. Mit derselben Macht bekleidet, mißbrauchte er sie von neuem, und wurde im Jahre 1354 auf dem Capitolium ermordet. Er war Zeitgenosse und Freund Petrarca's. Man erkennt an der Bauart seines Hauses das Wiederaufblühen der schönen Künste und eine gewisse Läuterung des Geschmacks.

Gegenüber ist die abgebrochene Brücke. Es war die Senatorenbrücke, auf welcher bei einigen Gelegenheiten Ceremonien stattfanden. Sie liegt an einer Krümmung des Tiber oberhalb der Cloaca Massima. Mehrmals wiederhergestellt, ist sie immer wieder ein-

gestürzt. An dieser Stelle, wo sich der Fluß wendet, ist die Strömung reißend. Man zeigt in einiger Entfernung die Pfeiler der Brücke, wo Horatius Cocles die Truppen des Porsenna aufhielt und den Römern Zeit verschaffte, die Brücke hinter ihm abzubrechen.

Die oberhalb gelegene Insel war zu den Zeiten der Römer zur Aufnahme von Kranken bestimmt, welche dort ihre Gesundheit wieder zu erlangen suchten. Sie enthält noch heute das beste Hospital Roms.

Wir beendigten unsern Gang mit dem Besuche des Janus, eines Doppelbogens mit vier Seiten, den Septimus Severus in der Mitte eines für den Handel bestimmten Platzes hatte erbauen lassen, um bei Regenwetter den Geschäftsleuten als Obdach zu dienen. Es ist ein schönes Bauwerk, reich an Verzierungen; es war mit sechsundneunzig kleinen Statuen geschmückt. Dicht dabei ist ein anderes Monument, das der Handelsstand zu Ehren des Septimius Severus aus Dankbarkeit für die Errichtung des Janusbogens erbaut wurde. Dieses Bauwerk zeigt zwei Merkwürdigkeiten: erstens die Zeichnung aller Geräthe, die bei den Opfern angewendet wurden, wovon mehrere als Typus für die Ornamente und Gegenstände, die bei unserm Cultus angewendet werden, gedient haben; dann eine Inschrift, von welcher Geta, der Sohn des Septimius Severus, seinen Namen hatte. Sie wurde unter der Regierung des Caracalla, seines Bruders und Mörders, wieder hergestellt. Man kann die verwischte Arbeit, und was in kleineren Characteren an deren Stelle gesetzt worden ist, noch erkennen. Der Brudermörder wurde mit Lobreden überhäuft. Man sieht noch die leere Stelle, die das Bild des Geta unter den Adlern der Legionen einnahm. Der Janus wurde erhalten, weil die Frangipani eine Festung daraus machten. Das Bauwerk des Handelsstandes wurde ebenfalls erhalten, weil es als Strebemauer für einen Glockenthurm diente. Zuletzt besahen

wir die Cloaca Massima, ein Werk des Tarquinius, ein herrlicher Abzugskanal, durch den ein beladener Heuwagen fahren konnte. Er ist sehr versandet, allein er dient heute noch zu dem Gebrauche, zu welchem er von Anfang an bestimmt war, ja er ist sogar aus Gesundheitsrücksichten für Rom unentbehrlich.

Fünfter Spaziergang.

Am 14. besuchten wir den esquilinischen Berg, und wir begaben uns nach der Porta maggiore, die ihren Namen von der Nähe der Kirche Sta. Maria-Maggiore hat. Auf dem Wege machte uns Herr Visconti auf einen Triumphbogen aufmerksam, der, wie man sagt, vom Kaiser Gallienus aus Anlaß eines vermeintlichen Siegs über Sapor, König von Persien, und eines darauffolgenden Triumphzuges erbaut wurde. Dieses Bauwerk hat nichts Grandioses, wenn es aber aus Anlaß eines eingebildeten Siegs erbaut wurde, ist es sicherlich, trotz seiner Kleinheit, noch viel zu schön. Von da besuchten wir den alten Tempel der Minerva Medica, ein Werk Domitian's. Dieser Tempel gehörte zu dem Palaste, den dieser Kaiser bewohnte. Er nannte ihn das „goldne Korn", im Gegensatz zum goldnen Palaste des Nero. Er ist von großem Umfange, von runder Form und von bedeutender Höhe. Früher war er mit Marmor bekleidet, jetzt ist nichts mehr vorhanden als die backsteinernen Mauern.

Die Porta Maggiore, die in der Nähe liegt, war ursprünglich ein Durchgang durch den von Claudius erbauten Aquäduct. Da der Weg von Präneste perpendiculär auf diesen Aquäduct stieß, so mußte er ihn durchschneiden. Claudius wollte, daß dieser Durchgang einen großartigen Anblick gewährte. In Folge dessen baute er fünf Bögen mit einem Fronton. Zwei waren zur Durchfahrt für die Wagen, drei für die

Fußgänger. Das Werk ist großartig. Es ist in dem Style gehalten, den man den ländlichen Baustyl nannte und der bei denjenigen Werken angewendet wurde, die weder für Götter noch für Menschen, sondern für Dinge und Thiere bestimmt waren. Sein eigenthümlicher Character besteht darin, daß das Behauen der Steine keinen weitern Zweck hatte als die Festigkeit des Baues und nicht die äußere Eleganz. Die Säulen hatten jedoch verzierte Capitäler; sie bestanden aber nur aus Klötzen, die aus dem Gröbsten behauen waren. Claudius ließ den von diesen Arkaden getragenen Aquäduct bauen, welcher das Wasser des Anio Nuovo herbeileitete. Er vereinigte in sich das Wasser von drei Aquäducten. Dieser Aquäduct wurde vom Pabst Sixtus V. erbaut, und das Wasser erhielt den Namen aqua felice von dem Klosternamen Felix, den Sixtus V. als Franziskanermönch geführt hatte. Als Aurelian die jetzige Ringmauer Roms baute, benutzte er dazu so viel wie möglich die schon vorhandenen Bauten. In Folge dessen stießen die Mauern von zwei Seiten auf den Aquäduct, der somit einen Theil derselben ausmachte. Die Architectur über dem Durchgang für die Straße von Präneste ist theilweise durch Mauerwerk aus dieser Zeit verdeckt, und dieser Durchgang wurde das heute noch existirende Thor.

Wir verfolgten die Ringmauer an der Außenseite. Wir sahen die Breschen, welche Totilas geschlagen, als er sich Roms bemächtigte. Wir umgingen einen Halbkreis, der einen Theil der Umfassung bildet. Er ist mit Säulen von eleganten Proportionen verziert, welche ebenso wie die Mauern, von Backsteinen sind. Es war ein Amphitheater, das unter dem Namen des Amphitheatrum castrense bekannt war. Es rührt aus den Zeiten der Republik her und diente als Exercierplatz für die Soldaten. Auch hier sah man Breschen, welche Totilas gemacht hatte. Wir gelangten an

das Thor des heiligen Johann. Nicht weit davon ist die Porta Asinaria, deren Stelle dieses ersetzt hat. Die Porta Asinaria diente dem Totilas zum Einmarsch. Die isaurischen Soldaten, die sie zu bewachen hatten, überlieferten sie ihm durch Verrath. Seit dieser Zeit wurde sie vermauert, und ist es geblieben.

Wir kamen nun an die Kirche St. Giovanni di Laterano. Auf dem Platze ist noch ein Theil eines Bauwerks, das zu einem weitläufigen Gebäude gehört hatte. Der äußerste Theil, ein vorspringender Ausbau, ist allein erhalten und restaurirt; es befindet sich daran eine Mosaikarbeit in byzantinischem Geschmack. Jesus Christus ist mit seinen zwölf Aposteln dargestellt, und in den Seitentheilen empfängt Karl der Große die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes. In diesem Gebäude wurde er gekrönt. Wir besuchten die Kirche und den Palast des Lateran. Die Taufkapelle ist von alter Bauart; es ist der Theil des römischen Palasts, wo sich die Bäder befanden. Es giebt nichts Schöneres und Eleganteres als die Architectur dieses Gebäudes, nichts Kostbareres als die dazu verwendeten Materialien. Schöne Säulen von rothem Granit stehen am Eingange; Säulen von Porphyr und Marmor bilden zwei concentrische Kreise im Innern. Eine prächtige Basaltvase steht im Mittelpunkte. Hier wurde Constantin vom Papst Sylvester getauft. Diese Kirche ist zur Taufe aller Katechumenen bestimmt, und jedes Jahr am Osterheiligenabend findet eine feierliche Ceremonie mit den übergetretenen Juden statt, bei welcher der Cardinal-Vicar den Vorsitz führt.

Von der Taufkapelle gingen wir in die Kirche St. Giovanni. Sie ist schön und groß, und mit herrlichen Fresken geziert. Sie enthält Statuen von Heiligen, und diese Statuen machen, obwohl sie von mittelmäßiger Arbeit sind, wegen ihrer Größe einen schönen Effect. Wie die meisten Kirchen Roms, ist auch

sie nicht gewölbt, und ihre Decke ist von skulptirtem und vergoldetem Holzwerk. Verschiedene Kapellen darin dienen zu Begräbnißstätten für die großen Familien Roms. Die der Corsini ist die bemerkenswertheste; sie enthält einen Sarkophag von Porphyr von ausgezeichneter Schönheit. Die Asche Agrippa's wurde früher darin aufbewahrt; jetzt enthält er die sterbliche Hülle Clemens' XII. aus der Familie Corsini, welche im 17. Jahrhundert herrschte.

Die Kirche St. Giovanni enthält die Köpfe des heiligen Peter und des heiligen Paul. Sie werden in einem Reliquienschrein über dem Hauptaltar aufbewahrt. Die Kirche St. Giovanni ist die erste Roms und der Christenheit. Es ist die des Papstes, die seines Sitzes als Bischof von Rom.

Am Eingange der Kirche, unter dem Peristyl ist eine Statue Heinrich's IV., die bei Gelegenheit seiner Abschwörung errichtet wurde. Die Könige von Frankreich führen den Titel als erster Canonicus von St. Giovanni di Laterano. Auf ihr Ansuchen haben die Könige von Spanien den Titel als erste Canonici von Sta. Maria Maggiore erhalten.

Ein Palast steht mit der Kirche in Verbindung. Der jetzige Papst läßt denselben wiederherstellen, um ihn einige Monate des Jahres bewohnen zu können. Er ist schön, einfach und zweckmäßig eingerichtet, ohne sehr groß zu sein. Es befinden sich darin eine große Menge mehr oder weniger werthvoller Fresken und ein sehr großes Gemälde, welches den Märtyrertod des heiligen Andreas darstellt, eine von Silvagni gemalte Copie einer Freske von Domenichino, die sich besonders durch schöne Zeichnung, wenn auch nicht durch das Colorit auszeichnet.

Durch folgende Ereignisse wurde der Palast des Lateran der Sitz und Aufenthalt der Päpste. Als Nero das goldene Haus bauen ließ, nahm er seinen

Wohnsitz in Ostia. Da ihn dieser Aufenthalt langweilte und er nach Rom zurückkehren wollte, fragte er, welches das schönste Privathaus sei. Man nannte ihm das eines Patriciers Namens Lateranus. Der Patricier wurde proscribirt, und sein Haus confiscirt und von Nero bezogen. Es wurde die Wohnung mehrerer Kaiser, unter andern auch die des Marc Aurel, welcher als Philosoph und ohne Gepränge lebte und es dem Palast auf dem palatinischen Berge vorzog. Seine Statue, welche jetzt den Platz des Capitoliums ziert, wurde dort aufgestellt. Constantin bewohnte denselben Palast, und als er Rom verließ, machte er ihn dem Papst Sylvester zum Geschenk. Man glaubte lange Zeit, daß diese Statue Constantin vorstelle, und diesem Umstande verdankt sie ihre Erhaltung. Die Kirche St. Giovanni di Laterano liegt zwischen den Hügeln Esquilinus und Coelius. Der Palast St. Giovanni di Laterano wurde von Sixtus V., dem nämlichen Papste, der die Aquäducte wieder zu Ansehen und Nutzen brachte, welche jetzt auf dem linken Ufer des Tiber in Gebrauch sind. Dieser Papst, der einen so großen Namen hinterließ, regierte nur fünf Jahre. Er wurde 1585 gewählt, und starb 1590.

Wir beendigten unsern Spaziergang mit dem Besuch des Tempels, der dem Claudius zur Zeit seiner Apotheose erbaut wurde. Es ist eine Rotunde von eleganter und einfacher Bauart, die aus zwei Reihen Säulen in einem concentrischen Kreise bestehen; sie waren à jour und eine Kuppel bedeckte sie. Da die gewölbte Decke eingestürzt und die Handwerksleute nicht geschickt genug waren, sie in ihrem Umfange wiederherzustellen, wurden zwei noch größere Säulen als die andern, und ebenfalls von grauem Granit, im Innern aufgestellt, um einen Bogen zu stützen, der die Bedachung trägt. Dieses Bauwerk ist zwar schön, aber

ohne anmuthige Form, weil seine Höhe mit dem Durchmesser in keinem Verhältniß steht. Gegenwärtig ist es eine Kirche, die dem heiligen Stephan (dem Runden) gewidmet ist. Eine Reihenfolge von Fresken bedeckt den ganzen Umkreis der Rundmauer und der Kapellen, und stellt die Märtyrer mit ihren Namen und der Art ihrer Hinrichtung dar. Es ist eine Reihe von Gemälden, deren Anblick peinliche Gefühle erweckt.

Ich habe vergessen in diesem Tagebuche zu bemerken, daß Herr Visconti uns, als wir nach der Porta Maggiore gingen, auf eine vermauerte Thür aufmerksam machte, welche den Eingang zu einem Garten bildete, der im 17. Jahrhundert einem Zauberer gehörte und in welchem angeblich Zauberei getrieben wurde. Die Pfeiler des Thores, so wie die Capitäler sind von skulptirtem weißen Marmor; darauf sind cabalistische Linien mit Inschriften verschiedener Art; aber eine ist darunter, die man in Rom mit Befremden ließ. Sie ist in gutem Latein und bedeutet: Es giebt drei außerordentliche Dinge: Ein Gott, der Mensch geworden, eine Jungfrau, die Mutter geworden, und Drei, die nur Einen ausmachen.

Sechster Spaziergang.

Am 18. December machten wir unsern sechsten Spaziergang. Wir gingen wieder auf die Via Appia und besuchten das Thal der Nymphe Egeria, ein Thal, das köstlich sein würde, wenn es geordnet, bepflanzt und bebaut wäre. Es hat Wasser, eine schöne Vegetation und alle Elemente zu einem schönen Garten. In dem der Stadt zunächstgelegenen Theile ist ein dem Gotte der Rückkehr geweihter Tempel. Dies ist der Punkt, von wo aus die Karthager unter der Anführung Hannibal's die Stadt Rom bedrohten. Hier befindet sich auch das Feld, das verkauft wurde, wäh

rend die Karthager darauf lagerten und dessen Preis durch diesen Umstand keineswegs verringert wurde. Der Tempel bezeichnet die Grenze, wo die Feinde stehen blieben und von wo aus sie sich entfernten. Er ist klein und von Backsteinen gebaut, wie alle Werke aus den Zeiten der Republik, und mit achteckigen Säulen verziert. Im Innern waren sonst Statuen.

Wenn man das Thal hinauf geht, findet man in geringer Entfernung die Grotte der Nymphe Egeria. Ein heiliger Hain umgab sie. Es existirt noch eine Gruppe grüner Eichen, die aus jungen Bäumen besteht, welche aber aus alten Wurzelstöcken kommen, und jeder solcher Wurzelstock gehört mehreren Bäumen zugleich an und stellt eine Verbindung zwischen ihnen her. Dorthin zog sich Numa, zweiter König von Rom, zurück, um die Inspirationen der Götter zu empfangen, oder vielmehr, um seine Entscheidungen in den Augen des römischen Volks heilig zu machen.

Diese in Tuffstein ausgehauene Grotte, aus der eine Quelle, die noch jetzt existirt, hervorkam, glich ohne Zweifel allen Wohnungen der ersten Menschen. Sie machten sich ein Obdach, indem sie die Erde aushöhlten, wovon man ein Beispiel einige Schritte weiterhin sieht. Augustus, dessen Bemühungen beständig darauf gerichtet waren, die Erinnerungen an die Republik zu verwischen, der sich darin gefiel, Rom zu verschönern, und der seinen Namen dem Volke beständig durch den Anblick seiner Werke in's Gedächtniß rufen wollte, ließ diese Grotte mit Marmor bekleiden und vergrößern. Eine Statue von weißem Marmor, die Nymphe Egeria vorstellend, wurde darin aufgestellt. Sie ist verstümmelt, befindet sich aber noch hier; sie ist die einzige Statue, die noch auf der Stelle steht, auf der sie ursprünglich stand. Auf der Höhe, an deren Fuße die Quelle entspringt, wurde ein Tempel erbaut und den guten legislativen Eingebungen zum

Glücke der Völker gewidmet. Augustus legte Werth darauf, seinen Namen mit dem Numa's verglichen zu sehen. Er strebte danach, als der zweite Gesetzgeber Roms betrachtet zu werden. Er wollte sich der öffentlichen Meinung gegenüber in ein ähnliches Verhältniß zu Julius Cäsar bringen, wie es zwischen Numa und Romulus stattgefunden hatte. Daher ließ er Arbeiten in diesem Tempel ausführen und ihn mit Säulen von cannelirtem Marmor von schöner Arbeit verzieren und ihn mit einem Peristyl versehen. Dieser Peristyl wurde durch eine Mauer mit dem Tempel verbunden, und die Säulen sind ganz oder zum Theil in demselben enthalten. Gegenwärtig dient er einem Eremiten zur Wohnung.

Einige Schritte weiter sind Höhlen, die von Menschenhand gegraben und sehr tief sind. Da der Boden von Tuffstein ist, war diese Arbeit leicht. Diese Grotten dienten den Urbewohnern zur Wohnung. Abtheilungen zeigen, daß mehrere Familien darin wohnen konnten. In allen Ländern, wo das Klima zuweilen rauh ist, haben die ersten Einwohner eine Wohnung unter der Erde gesucht. Man sieht dies in Ungarn und Frankreich. In Ländern, die von der Natur mehr begünstigt sind und wo das Klima beständig mild ist, haben sie ein Obdach auf der Oberfläche der Erde gesucht und ihre Wohnung leicht von Holz gebaut. Daraus entstehen verschiedene Ausgangspunkte der Architectur und eine scharf ausgeprägte Verschiedenheit in den Elementen derselben. Die Griechen kannten die Künste, die bei den ersten römischen Bauwerken angewendet wurden, nicht, und wendeten Säulen und Architrave an, welche an die Bäume erinnern, die sie perpendiculär und dann querüber legten, um ihre Häuser zu bauen.

Wir gingen zurück und besuchten den Circus des Caracalla. Dies ist das einzige Bauwerk dieser Art

das hinreichend unversehrt geblieben ist, damit man noch erkennen kann, wie die Wettrennen stattfanden. Der Circus Maximus, der sich in Rom befand, war viel größer, aber er ist vollständig zerstört. Der Circus des Caracalla ist eine halbe Meile lang. Er war in einem Gebäude von Mauerwerk enthalten, der acht bis zehn Reihen amphitheatralischer Stufen über Gewölben, welche einen Gang bildeten, trug. Dieser Gang, der um das ganze Bauwerk herumging, vermittelte den Zugang zu allen Theilen des Circus. Die kaiserliche Loge, die sich auf der linken Seite befand, war ungefähr im dritten Theile der Länge angebracht. Zwölf Eingänge, von denen jeder einen Wagen enthielt, nahmen das äußerste Ende ein, und diese zwölf Wagen fuhren auf ein gegebenes Zeichen gleichzeitig ab. Sie mußten eine bestimmte Anzahl Runden um den Circus machen. Eine Art Damm war in der Mitte den Circus entlang errichtet, so daß die Wagen gezwungen waren, die ganze Strecke der Länge nach hin und zurück zu durchlaufen. Ueber und hinter den Logen war ein Haus, in das viel Prostituirte kamen, um ihr Handwerk zu treiben. Hinter dem Circus waren die Ställe, und an der Seite eine sehr hohe Mauer, mit Marmorplatten bedeckt, auf denen die Namen und die Abstammung der Pferde, welche gesiegt hatten, so wie ihrer Lenker, eingegraben waren. Außerhalb war ein kaiserlicher Pavillon in den sich der Kaiser vor dem Wettrennen begab und wo er sich während der Pausen aufhielt. Der Circus des Caracalla faßte dreißigtausend Zuschauer.

Als wir vom Circus zurückkamen, machte uns Herr Visconti auf eine Stelle der Straße aufmerksam, wo noch ein Trivium steht. Dies war ein Bauwerk, das auf allen Kreuzungspunkten mehrerer Straßen angebracht wurde. Es war gewöhnlich ein Brunnen mit drei Statuen, der der Isis, des Mercur und des Aescu-

lap, um für die Vorübergehenden den richtigen Weg, die Sicherheit und die Gesundheit zu erflehen. Bei Pompeji hatte man an diesen Kreuzungspunkten Ziehbrunnen angelegt.

Die Porta Appia oder St. Sebastian ist am unteren Theile mit Marmor bekleidet. Es ist dasselbe Thor, welches Aurelian bauen ließ, aber es wurde von Belisar erhöht und mit Thürmen versehen.

In die innere Stadt zurückgekehrt, machten wir Halt, um das Grabmal der Familie der Scipionen zu sehen. Auf diesem Platze stand der Tempel des Mars extra muros. Man hielt darin an den Triumphtagen die Abgesandten der fremden Mächte, welche nicht römische Verbündete waren, eingeschlossen. Die Familie Scipio's erhielt zur Auszeichnung die Erlaubniß, ihren Begräbnißplatz bei diesem Tempel zu haben.

Man tritt in unterirdische Räume, die in Tuffstein gegraben sind und den Catacomben gleichen. Verschiedene Inschriften befinden sich darin, welche die Namen Derer angeben, die hier begraben liegen. Diese Inschriften sind sehr eitel, lobpreisend und emphatisch.

Folgendes erzählte uns Herr Visconti über die Begräbnisse der Alten. Wenn ein Verstorbener zu einer vornehmen Familie gehörte, wurde er in die Gruft der Voráltern getragen und in bildlicher Weise von den hervorragendsten unter Denen, die ihm dahin vorausgegangen waren, empfangen. Diese wurden von Sklaven vorgestellt, welche maskirt und so gekleidet waren, daß sie so viel als möglich an die Personen erinnerten, die sie darstellen sollten. Sie kamen aus der Gruft dem Todten mit Fackeln entgegen. Diese Ceremonie brachte den dabei handelnden Sklaven die Freiheit ein. Herr Visconti sagte uns auch, daß der Adoption, deren Zweck war, die Familien zu verewigen, und ihren Ruhm, ihre Macht und ihren Glanz zu erhalten, indem

man [illegible] Männer von [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] Nachdem die [illegible] Vorschriften gelesen waren, [illegible] den [illegible] [illegible] ich die Kerze und den Wunsch fühle, den großen Namen, den er führen solle, Ehre zu machen. Wenn er sich dies nicht [illegible], [illegible] man ihm eine [illegible] über unbestimmte Zukunft. Im [illegible] Falle hinterließ die Ceremonie in ihm einen tiefen Eindruck, der sich während seines ganzen Lebens fühlbar machte und ihm die Kraft verlieh, welche die Umstände von ihm verlangten.

Wir kamen bei einer kleinen Kapelle vorbei, die unterhalb des palatinischen Berges seitwärts von dem Platze des großen Circus liegt. Sie ist dem heiligen Sebastian geweiht, der hier die Märtyrerkrone empfing. Er diente in der kaiserlichen Garde. Er wurde als Christ erkannt und auf Befehl des Kaisers Domitian mit Pfeilen erschossen.

Siebenter Spaziergang.

Am 26. December besuchten wir die Bäder. Wir machten den Anfang mit denen des Caracalla, aber eine neuerliche Verordnung verbot uns den Eintritt. Wir besuchten die des Trajan, die auf dem esquilinischen Berge liegen. Die Wasserbehälter sind unversehrt. Diese Bäder, zwölf an der Zahl, sind sehr weitläufig und stehen mit einander in Verbindung. Sie enthielten zusammen eine ungeheure Wassermasse. Zerstreute Ruinen sind noch vorhanden und zeigen den großen Flächenraum an, den diese Bäder einnahmen. Sie bestanden aus einer Reihe von runden Sälen, welche Nischen enthielten, in denen Statuen aufgestellt waren. Die innern Wände dieser Säle waren mit Marmor bekleidet. Die Ruinen der Bäder Trajan's geben eine Idee von der Einrichtung der Wasserbehälter und

eine ungefähre Vorstellung von dem Umfange dieser Vergnügungsorte.

Hierauf besuchten wir die Kirche St. Pietro in Carcere, eine herrliche Kirche von eleganten Verhältnissen mit antiken cannelirten Säulen aus einem Stück von äginetischen Marmor. Dieser Marmor hat die Eigenschaft, daß er, wenn er durch Reiben erwärmt wird, einen schwefeligen Geruch verbreitet. Alle Säulen sind gleich, was bei diesen neueren Bauwerken, zu denen die Ueberreste alter Bauwerke verwendet wurden, selten ist. In dem vorliegenden Falle hatten alle diese Säulen einem einzigen Gebäude, den Bädern des Trajan angehört. Diese Kirche gehört einem Kloster von Stiftsherren. Sie enthält den Moses von Michel Angelo, der zu dem Mausoleum Julius' II. gehört. Diese kolossale Statue von einem Gelegenheitsstyl ist außerordentlich schön. Sie hat einen bewunderungswürdigen Ausdruck, und man sieht, daß der Künstler den Zweck vor Augen hatte, die Kraft und Macht darzustellen, und einen erhabenen Character zu versinnlichen.

Von St. Pietro in Carcere besuchten wir die Bäder des Diocletian, von denen ein Theil, der Hauptsaal, vollkommen erhalten ist und in eine Kirche unter dem Namen der Maria degli Angeli verwandelt worden ist. Michel Angelo erhielt den Auftrag, diesen Raum seiner gegenwärtigen Bestimmung gemäß einzurichten. Man tritt durch eine Rotunde ein, die sich in der Mitte der einen Längsseite des Gebäudes befindet. Michel Angelo hat gegenüber eine ähnliche Rotunde angebracht, um die Kreuzform herzustellen. Acht Säulen von ägyptischem Granit, deren Schaft aus einem Stück ist und die einen Durchmesser von fünf Fuß und eine Höhe von ungefähr vierzig Fuß haben, stehen unter der Hauptkuppel im Centrum der Kirche. Da der Boden erhöht worden ist,

um die Feuchtigkeit zu vermeiden, stehen diese Säulen mehrere Fuß unter der Erde, und man hat unten Sockel von gemaltem Holze angebracht, welche die von Granit, die im Boden verborgen sind, vorstellen sollen. Wenn man eintritt, ist rechts eine schöne kolossale Statue des heiligen Bruno. Auf der entgegengesetzten Seite erblickt man ein herrliches Freskogemälde von Domenichino, das den Märtyrertod des heiligen Sebastian darstellt. Ich habe nie Fresken gesehen, deren Colorit so lebhaft und so schön gewesen wäre. Es wurde wo anders abgenommen, und mit der Wand, auf die es gemalt war, fortgeschafft. Ueber den Boden dieser Kirche ist ein Meridian gezogen.

Wir gingen nun in das Karthäuserkloster. Es ist sehr groß und enthält hundert steinerne Säulen. Es umschließt einen großen Garten, in dessen Mittelpunkt sich ein Springbrunnen befindet. Drei prächtige Cypressen, angeblich von Michel Angelo gepflanzt, beschatten denselben. Die eine von ihnen ist mehrmals vom Blitz getroffen worden. Dieser ganze Raum und ein andrer, außerhalb des Gartens, sowie der ganze Platz vor der Kirche gehörten sonst mit zu den Bädern des Diocletian.

Man würde sich eine falsche Idee von diesen Anstalten machen, wenn man die Bedeutung des Wortes „Bäder" auf das beschränkte, was sie heutzutage bei uns sind. Die Bäder waren nur Nebensache, ein specielles Mittel und ein Vorwand zu Vergnügungen. Diese Orte waren dem sinnlichen Genuß, der Wollust und Allem gewidmet, was das Heidenthum und die Sittenverderbniß damals gestatteten. Es soll darin Raum genug für viele Tausend Menschen gewesen sein. Dreitausend Personen konnten sich gleichzeitig baden. Es waren dort Promenaden, Säle zu improvisirten Vorträgen und allerhand Orte zur Unzucht; kurz, alle möglichen Genüsse wurden dort dem Volke im Ueber-

maß, in so außerordentlicher Ausdehnung geboten, daß wir es jetzt kaum begreifen können. Diese Dinge waren jedoch bei den Römern etwas ganz Gewöhnliches.

Unter der Republik gab es keine derartigen Etablissements. Das Forum, die öffentlichen Angelegenheiten, der Ruhm und die Macht Roms beschäftigten die Gemüther und nahmen alle Geisteskräfte in Anspruch. Als die Freiheit verschwand und die Kaiser ein Interesse hatten, das Volk von den öffentlichen Angelegenheiten abzuziehen, schufen sie diese Vergnügungsorte, die es beschäftigen, verweichlichen und entnerven sollten. Das erste wurde unter Augustus errichtet und Agrippa, sein Schwiegersohn, übernahm die Leitung. Das Pantheon sollte einen Theil desselben bilden. Da die öffentliche Meinung sich dagegen auflehnte, daß ein solches Gebäude zu diesem Gebrauch dienen sollte, wurde es in einen allen Göttern geweihten Tempel verwandelt. Trajan erbaute die ersten Bäder in so großen Dimensionen. Später kamen die des Caracalla, dann die des Diocletian, die die größten waren, und endlich die letzten, die des Constantin. Man sagt, daß die Bäder, die in Ostia entdeckt worden sind, ein noch außerordentlicheres Schauspiel darbieten, durch eine öffentliche Andeutung der Sittenverderbniß, die sie gewissermaßen sanctionirten.

Wir besuchten ferner die Gärten des Sallust, welche zwischen dem Quirinal und dem Pincio liegen. Der Palast des Sallust stand auf der nämlichen Stelle, den jetzt eine auf seinen Ruinen erbaute Villa einnimmt. Ein Circus war in dem Thale erbaut, und ein Tempel der Venus Ericyna befand sich am äußersten Ende desselben. Dieser Tempel ist noch gut erhalten, und außer den Verzierungen, mit denen er bekleidet war, und den Marmorstatuen, die ihn schmückten, ist er fast unversehrt.

Bei der Rückkehr besuchten wir die Kirche della

Victoria. Sie wurde auf Anlaß des Sieges von Lepanto von Paul V. gebaut, der sie dem heiligen Paulus widmete. Sie ist von kostbarem Material, ganz mit Marmor bekleidet und hat Aehnlichkeit mit einer der schönsten Kirchen Venedigs. Gegenüber dem Quirinal blieben wir stehen, um die Kirche des St. Thidoro zu betrachten. Die Bauart derselben ist elegant. Ihre Dimensionen sind gleich denen der horizontalen Fläche eines Hauptpfeilers der St. Peterskirche. Man kann ihren Umfang kaum begreifen, wenn man diesen Vergleich hört.

Bemerkung über das Münzsystem, das bei den Römern zur Zeit der Republik und vor den Kaisern in Gebrauch war.

Kupfermünzen: — Stücken von 12 Uncias, genannt Asses, von 6 Uncias, genannt Senes (semisses), von 4 Uncias, genannt Trientes, von 3 Uncias, genannt Quadrantes, von 2 Uncias, genannt Sextantes und von 1 Uncia.

Silbermünzen: — Denarium zu 10 Ass; Quinarium zu 5 Ass; Sexcutarium (sestertius) zu 2½ Ass.

Goldstücken gab es noch nicht.

Achter Spaziergang.

Am 6. Januar besuchten wir die Kirche St. Lorenzo fuori le mura und die in der Nähe befindlichen Catacomben. Die Kirche liegt an der Straße von Tivoli. Diese dem Märtyrer, der die Strafe des Feuers erduldete, geweihte Kirche wurde von Constantin erbaut, und später vom Papste Honorius vergrößert. Der ältere Theil ist schön. Sie ist jedoch aus den Trümmern älterer Bauwerke gebaut. Marmorsäulen von der schönsten Säulenordnung, cannelirt aber von verschiedenen und nicht zu einander passenden Dessins, sind hier vereinigt. Man erkennt noch die alte Ein=

theilung, nach welcher die Geschlechter in der Kirche getrennt waren. Der Stein, auf welchem der heilige Lorenzo hingerichtet wurde, ist im Hintergrunde des Chors eingemauert. Diese Kirche ist eine Basilica und hat einen Altar, der dazu eingerichtet ist, daß der Papst das Hochamt halten kann. Wie in den ältesten Kirchen sind dort zwei marmorne Kanzeln, die eine zum Vorlesen der Epistel, die andere zum Vorlesen des Evangeliums.

Der äußere Theil der Kirche, der vom Papste Honorius gebaut wurde, ist mit granitnen Säulen von verschiedener Größe verziert, die aus zerstörten Bauwerken genommen sind. Dieser spätere Theil ist sehr gewöhnlich und gemein. Die Decke ist von geschnitztem Holzwerk. Sie ist von neuerer Arbeit und nicht über hundertfünfzig Jahr alt. Das Portal des Peristyls hat sechs corinthische Säulen. Vier sind von cannelirtem weißen Marmor; zwei andere sind von grauem Marmor und glatt. Diese Kirche gehört einem sehr reichen Kloster von Ordensgeistlichen. Früher war dieses Kloster ein Hospiz und es wurden den Bedürftigen bedeutende Liebesdienste erwiesen. Unter dem Portal befinden sich Fresken, die sehr gut gehalten sind und aus dem 12. Jahrhundert herrühren. Beim Eingang in die Kirche rechts sieht man eine sehr schöne viereckige Schale von antiken Marmor, die mit herrlichen Basreliefs verziert ist, welche die Feierlichkeiten einer Hochzeit darstellen. Sie enthält die Ueberreste des Cardinal Fieschi.

Nicht weit von dem Kloster wird ein großer Gottesacker angelegt, der die Todten aus dem östlichen Theile der Stadt aufnehmen soll. Es sind dreihundertfünfundsechzig Grüfte dort. Jeden Tag soll eine offen stehen, um die Todten von diesem Tage aufzunehmen. Jede der Grüfte hat einen Flächeninhalt von hundert Quadratfuß, und sie sind sehr tief. Sie wer-

den die Todten von mehr als einem Jahrhundert aufnehmen können. Die Grüfte werden so verschlossen werden, daß jede Entweihung unmöglich ist. Eine Mauer umgiebt den Gottesacker. Inwendig werden an die Mauer Grüfte angebaut, welche Familienbegräbnisse bilden sollen. Der ganze Platz wird dann bepflanzt werden. Dieser große Friedhof wird die Würde, die Pietät, die Achtung, die man den Todten schuldig ist, mit den wünschenswerthen Maßregeln für die öffentliche Gesundheitspflege vereinigen. Man kann eine solche Einrichtung nicht genug loben.

Wir traten in die benachbarten Catacomben. Sie sind tief und von ungeheuern Umfange. Sie sind in Tuffstein ausgegraben und enthalten eine ungeheure Menge Gräber, aus denen die Leichname weggeschafft sind. Man hat anfangs Baumaterialien daraus entnommen, und später dienten sie den ersten Christen gleichzeitig als Wohnung bei Lebzeiten, und als Begräbnißstätte. Da, wo ein Märtyrer begraben wurde, findet man eine Vase oder eine Phiole, die mit seinem Blute gefüllt war. In gewissen Entfernungen sind Altäre angebracht. Sie zeigen die Stelle an, wo ein Märtyrer oder ein Oberpriester, und oft den Ort, wo die Ueberreste eines Mannes, der beides zugleich war, begraben wurden. Die Altäre sind mit einem Schwibbogen überdeckt. Es sind hier eine Menge Gräber von im zartesten Alter gestorbenen Kindern, die ohne Zweifel in den Catacomben selbst geboren wurden und niemals das Tageslicht gesehen hatten. Verschiedene Straßen mit Abzweigungen ziehen sich auf dieser Seite auf große Entfernung unter der Campagna von Rom hin. Man hat im Kreuzgange des Klosters verschiedene Alterthümer aufgestellt, die in diesen Catacomben gefunden wurden. Ein sehr großer Theil der Leichensteine hat Inschriften mit den Namen derer, deren *Ueberrest* sie bedeckten. Die Märtyrer sind an zwei

Zeichen zu erkennen: oft ist das Marterwerkzeug auf dem Grabe eingegraben, so wie eine Taube, welche die entfliehende Seele vorstellt, die sich zu Jesus Christus emporschwingt, welcher durch ein gebräuchliches Symbol, wozu ein Kreuz gehört, angedeutet ist. Gewöhnlich tragen diese Vögel eine Vase im Schnabel, ähnlich der welche das Blut des Märtyrers enthielt. Es sind hier auch schöne Sarkophage von Marmor.

Wir gingen unter dem Aquäduct weg, den Augustus gebaut hat und der noch heute seine Dienste leistet, und kehrten in die Stadt zurück. Wir besuchten das Forum des Augustus, dessen ungeheuer hohe Umfassungsmauer noch theilweise existirt. Sie wurde deshalb so hoch aufgeführt, damit man vom esquilinischen Berge aus das Innere nicht überblicken konnte, und damit umgekehrt der Pontifex bei den Opfern nichts von übler Vorbedeutung sehen sollte. Dieses Forum enthielt eine Basilica, der Ort, wo die Justiz ausgeübt wurde, und einen Platz für das Volk. Augustus ließ es bauen, um dem Volke die Benutzung des republikanischen Forums zu entziehen und den Einfluß von Erinnerungen zu zerstören. Domitian baute ein andres, das er zwischen dem Forum des Augustus und dem, welches später Trajan erbaute, aufführen ließ. Nerva ließ'es vollenden und es trägt seinen Namen. Es wurde der Pallas geweiht, und diese Göttin hatte einen Tempel darin. Zwei unter dem Namen der Colonnacie bekannte schöne Säulen, welche zu zwei Drittheilen eingegraben sind, ein schöner Architrav und ein Gesims von Marmor sind Alles was noch davon existirt.

Wir beschlossen unsre Wanderung mit dem Forum Trajan's, gewiß einem der bewunderswürdigsten Bauwerke, die aus der Hand der Menschen hervorgegangen sind. Es bestand anfangs aus einem ungeheuern Saal, in welchem der Prätor Recht sprach und wo das Volk

frei eintreten konnte, dann aus einem Tempel, einer Bibliothek und einem Triumphbogen auf der der Säule entgegengesetzten Seite. Unter dem Triumphbogen stand eine prächtige Reiterstatue Trajan's. Die zu Ehren Trajan's errichtete Säule, die in der Nähe des Tempels und der Bibliothek steht, ist mit Basreliefs bedeckt, welche die kriegerischen Thaten Trajan's gegen die Dacier darstellt. Die darauf befindliche Inschrift besagt, daß ihre Höhe mit dem Theile des Berges Quirinal gleich ist, der abgetragen wurde, um den Platz auf dem das Forum steht, zu planiren. Die Säule hat eine Höhe von hundertzwanzig Fuß. Sie besteht aus fünfundzwanzig Marmorblöcken, die über einander gelegt und inwendig zu einer Treppe ausgehauen sind. Es ist ein bewunderungswürdiges Werk, das einzig in der Welt dasteht. Die Treppe hat achzig Stufen.

Auf dem Wege nach der Kirche Sta. Maria Maggiore kamen wir durch ein Stadtviertel Roms, das unter dem Namen Montaniates bekannt ist. Es ist eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung die ihre besondern Sitten hat. Sie sind die Nebenbuhler der Trasteveriner. Sie gelten für sehr leidenschaftlich und verkehren wenig mit den römischen Bürgern.

Neunter Spaziergang.

Wir begaben uns zuerst nach dem goldnen Hause des Nero. Es war auf dem esquilinischen Berge erbaut. Dieser Palast umfaßte den Berg Palatinus, die Wiege Roms, den Berg Cölius und den Berg Esquilinus. Der Platz auf dem das Colíseum erbaut wurde, gehörte zu seinen Gärten, und dieser Platz bildete einen See, dessen Ufer bepflanzt waren. Der Laocoon, ein Meisterwerk des römischen Alterthums, wurde in diesem goldenen Hause gefunden. Das Haus enthält mehrere aneinanderstoßende Säle von ungeheurer

Höhe, die aber nicht unmittelbar zusammenhängen. Ihr Eingang ist immer dem Hofe zugekehrt. Beim Planiren des Hofes fand man eine ungeheure Schale von grauem Granit. Sie diente einem Springbrunnen als Bassin und wird gegenwärtig zu demselben Gebrauch im Hofe des Belvedere im Vatican benutzt. Diese beiden Gegenstände wurden unter Julius II. gefunden. Zu derselben Zeit, und unter der Regierung desselben Papstes, wurde der Apollo am Hafen von Antium gefunden, wo Nero ein Landhaus besaß. Man hat die Bemerkung gemacht, daß diese beiden berühmten Statuen gleichsam der Typus des Genies der beiden berühmten Künstler, welche damals lebten, geblieben sind. Der Apollo erinnert an die ideale, sublime Art und Weise Raphael's, wenn er die Gottheit darstellt, und der Laocoon an den leidenschaftlichen und kräftigen Ausdruck Michel Angelo's. Der Eingang in die Zimmer und der Hof des goldnen Hauses lagen auf der Nordseite in der Richtung des esquilinischen Hügels. Malereien, deren Farben noch sehr lebhaft sind, bedecken alle Wände dieser Zimmer. Die dargestellten Gegenstände sind meistentheils Phantasieen. Sie dienten den Freskogemälden zum Muster, welche Raphael in den Hallen des Vatikans ausgeführt hat.

Nero hatte, um diesen Palast zu erbauen, eine große Zahl Römer aus ihrem Besitzthum vertrieben, und er errichtete ihn auf den Trümmern der Häuser, welche früher diesen Platz einnahmen. Nach Nero's Tode überließ man den vertriebenen Bürgern als Entschädigung Bauplätze in einem Theile des Palastes. Sie bauten dort kleine Wohnungen, die man noch jetzt sieht, und man erkennt selbst die Spuren der früher zerstörten Häuser. Trajan, dem es an Raum fehlte, um den Bädern, welche seinen Namen führen, die Ausdehnung zu geben, die er für nöthig hielt, benutzte das goldene Haus, um solchen zu gewinnen. Der Hof

wurde überwölbt, Nebenpfeiler von bedeutender Höhe wurden zu diesem Zwecke errichtet, um den so geschaffenen Platz mit dem, auf welchem die schon vorhandenen Bäder erbaut waren, in gleiche Höhe zu bringen. So schuf er gewissermaßen ein Supplement zu dem Berge. Schwierigkeiten, welcher Art sie immer sein mochten, schreckten ihn nicht ab; denn man muß sich erinnern, daß er, um den Platz, auf dem er das Forum erbaute, eben zu machen, einen Theil des quirinalischen Berges in der Höhe der Säule, welche das Maß angiebt, abtragen lassen mußte.

Nach dem goldnen Hause des Nero sahen wir uns das Vivarium an, das auf dem Berge Coelius liegt. Hier wurden die wilden Thiere aufbewahrt. Gebäude im ländlichen Style, wie er in Rücksicht auf ihre Bestimmung passend war, sind noch vorhanden und zeigen die Behältnisse für diese Thiere. Ein unterirdisches Gewölbe wurde in den Berg gegraben, um noch mehr solcher Behältnisse anzulegen und zugleich einen Weg nach dem Coliseum zu öffnen. Wir besuchten einen Theil desselben. Die Herstellung dieses Weges war eine schöne Arbeit und ein lobenswerther Gedanke. Darüber wohnten die Gladiatoren. Diese begaben sich auf einem oberen Wege in das Amphitheater und traten durch dasselbe Thor ein, wie die wilden Thiere. Sie gingen dann zur Thür auf der rechten Seite hinaus, um zum Kampf zurückzukehren. In diesem unterirdischen Gewölbe befindet sich eine Quelle guten Wassers. Darüber erhebt sich ein Thurm, der im Mittelalter nach Art der lombardischen errichtet wurde, um die Glocken des benachbarten Klosters zu St. Johann und St. Paul aufnehmen, zweier Märtyrer, die in der prätorianischen Garde zur Zeit Julian's dienten und zusammen hingerichtet wurden. Der Stein, auf welchem sie enthauptet wurden, befindet sich noch in der Kirche. Die Congregation, welche das

Kloster bewohnt, ist nicht alt, sie rührt aus den Zeiten Clemens' XIV. her. Ihre Ordensregel ist sehr streng. Man nennt diese Mönche die Passionsbrüder.

Von da gingen wir nach dem Coliseum und folgten den Ruinen des Palasts, den eine angesehene Familie Roms, die Familie Anitia, im Mittelalter bewohnte. Der heilige Gregor, genannt der Große, Papst unter dem Namen Gregor I., stammte aus dieser Familie. Er gründete das Kloster der Camaldulenser, das nicht weit davon liegt und aus welchem der jetzige Papst hervorgegangen ist. Der Name Gregor war ruhmreich für den Stuhl St. Peter's. Drei Päpste haben ihn berühmt gemacht: St. Gregor, der erste Papst dieses Namens, dessen Werke man noch in der Kirche sieht, Gregor VII., der berühmte Hildebrand, der die Fürsten zu seinen Füßen sah, und Gregor XIII., der Kalenderverbesserer, dessen Name dem jetzigen Kalender geblieben ist, welcher in ganz Europa, mit Ausnahme Rußlands, in Gebrauch ist.

Das Coliseum, ein Amphitheater, das zu den Zweikämpfen der Gladiatoren und zu den Kämpfen derselben mit wilden Thieren bestimmt war, wurde unter Vespasian angefangen und unter seinem Sohne Titus, der es einweihte, beendigt. Es ist das schönste Bauwerk, dessen Ruinen in Rom den Blick auf sich ziehen. Sein großer Umfang und schöne Verhältnisse machen es noch heute zu etwas Herrlichem und Außerordentlichen. Welchen Anblick mußte es erst gewährt haben, als es, noch mit Marmor bekleidet und mit Statuen verziert, mit einer ungeheuern Volksmasse angefüllt war? Achtzigtausend Zuschauer waren gewöhnlich darin versammelt. Bei außerordentlichen Gelegenheiten stieg die Zahl auf hundertzehntausend. Der ganze untere Theil war für den Kaiser und seinen Hof, für den Senat, die Ritter und die römischen

Bürger bestimmt. Die oberen Etagen, die wegen ihrer Höhe und um das Gewicht zu vermindern, von Holz waren, wurden von den Barbaren besetzt. Drei Reihen gewölbte Galerien bildeten ein Wetterdach zum Schutze der Zuschauer gegen den Regen. Achtzig correspondirende Treppen, und ebensoviele Thüren erleichterten den Ein- und Ausgang und die Circulation. Dieses prächtige Bauwerk, das mit achthundert Statuen geschmückt und dem Vergnügen der Römer gewidmet war, wurde von den Juden erbaut, welche Titus nach der Einnahme von Jerusalem aus dieser Stadt mit fortgeführt hatte. Ein zuweilen purpurfarbenes Schirmdach von kostbarem Stoffe war über das kolossale Gebäude gespannt und konnte je nach den Umständen gestellt werden, um die Zuschauer gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Zur Zeit seiner Einweihung wurden dem Volke vom Kaiser hundert Vorstellungen gegeben, in denen dreizehntausend wilde Thiere kämpften und getödtet wurden. Bei Gelegenheit dieser Schauspiele machten die Kaiser dem Volke große Geschenke. Zettel, welche das Versprechen enthielten, oder kleine Modelle der zu schenkenden Gegenstände, die als Symbol dienten, wurden unter das Volk geworfen, und am andern Tage holte sich Jeder vom Kaiser das was ihm den Tag vorher versprochen worden war; der größere oder geringere Werth dieser Geschenke hing von seiner Laune und seinem Willen ab.

Herr Visconti gab uns bei dieser Gelegenheit einige Erläuterungen über die Gladiatoren. Ein Mensch war zum Tode verurtheilt; war er jung, stark und wohlgebaut, so schlug man ihm vor, Gladiator zu werden. Gewöhnlich nahm er es an. Dann nährte man ihn gut und brachte ihn an einen gesunden Ort, unterwarf ihn einer zweck[illegible] Lebensweise, um seine Kräfte zu vermehren, u[illegible]ig bildete man ihn in den Kampfübungen a[illegible] r kampffähig war,

wurde er dem Volke im Circus vorgestellt, mit einer Platte von Elfenbein auf der Brust, auf der die Ursache seiner Verurtheilung stand. Zuweilen erweckte sein angenehmes Aeußere Theilnahme, und dann begnadigte ihn das Volk. Das verabredete Zeichen war in diesem Falle, daß jeder den Daumen mit geschlossener Faust emporhielt. Dann war er vom Kampfe frei, und man gab ihm ein kleines Stäbchen, dem Zeichen einer Art von polizeilicher Autorität bei den Kampfspielen. Wenn das Volk diese Begnadigung nicht gewährte, eine Begnadigung, die auch von einer sich erhebenden Vestalin abhängen konnte, mußte er einen Kampf auf Leben und Tod bestehen. Blieb er Sieger, so war seine Schuld gesühnt, und das Wort liberatus*) das auf die Elfenbeinplatte geschrieben wurde, galt als Freisprechung. Dann kämpfte er nur noch freiwillig und gegen Bezahlung.

Es gab mehrere Arten von Gladiatoren. Einige waren bestimmt, mit wilden Thieren zu kämpfen; andere einzeln mit andern Gladiatoren; die schwächsten in Masse, d. h. eine gewisse Zahl gegen eine gleiche Zahl. Man machte dem Volke bekannt, für welche Art von Kampf sie bestimmt waren. Wenn ein Gladiator durch seinen Eifer, seinen Muth und seine Geschicklichkeit Theilnahme erregte und wenn man sah, daß er in Gefahr war, im Kampfe gegen die wilden Thiere zu unterliegen, verlangte das Volk zuweilen durch Zurufe, daß ihm Beistand geleistet werde. Wenn ein Gladiator besiegt worden war, aber vorher mit Muth gekämpft hatte, geschah es ebenfalls zuweilen, daß das Volk ihm Gnade zu Theil werden ließ. In diesem Falle wurde er aus dem Amphitheater gebracht und in der Hoffnung, ihn zu heilen, gepflegt. Im entgegengesetzten Falle wurde er dem Tode überlassen. Es kam

*) Befreit, freigesprochen. Der Uebersetzer.

Bürger bestimmt. Die oberen Etagen, die wegen ihrer Höhe und um das Gewicht zu vermindern, von Holz waren, wurden von den Barbaren besetzt. Drei Reihen gewölbte Galerien bildeten ein Wetterdach zum Schutze der Zuschauer gegen den Regen. Achtzig correspondirende Treppen, und ebensoviele Thüren erleichterten den Ein- und Ausgang und die Circulation. Dieses prächtige Bauwerk, das mit achthundert Statuen geschmückt und dem Vergnügen der Römer gewidmet war, wurde von den Juden erbaut, welche Titus nach der Einnahme von Jerusalem aus dieser Stadt mit fortgeführt hatte. Ein zuweilen purpurfarbenes Schirmdach von kostbarem Stoffe war über das kolossale Gebäude gespannt und konnte je nach den Umständen gestellt werden, um die Zuschauer gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Zur Zeit seiner Einweihung wurden dem Volke vom Kaiser hundert Vorstellungen gegeben, in denen dreizehntausend wilde Thiere kämpften und getödtet wurden. Bei Gelegenheit dieser Schauspiele machten die Kaiser dem Volke große Geschenke. Zettel, welche das Versprechen enthielten, oder kleine Modelle der zu schenkenden Gegenstände, die als Symbol dienten, wurden unter das Volk geworfen, und am andern Tage holte sich Jeder vom Kaiser das was ihm den Tag vorher versprochen worden war; der größere oder geringere Werth dieser Geschenke hing von seiner Laune und seinem Willen ab.

Herr Visconti gab uns bei dieser Gelegenheit einige Erläuterungen über die Gladiatoren. Ein Mensch war zum Tode verurtheilt; war er jung, stark und wohlgebaut, so schlug man ihm vor, Gladiator zu werden. Gewöhnlich nahm er es an. Dann nährte man ihn gut und brachte ihn an einen gesunden Ort, unterwarf ihn einer zweckmäßigen Lebensweise, um seine Kräfte zu vermehren, und gleichzeitig bildete man ihn in den Kampfübungen aus. Wenn er kampffähig war,

wurde er dem Volke im Circus vorgestellt, mit einer Platte von Elfenbein auf der Brust, auf der die Ursache seiner Verurtheilung stand. Zuweilen erweckte sein angenehmes Aeußere Theilnahme, und dann begnadigte ihn das Volk. Das verabredete Zeichen war in diesem Falle, daß jeder den Daumen mit geschlossener Faust emporhielt. Dann war er vom Kampfe frei, und man gab ihm ein kleines Stäbchen, dem Zeichen einer Art von polizeilicher Autorität bei den Kampfspielen. Wenn das Volk diese Begnadigung nicht gewährte, eine Begnadigung, die auch von einer sich erhebenden Vestalin abhängen konnte, mußte er einen Kampf auf Leben und Tod bestehen. Blieb er Sieger, so war seine Schuld gesühnt, und das Wort liberatus*) das auf die Elfenbeinplatte geschrieben wurde, galt als Freisprechung. Dann kämpfte er nur noch freiwillig und gegen Bezahlung.

Es gab mehrere Arten von Gladiatoren. Einige waren bestimmt, mit wilden Thieren zu kämpfen; andere einzeln mit andern Gladiatoren; die schwächsten in Masse, d. h. eine gewisse Zahl gegen eine gleiche Zahl. Man machte dem Volke bekannt, für welche Art von Kampf sie bestimmt waren. Wenn ein Gladiator durch seinen Eifer, seinen Muth und seine Geschicklichkeit Theilnahme erregte und wenn man sah, daß er in Gefahr war, im Kampfe gegen die wilden Thiere zu unterliegen, verlangte das Volk zuweilen durch Zurufe, daß ihm Beistand geleistet werde. Wenn ein Gladiator besiegt worden war, aber vorher mit Muth gekämpft hatte, geschah es ebenfalls zuweilen, daß das Volk ihm Gnade zu Theil werden ließ. In diesem Falle wurde er aus dem Amphitheater gebracht und in der Hoffnung, ihn zu heilen, gepflegt. Im entgegengesetzten Falle wurde er dem Tode überlassen. Es kam

*) Befreit, freigesprochen. Der Uebersetzer.

auch vor, daß sich junge Wüstlinge, Leute von schlechtem Lebenswandel diesem Berufe freiwillig widmeten, und sich an den Lanista, den Obersten der Gladiatoren, verkauften. Dann machten sie einen Contract und unterschrieben die Bedingungen, die sie annehmbar fanden. Man fragte den jungen Gladiator, in welcher Art Kämpfen er eingeübt sein wolle, und er wählte entweder die gallische oder die germanische Methode, denn jede dieser beiden Nationen hatte ihre eigene Schule. Die erstere war besonders auf Geschicklichkeit und Gewandtheit, die andere auf die Kraft gegründet. Ein begnadigter Gladiator, der einen Kampf bestanden hatte, konnte niemals wieder in den Genuß seiner bürgerlichen Rechte treten. Wenn Privatleute solche Schauspiele gaben, so hatten sie immer bezahlte Gladiatoren.

Das Coliseum hat verschiedene Bestimmungen gehabt. Im Mittelalter hatten es die Frangipani in Besitz, die eine Festung daraus machten und sich darin festsetzten, wie die Colonna in den Bädern Constantin's und die Orsini im Theater des Marcellus. Diese beiden letzteren Familien, welche Rom nie verlassen haben, sind im Besitz der öffentlichen Gebäude geblieben, die sie sich zugeeignet hatten. Die Frangipani wurden durch den Kaiser Heinrich III. gezwungen, das Coliseum mit den Annibaldi zu theilen, aber sie vertrieben bald diese Mitbesitzer und erlangten vom Papste Honorius II. die Belehnung mit dem Coliseum, weshalb dieses Gebäude noch jetzt unter die Zahl der päpstlichen Paläste gehört. Später, nachdem die Frangipani es eingebüßt hatten, war es unter Sixtus V. ein Hospital, dann wieder eine Tuchfabrik. Vor Pius VI. diente es zur Aufbewahrung des Koths. Dieser aufgeklärte Souverain beschäftigte sich mit der Erhaltung und Reinigung desselben und überließ es dem Studium der Alterthumsforscher. Pius VII. folgte seinem Beispiele. Er

that noch mehr, und ordnete die Ausführung großer Bauten an, um den gänzlichen Verfall des Monuments zu verhindern. Es war dies eine Art Sühne im Namen seiner Vorgänger, die es wie einen Steinbruch behandelt hatten; denn es hat die nöthigen Materialien zur Erbauung des Forts von Civita Vechia (ein Werk des unsterblichen Michel Angelo) des Palasts Farnese, des Palastes in Venedig und noch mehrerer anderer geliefert. Endlich hatte es der Papst Nicolaus III. abtragen wollen, aber es war so fest gebaut, daß die Anstrengungen, deren Spuren man noch sieht, ohnmächtig waren. Diejenigen, die damit beauftragt waren, fanden es viel leichter, die Steine, deren sie bedurften, aus dem Steinbruch von Tivoli zu holen, als in diesem Bauwerke, dessen einzelnen Theile mit unglaublicher Sorgfalt und Festigkeit zusammengefügt sind. Ein Papst hat einen schönen Gedanken gehabt, nämlich die Erbauung einer den heiligen Märtyrern des Coliseums geweihten Kapelle im Coliseum, zum Andenken an die Christen, die in diesem Circus umgekommen sind, den Opfern der Leidenschaft der Römer für grausame Vergnügungen. Diese Kapelle war vernachlässigt worden; aber sie wurde durch den Papst Benedict XIV. wiederhergestellt, der darin Betpulte anbringen ließ.

Zehnter Spaziergang.

Am 27. Januar begaben wir uns zuerst auf dem palatinischen Berge nach der Villa Mils. An der südlichen Seite, die nach dem großen Circus geht, war der Palast des Augustus. Man erkennt noch eine Reihe von Sälen, die seine Gemächer bildeten. Diese Säle, die meist rund sind, haben fast alle drei Nischen, in denen Statuen aufgestellt waren. Die Eingänge waren durch Riesenstatuen maskirt, um die man herumging. Der Eingang zu diesem Palaste

war auf der Seite, die nach dem Circus und nach dem Aventinus geht. Eine Anzahl runder Stufen führte hinauf. Von diesen Stufen konnte man in das Innere des Circus sehen, und sie bildeten so noch einen Platz zur Aufnahme von Zuschauern. Dieser Palast war schön, aber von mäßiger Größe.

Augustus ließ daneben einen Siegestempel erbauen, zum Gedächtniß der Schlacht von Actium. Dieser Tempel war mit sechs marmornen Säulen geziert. Tiberius vergrößerte den Palast des Augustus, indem er den Platz zwischen demselben und dem Tempel bebaute. Einen Theil davon bewohnte Livia, seine Mutter, die Gemahlin des Augustus. Die noch vorhandenen inneren Verzierungen zeichnen sich durch Reinheit des Geschmacks und Eleganz der Zeichnungen und Vergoldungen aus.

Caligula vergrößerte den Umfang dieses Palastes noch mehr durch Erbauung einer Kaserne für eine prätorianische Cohorte. Sie liegt mehr links, stößt an den Palatinus, und beherrscht den dem Romulus zu Ehren errichteten Tempel, der in die St. Theodoruskirche verwandelt worden ist.

Der palatinische Berg und seine Umgebungen waren nach allen Richtungen mit einer Menge Wohnungen römischer Bürger bebaut. Da Nero den Raum, den sie einnahmen, an sich reißen wollte, um seinen Palast zu vergrößern, ließ er diesen Theil von Rom anzünden, und er wurde in Asche gelegt. Dann führte er seine großen Pläne aus. Ungeheure Bauten wurden auf der südöstlichen Seite des palatinischen Berges ausgeführt, und zwar von solcher Höhe, daß sie auf gleiches Niveau mit dem Gipfel des Berges kamen, wodurch dessen Oberfläche vergrößert wurde. Sie standen in Verbindung mit dem Palaste des Augustus, dann gingen sie durch das östliche Thal, und stießen an den Cölius. Hierauf zogen sie sich nach

Norden bis zum esquilinischen Berge, auf welchem das goldene Haus erbaut wurde. Der Platz des Colliseums wurde ausgegraben und wurde ein See, um welchen herum Häuser für Sklaven und Freigelassene gebaut wurden. Dann wurde in dem Thale östlich vom palatinischen Berge ein Hippodrom zum Privatgebrauch des Kaisers erbaut, dessen Eingang nach dem großen Circus sah.

Wir beschlossen den Spaziergang um den palatinischen Berg, nachdem wir die Bauten der verschiedenen Epochen und die allmäligen Vergrößerungen dieses Palastes, des umfänglichsten, den es je gegeben, besichtigt hatten. Die Ideen waren so großartig und die Dimensionen so kolossal, daß man es als Zeichen einer großen Mäßigung betrachtete, als der Kaiser Nerva den Umfang des kaiserlichen Palastes nur auf den palatinischen Berg beschränkte. Von dem Worte Palatinus, wo der Palast der Kaiser stand, ist das Wort Palast abgeleitet, mit welchem man große Wohnungen bezeichnet.

Vom palatinischen Berge besuchten wir das Theater des Marcellus. Dieses Theater, von Augustus erbaut, erhielt den Namen seines Neffen Marcellus, der sein Nachfolger in der Regierung werden sollte. Im Mittelalter wurde es von den Ursini in Besitz genommen, deren Eigenthum und Wohnort es geworden ist. Augustus ließ bei diesem Theater eine große Säulenhalle bauen, um die Zuschauer gegen den Regen zu schützen. Dieser Porticus erhielt den Namen der Octavia, seiner Schwester, der Mutter des Marcellus. Es war ein langes Parallelogramm mit einer doppelten Reihe Säulen. Die jetzt noch vorhandenen bildeten einen der Haupteingänge. Sie bilden zwei gleiche Façaden, eine innere und eine äußere. Dieser Porticus enthielt zwei Tempel, von denen der eine dem Jupiter, der andere der Juno geweiht war.

Wir beendigten unsere Tageswanderung mit dem Besuche des Pantheons. Dieses Gebäude, das Agrippa, der Schwiegersohn des Augustus, aufführen ließ, war dazu bestimmt, einen Theil der Bäder zu bilden, die er anlegen wollte. Die öffentlichen Sitten gestatteten damals die Ausführung eines solchen Prachtbaues zum Gebrauche der Menschen nicht, und es wurde in einen allen Göttern geweihten Tempel verwandelt. Es waren zwölf Altäre für die zwölf höchsten Götter darin. Darüber wurde das Gewölbe von Kariatiden getragen, die auf Befehl des Septimius Severius weggenommen und nach seinem Palast gebracht wurden, weil eine derselben vom Blitz getroffen worden war. Alle Einsetzrosen der Kuppel waren von Bronze, ebenso der obere und äußere Theil der Kuppel und des Giebels. Die ganze Rotunde war auf der Außenseite mit Marmor bekleidet. Dieses Bauwerk ist noch jetzt in seinem verfallenen Zustande eines der schönsten Monumente des Alterthums, welches die richtigste Vorstellung von dem guten Geschmack und der Prachtliebe giebt, welche zur Zeit des Augustus in Rom herrschten. Der Papst Urban VIII., Barberini, beraubte das Pantheon seiner bronzenen Verzierungen und benutzte sie theils zur Herstellung des Baldachins der Peterskirche, theils ließ er Kanonen daraus gießen. Eine Inschrift verewigt lobpreisend diesen barbarischen Act an dem Orte selbst wo er verübt wurde.

Elfter und letzter Spaziergang.

Es blieb uns noch übrig, das Forum und seine Umgebungen, das Forum Marc-Aurels und das Grabmal des Augustus zu besuchen.

Das republikanische Forum war der Ort, wo sich das Volk versammelte, um sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Es lag zwi-

schen dem capitolinischen und dem palatinischen Berge und an deren Fuße. Der nicht sehr bedeutende Flächenraum, den es einnahm, war ebenfalls mit Häusern bedeckt gewesen. Augustus baute sie wieder auf, und zwar viel größer, um dem Volke mehr Platz zu nehmen. Um die Grenzen des Forum zu bestimmen, muß man von den verschiedenen Bauwerken sprechen, die es umgaben.

Am Fuße des Capitoliums stand der Tempel der Concordia. Dort hielten die Senatoren außerordentliche Versammlungen, wenn unter ihnen wesentliche Meinungsverschiedenheiten stattfanden. Dort hielt Cicero seine catilinarischen Reden. Sich an einem solchen Orte zu versammeln, war ein stillschweigendes Mittel, die Patricier daran zu erinnern, daß ihre Macht und Stärke in ihrer Einigkeit bestehe. Davor war der Triumphbogen des Septimius Severus, der noch jetzt unversehrt ist. Neben dem Tempel der Concordia befand sich der Tempel Jupiter's des Donnergottes, ein Tribut der Dankbarkeit des Augustus gegen die Gottheit, daß er dem Blitzstrahle entging, der in Spanien während des Krieges gegen die Cantabrier einen Mann neben ihm tödtete, ohne ihn selbst zu verwunden. Es sind noch drei Säulen davon vorhanden. Wenn man um dieselben herumgeht, sieht man die Ueberreste des Tempels, der dem Glücke Roms zu Ehren errichtet und nach einer Feuersbrunst vom Kaiser Maxentius wieder aufgebaut wurde. Es sind noch acht Säulen davon vorhanden. Wenn man sich dem palatinischen Berge nähert, kommt man an die Stelle, wo das zu den Comitien bestimmte Gebäude stand, dann zu dem Tempel der Vesta, der jetzt die Kirche Sta. Maria Liberatrice ist, und zum Tempel des Romulus, der jetzigen Kirche des heiligen Theodorus; endlich zur Curia, oder dem Orte, wo sich der Senat versammelte. Sie war von Säulen getra-

gen und offen. An dem äußersten Ende des Forums war der von Augustus wieder aufgebaute Tempel des Castor und Pollux. Es existiren davon noch drei Säulen. Auf der andern Seite befindet sich das mamertinische Gefängniß und die Gemonien (Seufzerhalle), der Ort, wo die Archive des Senats aufbewahrt wurden, der Tempel des Saturn, der Tempel des Janus, die Basilica Aemilia, endlich der Tempel des Antoninus und der Faustina, der sich schon außerhalb des Forums befand. Mitten auf dem Platze stand die Rednerbühne, die mit Trophäen von Schiffsschnäbeln zu Ehren der Siege zur See, welche die Römer über die Antiaten davon getragen hatten, geschmückt war.

Das mamertinische Gefängniß wurde von Aucus Martius, dem vierten Könige von Rom erbaut und in den Felsen gehauen. Die Verbrecher wurden durch ein Loch hinunter gelassen, das jetzt noch existirt. Ein zweites Gefängniß, unter diesem, wurde unter der Regierung des Servius Tullus, sechstem Könige von Rom, angebracht, und besonders zu Vollziehung der Hinrichtungen benutzt. Man ließ jedoch gewöhnlich den Verurtheilten die Wahl der Todesart. Ihr Körper wurde dann auf einer Treppe ausgestellt, die nach dem Gefängniß führt und die Seufzertreppe (Scalae Gemonii) hieß. Dieser Name kam von den Seufzern, welche Diejenigen ausstießen, die hinaufstiegen, um in das Gefängniß zu gehen, in welchem sie muthmaßlich den Tod finden sollten. Wenn die Verbrecher der Gegenstand des Volkshasses gewesen waren, wurden ihre Körper demselben überlassen, und nachdem sie in Stükken zerrissen waren, wurden sie in den Tiber geworfen. Im andern Falle wurden sie durch ihre Familie beerdigt. Der heilige Petrus saß in diesem Gefängnisse, entkam aber aus demselben.

Ueber dem mamertinischen Gefängniß hat man eine

Kirche erbaut, die dem heiligen Joseph geweiht ist. Sie gehört der Corporation der Schreiner.

Das Gebäude, in welchem die Archive des Senats aufbewahrt wurden, ist unmittelbar daneben. Es ist in eine Kirche unter dem Namen der heiligen Martina verwandelt worden. Dann kommt der Tempel des Saturnus, wo der Schatz der Republik niedergelegt war, bestehend aus dem zehnten Theil der Beute, die den besiegten Völkern abgenommen, und in Goldbarren verwandelt worden war. Julius Cäsar bemächtigte sich derselben betrügerischerweise während des Bürgerkriegs und ließ anstatt der Barren, die er weggenommen hatte, Stücken von vergoldetem Holze hinlegen. Aus dem Tempel des Saturn wurde die Kirche des heiligen Hadrian.

Daneben war der Tempel des Janus, der während des Kriegs immer offen stand und nur zweimal geschlossen wurde, das erste Mal unter Numa, das zweite Mal unter Augustus. Es ist keine Spur mehr davon vorhanden. Neben dem Janustempel stand die Basilica Aemilia, die von Paulus Aemilius erbaut wurde, ein Gebäude, merkwürdig sowohl durch die Säulen von violettem phrygischen Marmor, mit denen es geschmückt war, als auch weil hierbei zum ersten Male Materialien von solcher Kostbarkeit verwendet wurden, stand zur Seite des Janustempels. Es waren eherne Thore daran, die nach der Kirche St. Giovanni in Laterano gebracht worden sind. Dieses Gebäude ist gegenwärtig ein Getreidemagazin. Dann kommt der Tempel des Antoninus und der Faustina, von dem noch schöne Ueberbleibsel vorhanden sind. Auf diesen ist die Kirche St. Lorenzo in Miranda erbaut.

Wenn man weiter geht, kommt man an den Tempel des Romulus und Remus, jetzt Kirche St. Cosmo e Damiano. Es war eine Rotunde. Das mit

einem Porticus geschmückte Aeußere steht noch theilweise; auch sind schöne eherne Thore daran. Caracalla ließ diesen Tempel wiederherstellen. Das Pflaster stellt den Plan von Rom vor, wie es seine größte Entwickelung erlangt hatte. Im Mittelalter wurden neue Bauten angefügt. Man baute ein Schiff, das dem Gebäude die nöthige Ausdehnung gab, um eine Kirche zu werden. Mosaikarbeiten aus dem 12. Jahrhundert zieren das Deckenwerk. Nicht weit davon sind zwei durch ein Fronton verbundene Säulen, welche zur Basilica Opimia gehörten.

Wir setzten unsern Weg fort und kamen an ungeheuren Ruinen, dem palatinischen Berge gegenüber, vorbei, die anfangs als Eingang zum Palast des Nero dienten. Als später dieser Theil des Palastes abgetrennt wurde, veränderten neue Bauten die Façade, und aus dem Gebäude wurde ein Tempel des Friedens. Seine Höhe und sein Umfang machen es zu einem bedeutenden Werke.

Endlich kamen wir an die Stelle, wo Hadrian nach seinem eignen Plane einen doppelten Tempel hatte bauen lassen; beide waren dicht neben einander gebaut, und der eine zu Ehren Roms, der andere zu Ehren der Venus errichtet. Die tadelnde Kritik dieses Planes soll dem Apollodorus, einem berühmten Baumeister Trajan's, das Leben gekostet haben; die verletzte Eitelkeit Hadrian's als Baumeister weckte die Grausamkeit des Kaisers. Unterhalb dieser Tempel, beim Colisseum, war eine ungeheure Riesenstatue Nero's und ein Springbrunnen; dann auf der Via Appia ein Triumphbogen, der noch existirt und der anfangs zu Ehren Trajan's errichtet, später aber Constantin gewidmet wurde, dessen Namen er heute noch trägt.

Weiter zurück und auf halbem Wege nach dem Forum ist der Triumphbogen des Titus. Wenn man bis an das Forum zurückgeht, findet man eine Säule,

von welcher aus die Entfernungen auf den verschiedenen römischen Wegen berechnet wurden, sowie auch eine einzelne Säule, die dem Kaiser Phocas von einem Statthalter Roms errichtet wurde. Sie ist von schönem Styl und rührt von einem alten Bauwerke her.

Wir gingen nach der Stadt zurück und kamen an das Zollhaus. Zwölf Säulen vom schönsten Styl sind die Ueberreste eines Tempels, der dem Marc Aurel zu Ehren errichtet wurde und einen Theil des Forums bildete, das dieser Fürst gebaut hat und das sich bis zur sogenannten Antoninussäule, welche noch mit dazu gehörte, erstreckte.

Endlich beschlossen wir unsere Wanderungen mit dem Grabmal des Augustus. Seine Mauern sind so bedeutend, daß sie als Basis eines Amphitheaters dienen konnten, das an seinen obern Theil erbaut ist. Eine doppelte runde Einfriedigung umschloß die Plätze, welche die Gräber seiner Familie aufnehmen sollten. Seine Asche war in einer in der Mitte angebrachten Gruft beigesetzt. Dieses Bauwerk stand mitten auf dem Campus Martius; somit befolgte man auch nach seinem Tode noch die Politik, die er bei seinen Lebzeiten befolgt hatte, und welche darin bestand, die Versammlungen des Volks zu beschränken, indem er die freien Plätze, wo es sich versammeln konnte, bebauen ließ.

Ueber die Revolutionen und die Umstände, die sie herbeiführen.

Ich habe in einer Zeit gelebt, wo die Gesellschaft so um und um gestürzt war, und ich habe so oft die verschiedenen Revolutionen auf ganz entgegengesetzte Weise erklären hören, ich habe oft Leute Revolutionäre nen-

nen hören, welche Freunde der Ordnung waren, gute Bürger, die zuerst den Veränderungen, an denen sie Theil genommen, zum Opfer fielen, daß ich es versucht habe, mir über das, was an diesen Anklagen begründet ist, und über die Ursachen dieser plötzlichen Veränderungen in der gesellschaftlichen Ordnung, welche Veränderungen man mit dem Gattungsnamen „Revolutionen“ bezeichnet, Rechenschaft zu geben.

Ich sage plötzliche und gewaltsame Veränderungen, denn Veränderungen im Allgemeinen liegen in der Natur der Gesellschaften. Diese sind eben so wenig frei von dem Einflusse der Zeit, als die Individuen. Wenn solche Veränderungen auf eine unmerkliche Weise nach Maßgabe der Bedürfnisse stattfinden, und wenn die socialen Erschütterungen vermieden werden, so scheint der Staat immer derselbe zu bleiben, obwohl die Umstände, die seine Kraft und seine Organisation bilden, ganz andere geworden sind.

Wenn die gesetzliche und anerkannte Gewalt sich in den Händen Derer befindet, welche die Macht haben, so ist der Staat in seinem natürlichen Zustande, Alles ist an seinem Platze, Jeder ist im Genusse der aus der Natur der Dinge hervorgehenden Rechte. Wenn es anders ist, so zeigt sich Unbehagen, Unruhe, Bedürfniß nach Veränderung, und wenn die hohe Weisheit des Gesetzgebers nicht dazwischen tritt, um die Harmonie wieder herzustellen, so ist die Ruhe immer ungewiß und bei dem geringsten Hinderniß, bei der geringsten Schwierigkeit nimmt Alles gewaltsam eine neue Form an.

Die Kraft besteht durch sich selbst; aber sie wechselt je nach Zeit und Umständen ihren Platz in der Gesellschaft. Zwei Dinge begründen dieselbe und sind ihr Grundelement: Reichthum und Kenntnisse. Diejenigen, bei denen sich diese beiden Factoren finden, müssen nothwendig die Herren der Gesellschaft sein, und wenn

ihnen auch die Gewalt einen Augenblick streitig gemacht wird, so erlangen sie sie doch bald wieder.

Auch eine moralische Macht wirkt auf unsern Geist, spricht zu unserer Einbildung und spielt eine große Rolle in unseren Geschicken; ich meine den Glanz des Ruhmes und die Erinnerungen, die er zurückläßt. Diese Macht beherrscht die Einzelnen, wie ganze Geschlechter; aber wenn sie sich bei den Nachkommen erhalten soll, müssen diese ihrer würdig sein, sonst werden sie von den Erinnerungen erdrückt, anstatt durch sie erhoben zu werden.

Im Mittelalter besaß in Europa der Adel und die Geistlichkeit Alles. Die Geistlichkeit war außerdem allein wissenschaftlich gebildet. In die Klöster hatten sich Wissenschaft und Aufklärung zurückgezogen. Alle Macht der Gesellschaft, ihre ganze Kraft war demnach in den Händen des Adels und der Geistlichkeit, und mit Recht waren es auch die Rechte derselben.

Als die Städte sich bildeten, als der Gang der Zeit die Industrie entwickelte, entstanden neue Interessen und neue Elemente der Macht. Als sich der dritte Stand bildete, wollte er auch Theil an der öffentlichen Gewalt haben. Die Gewalt vertheilte sich daher auf drei Klassen, anstatt nur zweien anzugehören. Von daher schreiben sich die Privilegien der Städte, das Municipalsystem und die Maßregeln der Polizei, der Sicherheit und des Schutzes, welche die Gemeinden auf eigne Hand ergriffen, da sie genöthigt waren, für alle Bedürfnisse zu sorgen, welche der Zustand der Gesellschaft mit sich brachte. Ihr Einfluß auf die Geschicke des Staats machte sich fühlbar und nahm zu in dem Maße als die Ursachen, die sie hatten entstehen lassen, sich mehrten, als der Einfluß der Geistlichkeit durch die Abnahme des religiösen Glaubens vermindert wurde, und der Einfluß des Adels durch seine Verarmung und seinen Mangel an Talent und Ruhm täglich mehr erlosch.

nen hören, welche Freunde der Ordnung waren, gute Bürger, die zuerst den Veränderungen, an denen sie Theil genommen, zum Opfer fielen, daß ich es versucht habe, mir über das, was an diesen Anklagen begründet ist, und über die Ursachen dieser plötzlichen Veränderungen in der gesellschaftlichen Ordnung, welche Veränderungen man mit dem Gattungsnamen „Revolutionen“ bezeichnet, Rechenschaft zu geben.

Ich sage plötzliche und gewaltsame Veränderungen, denn Veränderungen im Allgemeinen liegen in der Natur der Gesellschaften. Diese sind eben so wenig frei von dem Einflusse der Zeit, als die Individuen. Wenn solche Veränderungen auf eine unmerkliche Weise nach Maßgabe der Bedürfnisse stattfinden, und wenn die socialen Erschütterungen vermieden werden, so scheint der Staat immer derselbe zu bleiben, obwohl die Umstände, die seine Kraft und seine Organisation bilden, ganz andere geworden sind.

Wenn die gesetzliche und anerkannte Gewalt sich in den Händen Derer befindet, welche die Macht haben, so ist der Staat in seinem natürlichen Zustande, Alles ist an seinem Platze, Jeder ist im Genusse der aus der Natur der Dinge hervorgehenden Rechte. Wenn es anders ist, so zeigt sich Unbehagen, Unruhe, Bedürfniß nach Veränderung, und wenn die hohe Weisheit des Gesetzgebers nicht dazwischen tritt, um die Harmonie wieder herzustellen, so ist die Ruhe immer ungewiß und bei dem geringsten Hinderniß, bei der geringsten Schwierigkeit nimmt Alles gewaltsam eine neue Form an.

Die Kraft besteht durch sich selbst; aber sie wechselt je nach Zeit und Umständen ihren Platz in der Gesellschaft. Zwei Dinge begründen dieselbe und sind ihr Grundelement: Reichthum und Kenntnisse. Diejenigen, bei denen sich diese beiden Factoren finden, müssen nothwendig die Herren der Gesellschaft sein, und wenn

ihnen auch die Gewalt einen Augenblick streitig gemacht wird, so erlangen sie sie doch bald wieder.

Auch eine moralische Macht wirkt auf unsern Geist, spricht zu unserer Einbildung und spielt eine große Rolle in unseren Geschicken; ich meine den Glanz des Ruhmes und die Erinnerungen, die er zurückläßt. Diese Macht beherrscht die Einzelnen, wie ganze Geschlechter; aber wenn sie sich bei den Nachkommen erhalten soll, müssen diese ihrer würdig sein, sonst werden sie von den Erinnerungen erdrückt, anstatt durch sie erhoben zu werden.

Im Mittelalter besaß in Europa der Adel und die Geistlichkeit Alles. Die Geistlichkeit war außerdem allein wissenschaftlich gebildet. In die Klöster hatten sich Wissenschaft und Aufklärung zurückgezogen. Alle Macht der Gesellschaft, ihre ganze Kraft war demnach in den Händen des Adels und der Geistlichkeit, und mit Recht waren es auch die Rechte derselben.

Als die Städte sich bildeten, als der Gang der Zeit die Industrie entwickelte, entstanden neue Interessen und neue Elemente der Macht. Als sich der dritte Stand bildete, wollte er auch Theil an der öffentlichen Gewalt haben. Die Gewalt vertheilte sich daher auf drei Klassen, anstatt nur zweien anzugehören. Von daher schreiben sich die Privilegien der Städte, das Municipalsystem und die Maßregeln der Polizei, der Sicherheit und des Schutzes, welche die Gemeinden auf eigne Hand ergriffen, da sie genöthigt waren, für alle Bedürfnisse zu sorgen, welche der Zustand der Gesellschaft mit sich brachte. Ihr Einfluß auf die Geschicke des Staats machte sich fühlbar und nahm zu in dem Maße als die Ursachen, die sie hatten entstehen lassen, sich mehrten, als der Einfluß der Geistlichkeit durch die Abnahme des religiösen Glaubens vermindert wurde, und der Einfluß des Adels durch seine Verarmung und seinen Mangel an Talent und Ruhm täglich mehr erlosch.

Diese neuen Einrichtungen wurden von den Königen geschützt und ermuthigt. Die Könige genossen vor einigen Jahrhunderten nur einer ungewissen Macht, die oft bestritten wurde. Sie waren oft in Krieg mit ihren großen Vasallen, deren wirkliche Macht oft den Sieg über die ihrige davon trug. Sie brauchten daher Verbündete und Stützen. Beides fanden sie in der neuen Klasse, die daher ebenfalls von diesen Vasallen Alles zu fürchten hatte und beständig mit ihnen in Streit lag. Die Gemeinschaft der Gefahr aber ist von allen Interessen dasjenige, das die Menschen am festesten zusammenhält.

Dieser Zustand der Dinge hat einen regelmäßigen und immer fortschreitenden Gang befolgt. Die Städte haben sich vermehrt, sie sind an Bevölkerung und Reichthum gewachsen, und der Antheil, den der dritte Stand endlich an dem hatte, was die Macht des Staats constituirt, hat schließlich in Frankreich den der beiden andern überflügelt. Und gerade nun machte es sich eine unsinnige Politik zur Aufgabe, ihn von allen öffentlichen Aemtern, und folglich auch von der Theilnahme an der gesetzlichen Gewalt zu vertreiben. Dieser unüberlegte Schritt, dieses strafbare System konnte wohl vorübergehend reussiren, aber selbst dies nur unter der Bedingung, daß man gut regierte.

Die materiellen und moralischen Interessen der Völker müssen befriedigt werden. Nichts darf das Wohlbefinden des Einzelnen gefährden oder beeinträchtigen. Wenn es anders ist, wollen die Betreffenden zur Theilnahme an einer schwachen oder blinden Gewalt berufen sein. Gelangen sie plötzlich oder gewaltsam dazu, so ist man in voller Revolution.

Die Revolutionen sind also das Ergebniß eines Anspruchs, den man für begründet, aber nicht für befriedigt hält, und wenn dieser Anspruch eine starke Intensivität erlangt hat, brechen die Revolutionen aus,

entweder sogleich durch Anwendung roher Gewalt, oder auch durch eine Reihe von Zugeständnissen, die, indem sie die Gewalt schwächen, ihr Ansehen vermindern und vollständige Umwälzungen in der bestehenden Ordnung herbeiführen.

Dann bereitet jede Veränderung eine andere vor. Zuweilen folgen sie bis in's Unendliche auf einander, erstens weil die Inhaber einer neuen Gewalt die Stütze der öffentlichen Meinung nicht für sich haben, die naturgemäß Denen gehört, welche die Macht früher hatten, und dann weil sie, da die Zerstörungsdoctrin, die sie aufgestellt haben, sich weder dazu eignet, Neues aufzubauen, noch Bestehendes aufrechtzuerhalten, ihre Sprache ändern müssen, was nothwendigerweise ihrem Ansehen und ihrer moralischen Gewalt über die Völker schadet.

Aber durch wen und wie beginnen diese furchtbaren und oft verderblichen Veränderungen? Ich will es sagen. Die anständigen Leute leihen nur zu oft ihren Beistand Denen, welche die Revolutionen machen. Die Regierungen und die Unterthanen können diese Wahrheit nicht genug beherzigen.

Es giebt in jeder Gesellschaft eine mehr oder weniger zahlreiche Menge von Individuen von schlechter Gesinnung, welche Veränderungen aus persönlichem Interesse wünschen, das sie mit dem pomphaften Namen des öffentlichen Wohles zu bemänteln suchen. Diese Leute sind trotz ihrer Geschicklichkeit nicht zahlreich genug, um ihren Zweck zu erreichen. Sie brauchen Verbündete, und sie suchen dieselben unter Denen, welche die öffentliche Meinung auszeichnet, und deren Absichten lauter sind. Wenn das Verfahren der Regierung einen begründeten Tadel rechtfertigt, wenn sie Fehler auf Fehler macht, wenn sich die öffentliche Meinung gegen sie erklärt, so machen sich die Leute, die ich so eben bezeichnet habe, oft zum Organ derselben und eine Po-

pularität, von der sie anfangs nur die Annehmlichkeiten und Reize sehen, aber deren Härte und Gefahren sie erst später erkennen, ermuthigt sie auf dem Wege fortzuschreiten, den sie eingeschlagen haben. Dann geht die Sache schnell. Hat die Bewegung einmal begonnen, so bemächtigen sich die Böswilligen derselben. Alles wird umgestürzt, die Verwirrung kommt dazu, und Diejenigen, die sich für große Bürger hielten und sich einbildeten, den Staat durch Handlungen retten zu können, deren Tragweite sie nicht zu beurtheilen vermögen, sind die ersten Opfer; ihre Gefährten mißtrauen den Leuten von reinen Absichten, die in Folge ihrer tieferen Menschenkenntniß später Diejenigen bekämpfen würden, denen sie anfangs gedient haben.

Wenn man die vorstehend auseinandergesetzten Prinzipien auf die Vorgänge anwendet, die sich in unserer Zeit und unter unsern Augen zugetragen haben, wird man bald die Wahrheit und die Richtigkeit derselben erkennen. Vor 1789 war in Frankreich Alles Ausnahme und Privilegium, und diese Ungleichheit, die bis zum Exceß getrieben wurde und sich auf Alles erstreckte, schrieb sich gleichwohl aus einer nicht sehr entfernten Zeit her.

Eine aufgeklärte, reiche und eitle Nation mußte unter einem Zustande der Dinge leiden, der die Rechte eines Jeden und die gesunde Vernunft beleidigte. Eine zahlreiche Bourgeosie hatte sich gebildet. Ihr Reichthum und ihre Bildung verliehen ihr ein Recht auf Alles, und man hatte sie von Allem ausgeschlossen. Sie war kriegslustig, und man mußte Edelmann sein, um Unterleutnant bei der Miliz werden zu können. Unter Ludwig XIV. konnte sie jede Laufbahn wählen, keine Schranke stand ihr entgegen, und damals gab es achtzigtausend adelige Familien in Frankreich. Unter Ludwig XVI. war der Adel auf siebzehntausend Familien reducirt, und er sollte Alles haben.

Aber unter dem Adel selbst gab es verletzende Einrichtungen und Privilegien, welche die Interessen der Mehrzahl benachtheiligten und der Befriedigung der Eigenliebe des Geringsten Alles nachsetzten.

So konnte einerseits der Bourgeois nicht Offizier und nur der bei Hofe angestellte Adelige Oberst werden, während der Edelmann der Provinz ohne Ansehen in den unteren Graden vegetirte, obwohl er keine andre Laufbahn ergreifen konnte und durch die öffentliche Meinung gezwungen war, als Soldat zu dienen. Dieser Zustand der Dinge existirte noch zu der Zeit, wo der hohe Adel bereits Alles verloren hatte, was seine Macht und seinen Glanz ausmachte; seine Macht, denn alle großen Vermögen waren vernichtet oder verschuldet; seinen Glanz, denn der beständige Aufenthalt am Hofe hatte ihn um seinen Einfluß in der Provinz gebracht, und kein neuerworbener Ruhm hatte ihm Rechte auf das Monopol der öffentlichen Achtung bewahrt.

Die Ausgaben hatten mit dem Laufe der Zeit gleichen Schritt gehalten. Die öffentlichen Lasten waren drückend geworden, und die reichsten Corporationen im Staate waren ganz oder theilweise von den Abgaben befreit. Ein solches System, das der Gerechtigkeit, der Vernunft und dem gesunden Verstande widerstritt, rechtfertigte allgemeine Klagen. Allgemeine Klagen aber, denen man nicht gerecht wird, führen bald zum Widerstand, und vom Widerstand zum Angriff und vom Angriff zum Umsturz sind nur kurze Schritte.

Hätte man sich schon längst Rechenschaft von den Bedürfnissen der Gesellschaft abgelegt, hätte man kraft der Autorität und mit Selbstständigkeit das gethan, was man nachher aus Schwäche und Abhängigkeit that, so würde die französische Revolution niemals stattgefunden haben. Sie wäre in ihrem Keime erstickt worden. Aber dazu bedurfte es größerer Einsicht, oder wenigstens mußte die Regierung so viel Einsicht haben, als die Regier-

ten, was unglücklicher Weise selten ist, und in Frankreich seltener, als irgend anderwärts, denn Frankreich ist im Allgemeinen von jeher eins der am schlechtesten regierten Länder in ganz Europa gewesen.

Wenn Der, der die Oberleitung hat, einsichtsvoll ist, so schlägt er einen mehr oder weniger praktischen Weg ein, aber er wählt allemal eine gute Richtung und giebt sich Rechenschaft von seinen Schritten. Hat er keine Einsicht, so handelt er auf gut Glück, und Jedermann bemerkt bald, daß er einen falschen Weg eingeschlagen hat. Dann reclamirt alle Welt, Jeder giebt seine Meinung ab, und in Folge der Verlegenheit in der Wahl ist die Richtung nicht besser. Man wird gereizt und geht selbst an's Werk; aber oft wird das Werk deshalb nicht besser verrichtet, sondern Alles umgestürzt. Eine Nation läßt sich mit einem Trupp Reisender vergleichen, deren Führer der Souverain ist. Wenn er den Weg nicht kennt, den er durchwandern soll, bemerkt man es, und fängt an, ihn zu maltraitiren. Dieselben Irrthümer dauern fort, und man vertreibt ihn. Der geschickteste der Reisenden, oder der zuversichtlichste ersetzt ihn, und wenn er das Ziel erreicht, wird er so lange beibehalten, bis Irrthümer von seiner Seite ihn in den Fall bringen, in dem sein Vorgänger gewesen war.

Alle Regierungen, welcher Art sie sein mögen, können sich halten, wenn ein großer Gerechtigkeitssinn und eine große Geschicklichkeit die Handlungen der obersten Gewalt bezeichnen. Wenn gut regiert wird, sind die Massen zufrieden, und die Revolutionen bleiben aus. Wenn dagegen überall Unzufriedenheit herrscht, so kann ein zufälliger Umstand, ein leichtes Hinderniß, ein einziges Bedürfniß der Regierung Alles verändern: ein Funke, der die brennbaren Stoffe ergreift, welche thörichter Weise aufgehäuft worden sind.

Ehre den Fürsten, die zur rechten Zeit und beständ-

dig darüber wachen, daß niemals diese Brandstoffe sich aufhäufen! Die Funken können dann kommen, ohne Gefahr zu bringen. Anderswo verderblich, sind sie bei ihnen ganz unschädlich.

Einige Fürsten sind der Zeit, in der sie gelebt haben, vorausgeeilt und haben vernünftige Dinge, welche aber die Meinung nicht verlangte, gewaltsam gethan. Unbequem für ihre Zeitgenossen, haben sie den Keim von Uebeln und die Folgen des bösen Willens, der ihr Volk ergreifen konnte, zerstört. Die Veränderungen, die von oben kommen, die vom Souverain ausgehen, sind, wenn sie auf etwas Vernünftiges und auf das Interesse der Massen gegründet sind, ohne wirkliche Gefahren. Sie können Unzufriedenheit erregen, Privatinteressen verletzen, aber sie führen keine Revolutionen herbei. Die Veränderungen hingegen, welche die Menge verlangt, werden oft verderblich. Auf ein gerechtes Verlangen folgt ein anderes, das es in minderem Grade ist, und auf diese ein noch schlimmeres. Die Gewohnheit des Nachgebens ermuthigt die Gewohnheit des Forderns, und bald erzeugt die Geringschätzung der Gewalt Verwirrung. Geht der Staat dann nicht zu Grunde, so erlangt er doch nur durch die traurigsten Erfahrungen und durch große Unglücksfälle das Gleichgewicht, die Ruhe und das Gedeihen wieder.

Selten haben die Revolutionen Ergebnisse, welche den Hoffnungen der ersten Verbesserer entsprechen. Wenn die Leidenschaften der Menschen einmal entfesselt sind, verwickeln sich die Fragen, und die überlegenen und redlichen Geister können niemals die Lösung vorhersehen. Es müssen demnach die Aenderungen, welche die socialen Zustände erheischen, mit der größten Mäßigung von den Fürsten erbeten werden. Man muß ihnen die Bedürfnisse der Zeit vor Augen legen, und um seine Rechte geltend zu machen, die ruhigen und regelmäßigen, durch das Gesetz autorisirten Mittel anwenden,

aber niemals Etwas mit Gewalt fordern. Sobald man Gewalt anwendet, ist der Staat in der größten Gefahr, aber viele an Doctrinen hängende Leute kennen diese Wahrheiten nicht und glauben, daß die öffentlichen Angelegenheiten, bei denen die Leidenschaften der Menschen eine so große Rolle spielen, sich nach Willkür regeln und mildern lassen. Sie denken nur daran, die Art der Existenz zu bestimmen, und sie vergessen, daß man erst die Existenz sichern muß, ehe man wissen kann, wie man existiren soll. Man verwechselt das Prinzip mit der Consequenz, und diese Verwechselung führt zum Verderben.

Ein einsichtsvoller Mann darf niemals Etwas thun, was die Macht erschüttert, aber er muß Alles thun, um sie aufzuklären. Gelingt das auch nicht sogleich, so gelingt es doch später, denn man spricht mit ihm zu Gunsten seines Interesses. Große Mißbräuche sind oft besser, als die schönsten Verbesserungen, die von einer Revolution in Aussicht gestellt werden. Das Gute, das eine Revolution bringen wird, ist immer ungewiß, das Schlimme unausbleiblich. Die Staatsgewalt, dieses Geheimniß der Gesellschaft, ist das erste Erforderniß ihrer Erhaltung. Wehe dem, der ihre Existenz gefährdet.

Die Machthaber sollten sich immer wiederholen, daß ihr wahres persönliches Interesse lediglich in einer gerechten, billigen und festen Regierung beruht.

Die Regierungen müssen stets danach streben, ihre Macht unbestritten zu genießen. Das Mittel aber, um dahin zu gelangen, ist, daß man gut regiert, und um gut zu regieren, muß man von einem Geist der Gerechtigkeit beseelt sein, der stark genug ist, um sich von dem Einflusse der Privatinteressen, die man um und neben sich findet, frei zu halten. Ein Herrscher muß sich hoch genug stellen, um Alles gut sehen zu können. Wenn er demgemäß handelt, ist er seines Weges sicher,

und gewiß, das Ziel, das er sich vorgesteckt hat, zu erreichen. Aber um sich nicht zu verirren, muß er auch einen scharfen Blick haben, und dieser fehlt so vielen unter ihnen, oder ihren obersten Beamten, und man kann nicht umhin, die Wahrheit des Ausspruchs anzuerkennen, den Montaigne vor langer Zeit gethan, daß nämlich „alles Unheil dieser Welt durch Eseleien entsteht."

Wenn die Regierung die wohlerworbenen Rechte achtet und wirklich und sichtbarlich die Interessen der Mehrzahl beschützt, wenn sie den Reclamationen der Privaten zugänglich ist und sich mit denselben beschäftigt, wenn sie sich ihrer Pflichten gegen die Bürger bewußt ist und sich bemüht, sie zu erfüllen, so hat sie eine Meinungsmasse für sich, die sie hält und ihre Sicherheit ausmacht. Aber ich wiederhole es, um einen sichern Weg zu gehen, muß man sich aufklären und möglichst viel Aufklärung um sich versammeln. Dies liegt eben so sehr in ihrem persönlichen Interesse als in dem ihrer Völker. Man fragt sich daher mit Recht, warum die Fürsten so oft den Beistand fähiger Männer zurückweisen. Wenn ich aber von diesem Beistand spreche, so setze ich voraus, daß Der, welcher ihn verlangt, ihn aus eignem Antriebe verlangt und daß er Bedingungen unterliegt, die ihn gegen jede Art von Rivalität sicherstellen.

Ein über seine Interessen aufgeklärter Herrscher muß die wirklichen Bedürfnisse zu erforschen suchen und der Erste sein, der die Untersuchung leitet, die ihn aufklären soll. Er berathet darüber, läßt den Werth und die Wichtigkeit derselben prüfen, und dann entscheidet er. Dies ist der vernünftige Weg, der Revolutionen vorbeugt; wenn er aber heilsame Rathschläge fürchtet, wenn er Prüfungen, die ihn belehren sollen, vermeidet, wenn er sich von den öffentlichen und Privatinteressen isolirt, wenn er glaubt, daß er nur auf dem Throne

sitzt, um zu genießen, und nicht um zu dienen, so entspricht der Gang seiner Regierung nicht dem Bedürfniß seiner Völker. Es treten Verlegenheiten ein, welche durch einen verdienten Tadel und eine gerechte Kritik dessen, was gethan worden ist, vermehrt werden. Um der öffentlichen Meinung zu genügen und die Last zu erleichtern, verlangt man Rathschläge und einen Beistand, welche abhängig machen. Es tauchen Machtrivalitäten auf und daraus entstehen Revolutionen. Die einfachste Ueberlegung giebt jedoch dem Geiste das Mittel an die Hand, sie zu verhindern.

Die Aufnahme und die Mitwirkung neuer und unabhängiger Kräfte bei der Regierung, und in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ist immer das Ergebniß vorangegangener Fehler. Es ist eine Art Sühne für die früheren Verirrungen. Es ist ein Versprechen, für die Zukunft einen vernünftigen Weg zu gehen, es ist mit einem Worte mehr eine Garantie der Meinung und des guten Willens, als eine wirkliche Garantie, denn die Versammlungen, welche berufen sind, über die Interessen des Staates zu entscheiden, sind oft unwissend und leidenschaftlich; sie geben sich tausend verschiedenen Einflüssen hin und gehen oft irre. Wenn sie einmal vorhanden sind, ist es schwer, sich ihrer zu entledigen; wenn ihr Bestehen ein Mittel um einander entgegenstehende Interessen in Einklang zu bringen, gewissermaßen ein Vergleichsmodus ist, dann ist die Nothwendigkeit, sich ihnen zu unterwerfen, begreiflich; aber zum Erstaunen ist es, daß man Fürsten gesehen hat, die ihre Völker weise und ohne Widerspruch regierten, ihre Staaten mit Ordnung, Sparsamkeit und allgemeiner Billigung verwalteten, und sich dabei muthwillig Verlegenheiten aller Art schufen und sich bevormunden ließen. Eine maßlose Sucht nach Popularität, im Prinzip etwas ganz Gutes und Lobenswerthes, wird eine der gefährlichsten Bestrebungen,

die einen Fürsten beseelen können, wenn sie ihn zu Fehlern hinreißt, die nicht wieder gut zu machen sind. Der Kaiser Alexander hatte sich von großmüthigen und unüberlegten Gefühlen leiten lassen, und unter seinem Einfluß haben die Fürsten zweiten Ranges, von demselben Geiste beseelt, überall in der europäischen Gesellschaft Stoff zu Unruhen ausgestreut, die den Keim einer schwer zu heilenden Krankheit in sich tragen.

Auf der andern Seite habe ich verständige und hervorragende Geister das Prinzip einer unbedingten Stabilität in den Gesetzen aufstellen hören. Obwohl die Gesellschaften sich verändern, sagen sie, und ihre Bedürfnisse nicht beständig dieselben bleiben, so fallen doch die Dinge, die sich überlebt haben, von selbst und die öffentliche Meinung richtet sie. Man führte bei dieser Gelegenheit das Beispiel der Kirche an, deren Weisheit so augenfällig ist und die sich thatsächlich modificirt hat, ohne daß im Rechte etwas verändert worden wäre. In der That bedroht der Papst die Regenten nicht mehr mit Excommunication und Interdicten, weil diese Waffen sich abgestumpft haben und Niemandem mehr imponiren; aber es ist ein großer Unterschied zwischen den Regierungen, die ihrer Natur nach bestimmt sind, nur auf die Meinung zu wirken, und denen, die eine positive Gewalt über das Materielle des Lebens und über die Verwaltung ausüben. Man muß sich über Dinge, welche täglich praktisch angewendet werden und die verändert werden sollen, nothwendiger Weise aussprechen. So haben zum Beispiel in Frankreich, wie ich schon gesagt habe, zwei Ursachen einen directen Einfluß auf die Revolution von 1789 gehabt: die Ausschließung der Nichtadeligen von vielen Stellen und die Ungleichheit der Abgaben. Um diesen Zustand der Dinge zu ändern, dessen Ungerechtigkeit in die Augen sprang, bedurfte es gewisser Acte, die die Regierung nicht vorgenommen hat. Von Klagen kam

es zu Drohungen und Thätlichkeiten, und eine erste Revolution zog tausend andre nach sich.

In Oesterreich kam ein Fürst auf den Thron, welcher neuen Ideen huldigte, die in seinem Lande noch nicht populär waren. Er vernichtete das Bestehende mit Gewalt und beseitigte Alles was mit der Zeit Unzufriedenheit und lästige Forderungen motiviren und eine Revolution herbeiführen konnte, und er erstickte eine solche im Keime.

Ich bin weit davon entfernt, alle Schöpfungen Joseph's II. und besonders die Art und Weise, wie er seine Pläne ausführte, zu bewundern. Er handelte wie ein Mann der, von der Zeit gedrängt, seine Schritte übereilt, ohne die nachtheiligen Folgen seiner Uebereilung zu bemerken.

Zur Ausführung von Plänen, welche den Zustand der Gesellschaft, ihre Verfassung und ihre Grundlagen berühren, gehört vor Allem Zeit, dieses Grundelement aller Dinge. Die öffentliche Meinung gradezu in's Gesicht schlagen, selbst um Gutes zu thun, ist gefährlich und unklug. Ich tadle an ihm besonders die Nichtachtung der Vergangenheit, die er beständig zur Schau trug, und seine Geringschätzung gegen die früheren Generationen. Die Lebensdauer der Gesellschaften besteht nicht aus einem Tage, und wer keine Achtung gegen seine Vorfahren hat, verdient seinerseits von der Nachwelt ohne Achtung behandelt zu werden. Die Generationen bilden eine Kette, in der jeder Ring seinen Werth hat. Nur ein oberflächlicher Geist kann glauben, daß die Vorsehung gerade der Zeit, in der er lebt, alle Kenntnisse und allen Geist, die sie auf das gesammte Menschengeschlecht vertheilt hat, vorbehalten habe. Die Gesellschaften haben gelebt, also haben sie je nach den verschiedenen Zeitaltern auch das geschaffen, was zu ihrer Erhaltung nothwendig war. Es ist unter den Institutionen des Mittelalters, sie mögen uns jetzt noch

so unsinnig erscheinen, nicht eine einzige, die nicht durch die Umstände, welche zur Zeit ihrer Einführung obwalteten, gerechtfertigt werden könnte.

Ungeachtet dieses wohlverdienten Tadels der Handlungen und des Verfahrens Joseph's II. ist doch soviel gewiß, daß er Alles im Interesse der Massen gethan hat. Seit jener Zeit sind die Massen der festen Ueberzeugung, daß sie beschützt werden. Sie sehen ein, daß keine andere Ordnung der Dinge ihnen größere Vortheile verheißen kann, als die sind, in deren Besitz sie sich befinden. Die Güter der Geistlichkeit, dieser mächtige Köder für die Neuerer, diese reiche Beute für Diejenigen, welche den Umsturz der Gesellschaft wollen, sind nicht mehr vorhanden, um als Mittel und Vorwand zu Veränderungen zu dienen, und so ist eine Revolution in dem Sinne, in welchem man sie versteht, nämlich als völlige Umgestaltung der respectiven Beziehungen zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft, unmöglich geworden, denn die unteren Klassen haben weder etwas Besseres zu verlangen, noch zu hoffen, als was sie schon besitzen.

Ich glaube folgende Wahrheiten nachgewiesen zu haben:

1) Die Revolutionen entstehen allemal nur durch die Schuld der Regierenden. Die Inhaber einer anerkannten Macht haben ungeheure Mittel, sie sich zu erhalten, und wenn sie ihnen entschlüpft, so müssen sie das rechte Mittel, sie in ihren Händen zu befestigen, nicht erkannt haben.

2) Um Revolutionen zu verhüten, muß man vor Allem gut regieren. Die Wohlthaten einer gerechten und aufgeklärten Verwaltung sind so groß, daß sie hinreichend sind, um die Völker zu befriedigen.

3) Um den gerechten Wünschen und Bedürfnissen gemäß zu regieren, muß der Fürst bestrebt sein, sich mit möglichst einsichtsvollen Männern zu umgeben.

4) Wenn die Fürsten zur Unterstützung bei ihren Arbeiten die aufgeklärtesten Männer an sich ziehen, so vermehren sie, abgesehen von der Bürgschaft, die sie darin finden, ihre Autorität um die Macht der öffentlichen Meinung, welche das Erbtheil der überlegenen Menschen ist.

5) Diese müssen volle Freiheit in der Aeußerung ihrer Gedanken wie im Entwerfen ihrer Pläne haben, ohne daß man ihnen jedoch eine Autorität zugesteht, die eine Rivalin werden könnte, und noch weniger eine solche, deren Quell die Unabhängigkeit wäre.

6) Endlich müssen die Veränderungen, welche die Männer von Einsicht für nöthig finden, nicht erst versucht, und dann mit zu großer Langsamkeit und Vorsicht ausgeführt werden, denn die Menschen, die wirkliche Freunde ihres Landes sind, müssen sich beständig sagen, daß es wenige Verbesserungen giebt, bei denen Gewalt anzuwenden ist, und welche die Anwendung derselben zu ihrer Erreichung rechtfertigen könnten. Die allein guten und nützlichen Veränderungen in der Gesellschaft sind diejenigen, welche nach und nach, ohne Erschütterung eingeführt werden und von der Staatsgewalt ausgehen.

Von den Tugenden der barbarischen Völker.

Ueberall wo man Tugenden findet, muß man sie zuerst anerkennen, und dann ehren, sie mögen einen Ursprung haben, welchen sie wollen. Es ist jedoch nicht verboten, den Ursprung derselben aufzusuchen und die Umstände zu erforschen, die sie entwickelt haben. *Man* wird sicher dahin gelangen, wenn man die Be-

dürfnisse der Gesellschaft in dem besondern Zustande, in dem sie sich befindet, studirt. Die Sitten heiligen gewöhnlich was zur Erhaltung nothwendig ist, und die Sitten ändern sich nach den Umständen und den Zeiten, ohne daß man es gewahr wird.

Die allgemeinste Tugend bei den rohen Völkern, die jederzeit am meisten gerühmte, ist die Gastfreundschaft, der Schutz, der dem Fremden, wäre er auch ein Feind, gewährt wird, wenn er sich unter dem häuslichen Dache befindet. In einem uncivilisirten Lande, wo die Industrie und das Privatinteresse nirgends ein Asyl und Unterstützungen für Reisende in's Leben gerufen haben, mußte die Gastfreundschaft nothwendigerweise eingeführt und ausgeübt werden, denn sie ist nur ein gegenseitiger Dienst, ein bewilligtes Darlehn, das eines Tags zurückgezahlt wird. Jeder kommt früher oder später einmal in den Fall, seine Familie und sein Haus verlassen zu müssen, um seinen Geschäften nachzugeben. Wenn er unterwegs weder Hülfe noch Schutz findet, wird seine Reise beschwerlich, gefährlich, ja vielleicht unmöglich. Man nimmt ihn auf, man steht ihm bei, man sorgt für seine Sicherheit, während er ruht, aber es versteht sich dabei von selbst, daß er vorkommenden Falls Denen, die ihn aufgenommen haben, den nämlichen Dienst erzeigt. Denn die Basis der menschlichen Gesellschaft ist in jedem Zustand, in dem sie sich befindet, und von welchem Gesichtspunkte man sie betrachten mag, immer ein beständiger Austausch von Diensten zwischen Individuen, aus denen sie besteht. So wurde die Gastfreundschaft durch das Recht und den Gebrauch geheiligt; aber wenn damit nicht der Gedanke einer unverletzlichen Sicherheit verbunden wäre, so würde sie nur unvollkommen sein; ja noch mehr, sie würde dann der Deckmantel für die schändlichsten Verräthereien sein. Daher haben denn auch die Sitten das ganze Haus, selbst für einen Feind,

zu einem geheiligten, unverletzbaren Asyl gemacht, sobald die Schwelle überschritten ist. Wenn es anders gewesen wäre, würde man immer einen Vorwand, einen mehr oder weniger plausiblen Grund gefunden haben, um einen hülflosen Unglücklichen zu ermorden. Aber der Schutz beschränkt sich auf den Umfang des Hauses, und in einem Lande, wo die öffentliche Autorität nicht über die Sicherheit der Bürger wacht, wo Jeder selbst für seine Vertheidigung sorgt und sich Recht verschafft, mußte Jeder so bald wie möglich in seine ursprüngliche Stellung zurückkehren, der Eine in seine Rechte, der Andere in die nachtheiligen Chancen, denen er ausgesetzt ist. Diese gegenseitigen Bürgschaften, der erste Schritt zur Ordnung und der erste Ausdruck des Bedürfnisses der zu einer Gesellschaft vereinigten Menschen, sind das Grundgesetz der Stämme der Wüste.

Die Treue der türkischen Kaufleute in Erfüllung ihrer mündlich eingegangenen Verpflichtungen ist eine Folge des nämlichen Prinzips. In einem Lande, wo Niemand schreiben kann, müssen die mündlichen Verträge heilig sein, da außerdem jeder Verkehr unmöglich sein würde. Dieser Verkehr aber ist unumgänglich nöthig, um verschiedenen Bedürfnissen zu genügen, und die Sitten und das Vertrauen geben dem Worte ein Gewicht, das es unverletzlich macht. In den Ländern, wo man schreiben kann, sind die Verbindlichkeiten andrer Natur. Da das, was geschrieben ist, begründet und bewiesen werden kann, so benützt man diesen Vertragsmodus vorzugsweise. Da sonach hier die mündlichen Verträge weniger nothwendig sind und geringere Sicherheit darbieten, werden sie auch nicht so heilig gehalten. Endlich schlagen sich da, wo öffentliche Beamte sind, diese bei geschriebenen Acten in's Mittel, und geben ihnen mehr Beweiskraft; selbst schriftliche Privatverträge verlieren an Wichtigkeit.

Es sind die Bedürfnisse der Gesellschaft, welche je

erstreckt, so wie die ganze Grenze Frankens auf der sächsischen Seite blossgestellt. Ich erwartete von einem Augenblicke zum andern, daß diese große Lücke des Vertheidigungssystems ausgefüllt werden würde, aber ich wartete vergebens. Die benachbarten Fürsten, wie der König von Würtemberg, haben jede Hülfe verweigert, unter dem Vorwande, daß sie ihre Streitkräfte für sich selbst brauchten. Die bairische Observationsarmee hat eine andre Bestimmung erhalten, und hat nie in Uebereinstimmung mit dem General Wrede operirt. Man hat den feindlichen leichten Truppen Zeit gelassen, im Rücken der Armee das ganze Land zwischen der Saale und der Elbe zu besetzen, dort verschiedene französische Corps zu vernichten und an meinen Grenzen den Benningsenschen Reserven gefährlich zu werden, Böhmen zu gewinnen, von wo sie im Stande sind, ohne auf ein Hinderniß oder auf Widerstand zu stoßen, in meine fränkischen Provinzen, oder in die Oberpfalz einzufallen und von da an die Donau zu rücken, eine Operation, die dem Fürsten Wrede nach seinem eigenen Eingeständniß keinen andern Rückzug, als die Schluchten von Tyrol, die übrigen Theile meiner Staaten aber ungedeckt lassen würde. Ich würde gezwungen sein, sie mit meiner Familie in einem Augenblicke, wo es am gefährlichsten wäre fortzugehen, zu verlassen. In einer so kritischen und fast verzweifelten Lage blieb mir nichts Andres übrig, als den wiederholten und dringenden Bitten der verbündeten Höfe nachzugeben und ein Bündniß mit ihnen zu schließen. Ich glaube, bei dieser Gelegenheit mit hinreichender Gewißheit, um es gegen Sie aussprechen zu dürfen, bemerkt zu haben, daß die Oestreicher nicht abgeneigt wären, in Italien einen auf der Linie des Tagliamento fußenden Waffenstillstand abzuschließen. Dieses sagt Ihnen Ihr Vater, nicht der König, in der Ueberzeugung, daß Sie Ihre Interessen mit dem,

Zusätze

zu einigen Stellen in den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Ragusa.

Die nachstehenden Dokumente wurden uns mit der Bitte zugeschickt, sie als Anhang zu den „Denkwürdigkeiten“ zu veröffentlichen. Die Briefe sind bestimmt, aus officiellen Actenstücken den Antheil, den der Prinz Eugen an den Ereignissen von 1814 genommen hatte kennen zu lernen, die Schlußnote hat Bezug auf den Herzog von Plaisance.

(Anm. des Herausgebers.)

Nr. 1. — Brief des Königs von Baiern, Maximilian Joseph an den Prinzen Eugen.

Nymphenburg, 8 October 1813

Mein vielgeliebter Sohn,

Sie kennen besser als irgend Jemand mein lieber Freund die gewissenhafte Genauigkeit, mit der ich meine Verpflichtungen gegen Frankreich erfüllt habe, so drückend und lästig sie auch gewesen sind. Das Mißgeschick des letzten Feldzugs hat Alles übertroffen, was man fürchten konnte; es ist jedoch Bayern gelungen eine neue Armee auszuheben, mit der es bis jetzt die österreichische Armee unter den Befehlen des Fürsten Reuß in Schach gehalten hat. Diese Maßregel deckte einen Theil meiner Grenze, ich aber die ganze Linie die im Sommer allmälig von Passau bis Eger

erstreckt, so wie die ganze Grenze Frankens auf der sächsischen Seite bloßgestellt. Ich erwartete von einem Augenblicke zum andern, daß diese große Lücke des Vertheidigungssystems ausgefüllt werden würde, aber ich wartete vergebens. Die benachbarten Fürsten, wie der König von Würtemberg, haben jede Hülfe verweigert, unter dem Vorwande, daß sie ihre Streitkräfte für sich selbst brauchten. Die bairische Observationsarmee hat eine andre Bestimmung erhalten, und hat nie in Uebereinstimmung mit dem General Wrede operirt. Man hat den feindlichen leichten Truppen Zeit gelassen, im Rücken der Armee das ganze Land zwischen der Saale und der Elbe zu besetzen, dort verschiedene französische Corps zu vernichten und an meinen Grenzen den Benningsenschen Reserven gefährlich zu werden, Böhmen zu gewinnen, von wo sie im Stande sind, ohne auf ein Hinderniß oder auf Widerstand zu stoßen, in meine fränkischen Provinzen, oder in die Oberpfalz einzufallen und von da an die Donau zu rücken, eine Operation, die dem Fürsten Wrede nach seinem eigenen Eingeständniß keinen andern Rückzug, als die Schluchten von Tyrol, die übrigen Theile meiner Staaten aber ungedeckt lassen würde. Ich würde gezwungen sein, sie mit meiner Familie in einem Augenblicke, wo es am gefährlichsten wäre fortzugehen, zu verlassen. In einer so kritischen und fast verzweifelten Lage blieb mir nichts Andres übrig, als den wiederholten und dringenden Bitten der verbündeten Höfe nachzugeben und ein Bündniß mit ihnen zu schließen. Ich glaube, bei dieser Gelegenheit mit hinreichender Gewißheit, um es gegen Sie aussprechen zu dürfen, bemerkt zu haben, daß die Oestreicher nicht abgeneigt wären, in Italien einen auf der Linie des Tagliamento fußenden Waffenstillstand abzuschließen. Dieses sagt Ihnen Ihr Vater, nicht der König, in der Ueberzeugung, daß Sie Ihre Interessen mit der

was Sie der Ehre und Ihren Pflichten schuldig sind, in Einklang zu bringen wissen werden.

Ich habe, wie Sie wohl denken können, dem französischen Minister die Ziffer der Armee angeben lassen, ohne eine Abschrift davon zu nehmen. Ich bitte Sie ferner überzeugt zu sein, daß die Kranken, die in meinen Hospitälern sind, auf meine Kosten verpflegt und dann frei nach Hause geschickt werden. Dasselbe wird mit den Franzosen und Italienern geschehen, die sich in Baiern befinden.

Ich hoffe, mein lieber Eugen, daß wir beide uns deshalb nicht minder zugethan bleiben werden, und daß ich vielleicht im Stande sein werde, Ihnen durch Thaten zu beweisen, daß meine zärtliche Freundschaft für Sie noch immer die nämliche ist. Sie wird nur mit meinem Leben aufhören.

Ich umarme Sie im Geiste millionenmal.

Ihr getreuer Vater
Max Joseph.

Die Königin läßt Sie küssen.

Nr. 2. — Der Prinz Eugen an den König von Baiern, seinen Schwiegervater.

Gradisca, 25. October 1813.

Mein guter Vater;

Ich erhalte in diesem Augenblicke Ihren Brief vom 8. laufenden Monats. Ihr Herz wird leicht fühlen, was das meinige bei Durchlesung desselben leiden mußte. Und wenn ich wenigstens allein litte! Aber ich zittere für meine arme Auguste, wenn sie erfahren wird, welchen Entschluß Sie fassen zu müssen geglaubt haben.

Was mich betrifft, mein guter Vater, so wage ich Ihnen zu versichern, daß ich, welches Loos mir auch der Himmel beschieden haben möge, ob ein glückliches oder ein unglückliches, stets würdig sein werde, Ihnen

anzugehören und der Achtung und Liebe theilhaftig zu bleiben, von denen ich schon so viele Beweise von Ihnen erhalten habe.

Sie kennen mich hinlänglich, dessen bin ich gewiß, um überzeugt zu sein, daß ich in dieser schmerzlichen Angelegenheit nicht einen Augenblick von dem Pfade der Ehre und der Pflicht abweichen werde; ich weiß, daß, wenn ich so handle, ich in Ihnen stets einen Vater und Freund für mich, für meine liebe Auguste und für Ihre Enkel finden werde.

Der Zufall bot mir eine Gelegenheit, den General Hiller über ein stillschweigendes Uebereinkommen ausforschen zu lassen, nach welchen wir, er und ich, in den Stellungen, die wir einnehmen, das heißt an beiden Ufern des Isonzo, bleiben würden; ich weiß nicht, was er antworten wird, aber Sie werden einsehen, daß ich mehr nicht thun kann. Wenn dieser erste Vorschlag für unzulänglich gehalten wird, wenn das Unglück mir in Zukunft so abhold ist, als es mir bis jetzt günstig war, so werde ich es während meines ganzen Lebens bedauern, daß ich Augusten und ihre Kinder nicht habe so glücklich machen können, als ich wollte, aber mein Gewissen wird rein sein, und ich werde meinen Kindern einen makellosen Namen hinterlassen.

Ich weiß nicht, mein guter Vater, was Ihre neue Stellung Ihnen möglich machen wird. Ich empfehle Ihnen nicht Ihren Schwiegersohn, aber ich würde meine ersten Pflichten zu verletzen glauben, wenn ich Ihnen nicht sagte: Sire, vergessen Sie Ihre Tochter und Ihre Enkel nicht.

Ich bin, mein guter Vater, mit den Ihnen bekannten Gefühlen der Achtung und Zärtlichkeit, die ich Ihnen für das ganze Leben geweiht habe,

Ihr ganz ergebener Sohn
Eugen.

Ich grüße die Königin und umarme Brüder und Schwestern.

Nr. 3. — Der König von Baiern an den Prinzen Eugen.

Frankfurt am Main, 16. November 1813.

Sie können, mein lieber Eugen, Alles was Ihnen der Fürst von Taxis, der Ueberbringer dieses Briefs sagen wird, unbedingt glauben. Er besitzt mein ganzes Vertrauen und obwohl noch jung, ist er desselben doch würdig. Das beifolgende Papier wird Ihnen eine allgemeine Ansicht von der Lage der Dinge geben. Verbrennen Sie es, sobald Sie es gelesen haben. Ich umarme Sie zärtlich und werde Sie, meine Tochter und meine Enkel bis zum letzten Athemzuge lieben.

Ihr guter Vater und bester Freund
Max Joseph.

Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie nicht so glücklich sind, als Sie es verdienen. Hier liebt und achtet Sie Jedermann, das höre ich alle Tage.

Nr. 4. — Bericht über die Sendung des Fürsten von Thurn und Taxis, der von den verbündeten Fürsten im November 1813 an den Prinzen Eugen abgeschickt wurde. Niedergeschrieben zu München am 15. November 1836, und an Ihre Königliche Hoheit, die Frau Herzogin von Leuchtenberg, Wittwe des Prinzen Eugen, gerichtet.

Madame;

Zufolge der Erlaubniß des Königs, meines Gebieters, deren mich Ew. Königliche Hoheit im Namen Ihres erlauchten Bruders versichert haben, beeile ich mich, Ihren Befehlen nachzukommen und Ihnen einen

getreuen Bericht von der Sendung, mit der ich im Monat November 1813 beauftragt war, vorzulegen.

Ich war damals Major und Adjutant des hochseligen Königs Maximilian Joseph und für die Dauer des Kriegs dem Generalstabe des Herrn Marschalls Fürsten von Wrede zugetheilt, der sich in Frankfurt befand, wo zu derselben Zeit alle verbündeten Fürsten anwesend waren. Der König von Baiern hatte sich ebenfalls dahin begeben. — Es war am 16. November, als der Marschall mich kommen ließ, und mir sagte, daß man den Entschluß gefaßt habe, Schritte zu thun, um wo möglich ganz Italien ohne Blutvergießen von dem feindlichen System loszutrennen, daß man bereits mit dem König Joachim in Neapel Unterhandlungen angeknüpft habe und daß die verbündeten Mächte jetzt den König von Baiern als Schwiegervater des Prinzen Vicekönigs aufgefordert hätten, in ihrem Namen seinem Schwiegersohne Eröffnungen über diesen Gegenstand zu machen. — Ferner erfuhr ich, daß ich es sei, der zu dieser Sendung gewählt worden, und ich erhielt den Befehl, mich sofort zu Sr. Majestät zu begeben. Der König gab mir einen an seinen Schwiegersohn gerichteten Brief und befahl mir, vor meiner Abreise zum Fürsten Metternich, Staatskanzler Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich, zu gehen, der mir mündliche Instructionen ertheilen würde.

Als ich in der Wohnung des Letztern ankam, erfuhr ich, daß diese delicate Angelegenheit mit der größten Verschwiegenheit behandelt werden und daß ich daher bei den Vorposten der französischen Armee in Italien in österreichischer Uniform, wie ein gewöhnlicher Parlamentär, erscheinen müsse. Der Fürst von Metternich sagte mir, es sei der Wille der verbündeten Fürsten, daß ich Alles thun solle, was in meinen Kräften stände, um den Prinz Eugen zu überreden,

daß er die in dem Briefe des Königs von Baiern enthaltenen Vorschläge annähme, worauf ich zu antworten mir die Freiheit nahm, daß ich die Ehre hätte, den Vicekönig persönlich zu kennen, und daß ich fest überzeugt sei, daß alle Bemühungen fruchtlos sein würden, wenn meine Ueberredungsgabe auch noch so groß sei (was ich übrigens keineswegs glaube), daß ich aber als Soldat stets zu gehorchen wissen werde. Herr von Metternich erwiderte, daß der Prinz Eugen sich ohne allen Zweifel der Achtung von ganz Europa erfreue, daß aber die allgemeine Lage der Dinge es ihm zur Pflicht mache, im Namen der Mächte den fraglichen Schritt zu versuchen. Dann gab er mir einen Brief für den General Baron Hiller, obwohl dessen Nachfolger der Marschall Graf von Bellegarde, bereits ernannt war.

Ich reiste in der Nacht vom 16. zum 17. November mit Post von Frankfurt ab, ging über Augsburg und Innsbruck, und verfolgte die Hauptstraße bis Trient, wo ich sie wegen der gegenseitigen Stellungen der Armeen verlassen mußte. Ich schlug daher den Weg über den Col de Lugano ein und ging über Citadella und Bassano hinunter.

Endlich den 21. Morgens erreichte ich Vicenza, wo sich das österreichische Hauptquartier befand. Kurz darauf ließ ich mich bei dem General Hiller melden und übergab ihm die Depesche, welche die accessorischen Einzelheiten meiner Sendung enthielt und ihm vorschrieb, mir die Uniform eines höheren Offiziers von seinem Generalstabe zu verschaffen. Alles war in dieser Weise arrangirt, und am 22. vor Tagesanbruch reiste ich verkleidet und unter dem Namen eines Majors von Eberle nach Stradi-Caldiera, wo ich dem General Pflachner, der die Vorposten commandirte, ein Schreiben vom General Hiller übergab, in welchem ihm befohlen war, mir sogleich ein Husa-

renpferd zu geben und mich von einem Trompeter bis zu den französischen Vorposten begleiten zu lassen.

Bald darauf hatte ich die letzten österreichischen Vedetten passirt, und während ich auf der Landstraße von Verona hinritt, bemerkte ich zehn Minuten später ein Piquet Chasseurs à cheval. Ich ließ das übliche Signal geben, und nach einigen Augenblicken kam ein Offizier heran, um mich zu begrüßen. Er sagte mir (wie dies allgemein gebräuchlich ist) daß ich in keinem Falle bis in das Hauptquartier des Vicekönigs gelangen könne, da der General Rouyer, der die französischen Vorposten commandirte, die Generalinstruction hätte, alle Depeschen in Empfang zu nehmen, die irgend welcher Parlamentär überbrächte. Da diese Schwierigkeit vorgesehen war, übergab ich ihm einen von mir geschriebenen, aber vom General Hiller versiegelten Brief, in welchem ich den Prinzen benachrichtigte, daß Mittheilungen von der größten Wichtigkeit ihm mündlich gemacht werden sollten. Dann setzte ich hinzu, daß ich jedenfalls die Vorposten nicht verlassen würde, bevor ich die Antwort des Vicekönigs erhalten hätte. Der Offizier ritt im Galopp fort und kam bald zurück, um mir anzuzeigen, daß der General Rouyer so eben einen Adjutanten expedirt habe, der mein Schreiben nach Verona überbringen solle.

Ich wartete ungefähr drei Stunden, nach deren Verlauf man mir ankündigte, daß der Prinz mich in der Kirche des kleinen Dorfes St. Michael empfangen werde, das etwa fünfzehnhundert Schritt von den Vorposten entfernt war; die Augen wurden mir verbunden, wie es in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, und ich wurde in die Kirche geführt, wo man mir das Tuch wieder abnahm.

Funfzehn Minuten später stieg der Prinz Eugen vom Pferde und trat in das Lokal, in welchem ich mich befand. Er erkannte mich sogleich, als ich ihm

den Brief des Königs übergab; und sagte zu den Offizieren seines Gefolges: „Da wir diesem Herrn in einem offenem Lande nichts zu verbergen haben, so athme ich eben so gern in freier Luft.“ Wir gingen demzufolge Alle hinaus, und während das Gefolge unter dem Peristyl der Kirche zurückblieb, ging der Vicekönig mit mir hundert Schritt davon auf und ab.

Der Prinz öffnete seinen Brief erst, nachdem er sich bei mir nach dem Befinden seines erlauchten Schwiegervaters erkundigt hatte. Er las ihn zweimal, ebenso auch eine Notiz, die darin eingeschlossen war, und sagte dann ohne das geringste Zaudern zu mir: „Ich bedaure sehr, dem Könige, meinem Schwiegervater, eine abschlägliche Antwort geben zu müssen, aber man verlangt von mir das Unmögliche.“

Hier, Madame, wo der wichtigste Theil meiner Erzählung erst anzufangen scheint, ist sie eigentlich schon beendigt, denn der ganze übrige Theil dieser Unterhaltung drehte sich um dieselben Worte. Umsonst bediente ich mich der tausendmal abgedroschnen Ausdrücke: Politik, Nutzen, Interesse des Augenblicks u. s. w. u. s. w. in Verbindung mit den einfachen Worten Pflicht, Dankbarkeit und geleisteter Eide, der Vortheil blieb immer auf Seiten des Prinzen. Ich will jedoch versuchen, Ewr. Königlichen Hoheit noch einige Worte des hochseligen Prinzen, Ihres erlauchten Gemahls, zu wiederholen. Als ich mit ihm von dem Schicksale seiner Kinder sprach, sagte er zu mir: „Allerdings weiß ich nicht, ob mein Sohn dazu bestimmt ist, einst die eiserne Krone zu tragen, aber jedenfalls darf er nur auf einem rechtlichen Wege dazu gelangen!“ Als er hierauf von mir erfuhr, daß die verbündeten Mächte entschlossen seien, mit überlegenen Kräften über den Rhein zu gehen, sagte er: „Man kann nicht leugnen, daß der Stern des Kaisers zu erbleichen beginnt, aber dies ist für Die, welche Wohlthaten von ihm empfangen haben, ein Grund mehr, ihm treu zu bleiben.“

Dann setzte er noch hinzu, daß selbst die Anerbietungen, die ihm so eben gemacht worden wären, kein Geheimniß für den Kaiser bleiben würden. Als ich endlich meinen Instructionen gemäß als letztes Argument von der hinlänglich klaren Geneigtheit des Königs Joachim, mit den verbündeten Mächten zu unterhandeln, zu sprechen begonnen und als ich hinzufügte, daß vor Ablauf von sechs Wochen sein rechter Flügel blosgestellt, ja vielleicht gefährdet sein werde, sagte der Fürst zu mir: „Ich glaube Sie irren sich; wenn dem aber wirklich so wäre, würde ich sicherlich der Letzte sein, der das Benehmen des Königs von Neapel billigte; überdies würde es nicht genau dieselbe Situation sein, denn er ist Souverain, ich dagegen bin nur Stellvertreter des Kaisers.“ Kurz, unser Gespräch endete genau so, wie es begonnen hatte; der Entschluß des Prinzen blieb unerschütterlich.

Für diesen Fall hatte ich Befehl, ihn zu bitten, in meiner Gegenwart den Brief des Königs von Baiern, so wie die beigeschlossene Note zu zerreißen, was er auch sofort that; dann sagte er mir, daß er nach Verona zurückkehren und dort einen Brief an seinen Schwiegervater schreiben werde, in welchem er ihm die Gründe seiner Weigerung auseinandersetzte. Hierauf rief er den General Rouyer, ersuchte ihn, mich zu sich zu Tische einzuladen, und stieg mit seinem ganzen Gefolge wieder zu Pferde.

Noch denselben Tag, am 22. November, gegen 8 Uhr Abends brachte mir ein Ordonnanzoffizier den bewußten Brief und ich verließ St. Michael unmittelbar darauf, um zu den österreichischen Vedetten zurückzukehren. Am andern Morgen in aller Frühe machte ich dem General Hiller meine Aufwartung, sagte ihm mit wenigen Worten, daß meine Sendung keinen Erfolg gehabt habe, und gegen Sonnenuntergang reiste ich, nachdem ich meine bairische Uniform wieder ange-

legt hatte, nach Deutschland zurück. Meine Instructionen befohlen mir, mich zuvörderst nach Karlsruhe zu begeben, wohin der König Maximilian Joseph hatte gehen wollen. Dort übergab ich ihm die Antwort des Prinzen Eugen. Er las sie, indem er sagte: Ich hatte es ihnen wohl gesagt, versiegelte sie sogleich wieder und befahl mir, sofort nach Frankfurt weiter zu reisen, um sie dem Fürsten Metternich zu überbringen und ihm mündlich Bericht über meine Sendung abzustatten.

Ich kam am Morgen des 30. November in Frankfurt an und entledigte mich auf der Stelle meines Auftrags. Herr von Metternich sagte mir, wie sehr er bedaure, daß dieser Schritt gescheitert sei, ließ aber dabei dem edlen Character des Prinzen volle Gerechtigkeit widerfahren. Dann setzte er hinzu, daß er die Antwort den verbündeten Fürsten mittheilen wolle und daß er sie später dem Könige durch einen Cabinetscourier zurückschicken werde.

Hier, Madame, ist meine Erzählung zu Ende. Vielleicht findet Ew. Königl. Hoheit sie unvollständig; aber ich wage es auf Ihre Nachsicht zu rechnen. Ich habe Alles gesagt, was ich im Gedächtniß behalten habe, es sind seitdem dreiundzwanzig Jahre verflossen. Der wesentliche Punkt für die Geschichte ist immer der, daß der Prinz nicht allein gethan hat, was die Ehre gebot, sondern daß er auch nicht einen Augenblick gezögert hat, es zu thun.

Indem ich mich Ew. Königl. Hoheit zu Füßen lege, habe ich die Ehre mit tiefster Ehrerbietung zu sein, Madame,

Ew. Königl. Hoheit gehorsamster, unterthänigster und ergebenster Diener

Unterzeichnet: Der Fürst August von Thurn und Taxis.

Generalmajor à la Suite von der Armee

Für die Aechtheit der obigen Unterschrift
(L. S.) Der Generalsecretär im Kriegsministerium,
München, den 15. November 1836.
Unterz. Glockner.

Der Unterzeichnete, Geheimsecretär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Baiern bestätigt die Aechtheit der hier gegengezeichneten Unterschrift des Generalsecretärs im Ministerium des Kriegs.
(L. S.) München, den 15. November 1836.
Auf Befehl des Ministers.
Unterz. Gessele.

Für richtige Abschrift.
München, den 15. November 1836.
(L. S.) Gez. Gessele.
Geheimsecretär.

Nr. 5. — Brief des Prinzen Eugen an die Prinzessin Auguste.

Verona, 25. November 1813.

Ich schicke Dir, meine gute Auguste, einen Brief, den ich vom König durch einer Palamentär-Offizier erhalten habe. Dieser Offizier war kein anderer, als der Fürst Taxis. Ich habe länger als eine Stunde mit ihm gesprochen, und ich versichere Dir, daß ich ihm nur gesagt habe, was ich sagen mußte. Mit zwei Worten: er überbrachte mir von Seiten der sämmtlichen Alliirten den Vorschlag, von der Sache des Kaisers abzufallen und mich als König von Italien anerkennen zu lassen.

Ich habe geantwortet, was Du selbst geantwortet haben würdest, und er ist bewegt und von Bewunderung meiner Denkungsart erfüllt, wieder abgereist; da er sah, daß ich von nichts als von einem Waffenstillstand hören wollte, versicherte er mir, daß der König

diesen um so leichter erlangen würde, als die Alliirten meinen Character und mein Benehmen bewunderten.

Es ist schon ein schöner Lohn, so seinen Feinden Achtung abzuzwingen.

Zerreiße das Billet des Königs und sprich von der ganzen Sache nicht.

In der Armee weiß man nur, daß ein Parlamentär in der Person eines österreichischen Offiziers hier gewesen ist.

Lebe wohl ꝛc. ꝛc.

Nr. 6. — Der Kaiser an den Prinzen Eugen.

Saint-Cloud, 17. November 1813.

So eben, mein Sohn, kommt der General Danthouard an. Sie haben noch eine schöne Armee, und wenn Sie hundert Stück Kanonen dabei haben, ist der Feind nicht im Stande Sie zu forciren; es handelt sich nur darum, Zeit zu gewinnen. Ich habe hier 600,000 Mann in Bewegung; davon werde ich 100,000 in Italien zusammenziehen. Ich werde Maßregeln ergreifen, um Ihre sämmtlichen Cadres in die größte Vollzähligkeit von neunhundert Mann auf das Bataillon zu bringen. Lassen Sie mich wissen, ob alle Regimenter der italienischen Armee von früherer Formation Mannschaften genug haben, um die sechsten Bataillone zu bilden.

Ihr wohlgeneigter Vater
Napoleon.

P. S. Sie finden beigehend die Note über den Abgang der italienischen Colonnen.

Nr. 7. — Der Kaiser an den Prinzen Eugen.

Saint-Cloud, 18. November 1813.

Mein Sohn;

Ich habe Ihren Brief über die Stimmung der Ge-

müther in Italien erhalten. Ich schicke den Fürsten von Eßling mit 3000 Mann, die ich aus Toulon ziehe, nach Genua. Ich habe Ihnen heute Befehl zur Formirung mehrerer sechsten Bataillone geschickt. Sie werden daraus ersehen haben, daß Sie auf eine Verstärkung von 15 bis 16,000 Mann rechnen können und daß außerdem vor dem 1. Januar 40,000 Mann in Turin und in Alessandria versammelt sein werden. Man wird noch größere Anstrengungen machen. Diesen Augenblick ist hier Alles in Bewegung. Lassen Sie sich durch den schlechten Geist der Italiener nicht entmuthigen. Man darf nicht auf die Dankbarkeit der Völker rechnen. Das Schicksal Italiens hängt nicht von den Italienern ab. Ich habe schon 600,000 Mann in Bewegung; davon kann ich 100,000 Mann für Italien verwenden. Rühren Sie sich Ihrerseits ebenfalls. Schreiben Sie an den Fürsten Borghese. Ich sollte meinen, die Großherzogin und der General Miollis könnten Colonnen nach dem Rubicon schikken. Ich habe den Herzog von Otranto nach Neapel gesandt, um den König aufzuklären, und ihn zu ersuchen, sich nach dem Po zu begeben. Wenn dieser Fürst Frankreich und mir nicht untreu wird, so kann sein Marsch von großem Einfluß sein.

Ihr wohlgeneigter Vater
Napoleon.

Nr. 8. — Der Kaiser an den Prinzen Eugen.

Saint-Cloud, 20. November 1813.

Mein Sohn;

Ich habe so eben dem General Danthouard dictirt, was er in Turin, Alessandria, Piacenza und Mantua thun soll; er wird Ihnen meine Intentionen kund thun.

Die Etsch darf nicht verlassen werden, ohne daß

eine große Schlacht geliefert worden ist. Die großen Schlachten gewinnt man mit Artillerie; sorgen Sie für möglichst viele Zwölfpfünder. Da Sie in der Nähe von Festungen sind, können Sie deren soviel haben als Sie wollen. Sie haben nichts von einer Diversion im Rücken zu fürchten, weil nirgends Artillerie passirt. Legen Sie zweihundert Mann und sechs Kanonen nach Brescia in die Citadelle. Halten Sie auf bewaffnete Barken, die Sie unbedingt zum Herrn des Sees von Peschiera, des Sees von Lugano, des Lago maggiore und des Comersees machen. Lassen Sie auf dem Plateau von Rivoli gut verpfählte und verpallisadirte Redouten errichten, welche die Straße von Verona auf dem linken Ufer der Etsch bestreichen. Lassen Sie auch bei Montebello Befestigungen anlegen (das Wort Montebello ist ausgestrichen, und dafür von der Hand des Kaisers gesetzt: Corona).

Wenn Sie Zeit haben, so besetzen Sie die Höhen von Caldiero und lassen Sie dort Redouten errichten; durchstechen Sie die Dämme des Alpone und überschwemmen Sie die untere Etsch. Kurz, das Hauptmanöver wäre, den Feind anzugreifen, indem man die Mittel und Wege verabredet, um rasch über Mestre zu marschiren, ohne daß er es bemerkt. Dieses Manöver, das in aller Stille vorbereitet werden muß, kann uns bei den großen Mitteln, die Sie haben, beträchtliche Vortheile verschaffen.

Ihr wohlgeneigter Vater
Napoleon.

Nr. 9. — Brief des Generals Danthouard an den Prinzen Eugen.

Ohne Datum.

Monseigneur;

Ich habe die Ehre, Ewr. Kaiserlichen Hoheit eine

Abschrift der Instructionen zu übersenden, die mir der Kaiser dictirt hat, und die ich im Fluge geschrieben habe. Ich denke Ew. Hoheit wird von dem Allen schon in Kenntniß gesetzt sein; aber es sind interessante Artikel darin. Ich habe geschrieben, wie der Kaiser sprach. Dann fand zwischen uns eine Unterhaltung von einer Stunde statt. Es sind schon 5000 Rekruten nach Alessandria, und 7000 aus Piemont nach Frankreich abgegangen.

Ich wage nicht, meine Gedanken über die militärischen Arbeiten am Mont-Cenis auszusprechen. Man wird eine Division brauchen, um sie zu vertheidigen, wenn sie noch vollendet werden; aber ich wette, daß es mit diesem Punkte sein wird, wie mit Peschiera.

Ew. Kaiserliche Hoheit wird sehen, daß ich noch auf mehrere Tage von Ihnen entfernt bleiben muß. Ich weiß nicht, wie der Fürst Borghese meine Sendung aufnehmen wird; wenn er sie gut aufnimmt, werde ich sie auch gut ausführen, nimmt er sie schlecht auf, werde ich sie nicht ganz erfüllen können. Der Kaiser sagte mir, daß ich ihm direct Bericht erstatten solle und setzte zu gleicher Zeit hinzu:

„Da Alles, was Sie thun sollen, im Interesse des Vicekönigs geschieht, so werden Sie ihn von dem, was nöthig ist, benachrichtigen.“ Ich bitte Ew. Kaiserliche Hoheit, mir für diese ersten Tage Ihre Ordres nach Turin zu schicken. Es ist möglich, daß ich erst nach Casal und über Mailand nach Piacenza gehe.

Ich habe die Ehre mit tiefer Ehrerbietung zu sein, Monseigneur,

Ew. Hoheit unterthänigster und ergebenster Diener

Graf Danthouard.

Nr. 10. — Befehle und Instructionen, dictirt vom Kaiser am 20. November 1813, um 11 Uhr Morgens.

Danthouard soll mir vom Mont-Cenis schreiben, wie weit die Festung vorgeschritten ist, ob sie armirt werden kann, ob sie vor einem Handstreiche sicher ist u. s. w.

Er wird dem Fürsten Borghese besuchen, der die Abschrift der Ordre, die ich gestern unterschrieben habe, erhalten haben wird; andernfalls wird er ihm dieselbe zeigen. Diese Ordre hat einen doppelten Zweck.

Erster Zweck. — 1) Die Absendung von 18,000 Mann Verstärkung an die Armee von Italien von der Aushebung von 120,000 Mann. Diese 18,000 Mann sind den sechs Corps, welche die italienische Armee bilden, beigegeben, nach Verhältniß von 700 Mann; im Ganzen also 4200 Mann. Ferner 800 Mann, welche von dem Depot des 156. für das 92. Regiment zu nehmen sind, im Ganzen 5000 Mann, und weitere 7000 Mann, die einen Theil der Regimenter bilden, welche zur italienischen Armee und zu den Depots jenseit der Alpen gehören. Endlich 600 Mann vom Depot des 156. Regiments für das 36. leichte, 600 für das 133., 600 für das 132. u. s. w., im Ganzen 16,000 Mann.

Im Uebrigen wird ihm der Fürst Borghese das sehr ausführliche Decret einhändigen, damit er für die Ausführung seiner Befehle vollständig instruirt ist.

Er soll untersuchen, 1) ob die Rekruten schöne und kräftige Leute sind und soll sich von ihrer Anzahl überzeugen, ob die Desertion Verluste verursacht hat, und wieviel u. s. w.

2) Er wird sich bei dem Director der Artillerie erkundigen, ob Waffen für diese 16,000 Mann vorhanden sind.

3) Er wird sich Gewißheit verschaffen, ob die Klei-

dung, große und kleine Equipirung, fertig ist, oder wann sie fertig sein wird u. s. w.

4) Diese 16,000 Mann sind für die ersten und zweiten Bataillone der italienischen Armee bestimmt, aber ich habe außerdem gemäß meines Decrets von gestern (19. November) eine Reservearmee von 30,000 Mann, welche von der Aushebung der 300,000 Mann zu nehmen ist. Diese 30,000 Mann werden wieder in der Provence, im Dauphiné und Lyonnais ausgehoben und Ende December in Alessandria zusammengezogen.

Man muß nachsehen, ob die Waffen so wie die Kleidung bereit sind, oder ob andernfalls die bezüglichen Maßregeln für diese 30,000 Mann getroffen sind. Diese 30,000 Mann, welche drei Divisionen bilden, werden in die vierten und sechsten Bataillone der italienischen Armee eingestellt. Die vierten Bataillone sind bereits in Alessandria; der Vicekönig wird die Cadres der sechsten Bataillone formiren lassen und sie sofort nach Alessandria schicken.

2) Die zweite Division wird aus den Bataillonen gebildet, die ihr Depot in Piemont haben. Mehrere kehren zur Hauptarmee zurück, so daß man nur auf die Hälfte rechnen darf. Man muß also Ersatzcadres bilden und sie zu diesen Depots schicken.

3) Die dritte Division wird aus elf oder zwölf fünften Bataillonen in der 27. und 28. Militärdivision gebildet.

Die erste Division erhält	9000	22,000 Mann
Die zweite Division	7500	
Die dritte Division	5500	

Außer diesen drei Divisionen bilde ich eine Reserve in Toskana aus dem dritten, vierten und fünften Bataillon des 112. Regiments und dem vierten und fünften Bataillon des 35. leichten Regiments, welche

2500 Mann von der Aushebung der 300,000 Mann erhalten.

Ferner bilde ich in Rom eine Reserve aus dem dritten und vierten Bataillon des 22. leichten Regiments, aus dem vierten und fünften Bataillon des 4. leichten Regiments, und dem vierten und fünften Bataillon des 6. Linienregiments, welche 3000 Mann von den 300,000 Mann erhalten, ungerechnet das, was sie von den 120,000 Mann erhalten; im Ganzen 28,000 Mann.

Es bleiben 2000 Mann für die Artillerie von Alessandria und Turin, für die Sappeurs, die Equipagen.... Ich will eine Reserveartillerie für die Armee haben.

Ich habe den Fürsten von Eßling mit 3000 Mann Nationalgarden, welche vor einem Jahre in Toulon ausgehoben worden sind, nach Genua geschickt. Es ist möglich, daß ich ihm das Commando der Reservearmee übertrage; wenn er aber wegen seiner Brust gänzlich außer Stande ist, es zu übernehmen, werde ich wahrscheinlich den General Caffarelli hinschicken.

So wird also der Vicekönig vor dem 1. Januar 16,000 Mann von den 120,000 Mann erhalten, um die drei ersten Bataillone der Regimenter zu rekrutiren, Alles aus Alt-Frankreich; es werden weder Piemontesen noch Italiener noch Belgier dabei sein. Ferner 30,000 Mann von der Reservearmee, im Ganzen 46,000 Mann, welche binnen hier und Monat Februar beisammen sein werden, lauter Alt-Franzosen von dreiundzwanzig bis zweiunddreißig Jahren. Die Hauptsorge muß sein, die sechsten Bataillone zu bilden und Mannschaften aus den Corps zu ziehen, um die Cadres zu bilden, die uns fehlen und die man nicht neu creiren kann.

Der König von Neapel hat mir geschrieben, daß er mit 30,000 Mann marschirt. Wenn er die Bewegung

ausführt, ist Italien gerettet, denn die österreichischen Truppen sind nicht so gut als die Neapolitaner.

Der König von Neapel ist ein sehr tapfrer Mann, der Achtung verdient; er kann zwar keine Operationen leiten, aber er ist tapfer, er belebt, er begeistert, und verdient Rücksichten. Er kann beim Vicekönig kein Mißtrauen erwecken, seine Rolle ist in Neapel, er kann von dort nicht weggehen.

Danthouard wird mir Bericht erstatten, in welchem Zustand die Citadelle von Turin, ihre Armirung, ihre Kriegs- und Mundvorräthe, ihr Commandant, die Offiziere vom Genie und vom Generalstabe rc. rc. sich befinden.

Ebenso wird er mir Bericht über Alessandria erstatten, und eine Zeichnung der Befestigungen beifügen; er wird mir auch über die Offiziere, den Generalstab rc. berichten.

Denselben Bericht erwarte ich über die Citadelle von Piacenza. Man hat mir von der Citadelle von Casal erzählt. Er wird sich dahin begeben und mir Bericht erstatten, ob es sich der Mühe verlohnt, sie zu armiren und zu verproviantiren. Sollte der Vicekönig Quartiermeister, Handwerker rc. der Depots in die Festungen eingeschlossen haben, so muß er sie herausziehen, er muß sogar alles Derartige was sich in Mantua befindet, herausschaffen. Man hat dort selbst das fünfte Depotbataillon des 3. leichten Regiments eingelegt. Ich habe Befehl gegeben, daß dieses Depot 600 Rekruten in Alessandria erhalte. Danthouard wird sich Bericht erstatten lassen, wie es damit steht und diese Rekruten sollen von Alessandria abgeschickt werden. Ferner muß das Hauptdepot, die Handwerker, in Piacenza sein, um das aufzunehmen, was von der großen Armee zurückkommt, und ein Bataillon zu organisiren. Danthouard wird in Alessandria 700 Mann für das 13. Linienregiment finden. Der Vice-

könig hat das Depot nach Palma Nuova gelegt; diese 700 Mann werden daher allein sein. Ich habe befohlen, das sechste Bataillon daraus zu bilden. Der Vicekönig muß einige Offiziere liefern und der Fürst Borghese wird den Cadre formiren. Ich habe befohlen, daß ein halber Cadre vom 13. Regimente von Mainz abgeschickt wird; aber bis zu dessen Ankunft muß man für die Aufnahme, Organisation, Instruction sorgen, und dieses Bataillon in die Citadelle von Alessandria legen. Danthouard wird in Piacenza das Depot des neunten Bataillons der Militärequipagen finden. Er muß das ganze Arbeitspersonal, das Material, die Magazine nach Alessandria dirigiren, das ein sicherer Platz ist.

Wenn die Verproviantirung der Citadellen von Turin und Alessandria nicht vollständig sein sollte, so muß dem Fürsten Borghese Anzeige davon gemacht werden, damit er sogleich dafür sorgt.

Danthouard soll zu Allem, was er meinen Intentionen gemäß für nöthig hält, Befehle in Form von Andeutungen geben, und mir über die Befehle, die er ertheilt hat, Bericht erstatten.

Die Befestigungen müssen in Stand sein, man muß die Schluchten mit Palissaden sperren und nachsehen, was zur Herstellung der Brustwehren und Auftritte 2c. zu thun ist. Große Aufmerksamkeit ist auf die Ueberschwemmungen zu richten. Rechnet man dort auf die Ueberschwemmung des Tanaro und auf den Widerstand der Schleusenbrücke?

Ein kroatisches Regiment von 1300 Mann und 600 Pferden ist in Lyon. Ich gebe Corbineau Befehl, diesem Gesindel die Pferde wegnehmen zu lassen und es an die Loire zu schicken, und dem 1. Husarenregiment und dem 31. Jägerregimente jedem 300 Pferde zu geben.

Ich werde mich mit der Cavalerie für die italie-

nische Armee beschäftigen. 1) Schicke ich Alles was zum 1. Husaren- und 31. Jägerregiment gehört nach Mailand; 2) will ich zwei gute Regimenter spanischer Dragoner, jedes von 1200 Pferden hinschicken.

Ich habe befohlen, daß alle italienischen Truppen von der Hauptarmee sich nach Mailand begeben; es sind ihrer 4000 Mann. Dieselbe Ordre habe ich in Bezug auf die gegeben, die in Arragonien und in Spanien sind; es sind 6000 Mann, und Alles ist bereits auf dem Marsche. Ich habe Grouchy befohlen sich zur italienischen Armee zu begeben. Er ist ein wenig reizbar, aber der Vicekönig wird schon mit ihm fertig werden. Der Vicekönig kann großes Vertrauen in Zucchi setzen, ich bin sehr zufrieden mit ihm gewesen.

Pino darf man nicht trauen; dagegen muß man Palombini und Zucchi im Vertrauen heben und Fontanelli unterstützen. Die Erfahrung hat mir bewiesen, daß der Feind hauptsächlich bestrebt ist, die fremden Generale zu gewinnen, denen wir Glauben und Vertrauen schenken. So ist Wrede, für den ich Alles gethan habe, gegen mich gewendet worden; doch er ist todt. Die drei Generale, die ich genannt habe, können jetzt in den Vordergrund gestellt werden und Pino zurückdrängen.

Die Festungen müssen auf sechs Monate verproviantirt werden. Ich wünsche, daß Danthouard St. Giorgio untersucht und mir sagt, auf was ich rechnen kann.

Operationen.

Der Vicekönig darf die Etsch nicht ohne eine Schlacht verlassen. Er muß Vertrauen haben; er hat 40,000 Mann, kann hundertzwanzig Stück Kano-

nen haben, und ist sonach des Erfolgs gewiß. Die Etsch ohne Kampf zu verlassen, wäre eine Schande; besser, man wird geschlagen. Es muß viel Artillerie vorhanden sein; es darf in Mantua und Pavia nicht daran fehlen. Nur an Bespannung könnte Mangel sein; aber die Depots sind zu nahe, als daß man nöthig haben sollte, viel Munitionswagen mit sich zu schleppen. Es ist nicht wie bei einer angreifenden Armee, welche doppelte Verproviantirungen bei sich haben muß. Man muß für einen entscheidenden Augenblick achtzehn Zwölfpfünder in Reserve haben. Die unumgänglich nöthige Bespannung ist die für das Geschütz und für anderthalben Munitionswagen; für die Lavetten, die Schmieden, die Vorrathsstücke u. s. w. braucht man keine regelmäßigen Bespannungen, wenn man den Festungen und den Depots so nahe ist.

Wenn er sieht, daß es zur Schlacht kommt, muß er hundertfunfzig bis zweihundert Geschütze haben. Ich lege kein Gewicht auf den Verlust von Kanonen, wenn die möglichen Verluste durch die möglichen Erfolge aufgewogen werden.

Ich setze voraus, daß der Halbmond des Veronaer Thors in Caldiero hergestellt und armirt ist; falls es noch nicht geschehen sein sollte, muß das Werk sofort in Angriff genommen und mit Acht- und Zwölfpfündern von Eisen oder schlechtem Metall, das aus den Festungen zu nehmen ist, armirt werden, da man Caldiero, das die wirkliche Position war, nicht besetzt hat. Ich hatte seiner Zeit diesen Halbmond anlegen lassen.

Die Besetzung der durch Feldschanzen gedeckten Höhen von Caldiero kann nicht forcirt werden, da der Alpone davor ist. Man kann dort unbesorgt sein. Die Rocca d'Anfo versperrt den einzigen Weg, auf welchem man mit Artillerie herankommen kann. Man muß zwei armirte Schaluppen für den See haben; ferner zwei bis drei Barken für den Comer See.

Man muß Seeleute von der Küste für diesen Dienst herbeiholen, und wenn keine da sind, solche vom Fürsten Borghese in Genua erbitten, wo sich Seeleute aus Altfrankreich befinden. Man muß drei- bis vierhundert Mann in den Citadellen von Bergamo und Brescia haben. Einige Trupps Nationalgarden für das Innere der Stadt, und zwei schlechte Geschütze für die Citadelle. Es bedarf armirter Fahrzeuge für die Seen von Mantua und eines Schiffsleutnants aus Altfrankreich als Chef. Man muß Herr aller Punkte der Seen bleiben.

Man muß die Communication mit Brondolo auf dem rechten Ufer der Etsch unterhalten. In Rivoli muß eine gut verpallisadirte und mit Kanonen armirte Redoute sein, wodurch die Hauptstraße von Verona unzugänglich wird.

Man muß den Montebaldo und ein Schanzwerk bei Corona besetzen.

Dann muß der Feind über die Etsch gehen, und ich sehe keine Schwierigkeit, die Dämme des Alpone und selbst die Dämme der Etsch unterhalb Legnano bei Chiavari (durch Krippen) zu durchstechen. Man muß armirte Fahrzeuge auf dem Lago maggiore und auf dem Luganosee haben, ohne die Schweizer zu verletzen. Es ist dort ein zum Königreiche Italien gehörender Punkt. Wenn man diese uneinnehmbaren Stellungen inne hat, darf man sie nicht ohne eine Schlacht verlassen. Ein Manöver, das ich andeute und das ich ausführen würde, zu dem ich aber nicht geradezu rathe, würde sein, mit 30,000 Mann über Brondolo nach Treviso oder an die Piave zu rücken; es fehlt nicht an Transportmitteln in Venedig. Ich würde es thun, aber ich rathe nicht dazu, wenn man mich nicht versteht. Man würde unberechenbare Resultate erzielen. Der Feind operirt über Conegliano und Treviso; man schneidet ihn ab, man versprengt

ihn, man vernichtet ihn, und wenn man sich zurückziehen muß, zieht man sich auf Malghera und an die Etsch zurück. Aber ich rathe nicht zu diesem kühnen Manöver. Dies ist meine Manier, aber man muß alle Einzelheiten und Mittel zur Ausführung, den zu erreichenden Zweck, die Schläge, die man versetzen will u. s. w. u. s. w. verstehen und begreifen. Die Armee würde . . . . . . (Se. Majestät bricht hier plötzlich ab).

Wenn der Vicekönig die Schlacht verlöre und die Etsch aufgäbe, so hätte er die Minciolinie, die nicht gut ist, die man aber vorrichten muß, um sie für einen ersten Augenblick des Rückzugs benutzen zu können; dann die Adda, den Tessino u. s. w. u. s. w. Ich glaube, daß, wenn er am Tessino forcirt wird, er sich auf Alessadria und Boquetto werfen muß. Er würde in Alessandria durch die Reservearmee verstärkt werden, und seine Operationslinie würde über Genua gehen.

Ich ziehe es vor, Genua vom Mont-Cenis aus zu vertheidigen, weil er von Alessandria und Genua her Toskana besser schützt. Im Fall des Rückzugs muß man die Garnisonen von Turin und des Mont-Cenis, sowie die des Simplon benachrichtigen, die sich nach Genf zurückziehen muß, das ich in Vertheidigungszustand setzen lasse.

Selbst wenn der Vicekönig den Mincio und die Adda verlassen sollte, muß die Großherzogin in Florenz bleiben; der Feind kann kein Detachement seiner Armee dahinschicken. Uebrigens könnte sich die Großherzogin, wenn sie bedrängt werden sollte, nach Rom zurückziehen, und wenn sie auch dort bedrängt würde, könnte sie sich nach Neapel zurückziehen.

Die Anwesenheit des Fürsten von Eßling mit 8000 Mann in Genua, wo sich die Depots bilden,

sowie die Seeleute sichern den Platz. Uebrigens sind die Genueser keine Oesterreicher.

Von den Schweizern ist nichts zu fürchten; wenn sie gegen uns wären, so wären sie verloren. Sie sind weit davon entfernt, sich jetzt zu erklären, was man auch sagen möge. Endlich, wenn der Februar vorbei ist, werde ich im Stande sein, weitere Verstärkungen zu schicken. In diesem Augenblicke habe ich 800,000 Mann in Bewegung u. s. w. An Geld fehlt es mir nicht.

Wenn die italienischen Behörden gezwungen würden, Mailand zu verlassen, so würden sie sich nach Genua zurückziehen.

Bei diesem Allen habe ich von dem Könige von Neapel abgesehen, denn wenn er mir, Frankreich und der Ehre treu bleibt, wird er mit 25,000 Mann am Po sein. Dann ändern sich viele Dispositionen.

Ich kenne die Stellungen genau, und ich sehe nicht ein, wie der Feind über die Etsch gehen könnte. Selbst wenn der Feind von Ala nach Montebaldo ginge, könnte er dort keine Artillerie nach Corona führen. Es giebt dort herrliche Stellungen, in denen ich meine Schlacht von Rivoli geliefert habe.

Die österreichsche Infanterie ist schlecht; die einzige, die etwas taugt, ist die preußische. Bei Leipzig waren ihrer 500,000 Mann, ich hatte nur 110,000, und ich habe sie zwei Tage hinter einander geschlagen. u. s. w. u. s. w.

Man muß eine Brücke über den Po unterhalb Pavia gegen Stradella hin schlagen. Man muß an der Citadelle von Piacenza arbeiten lassen.

Wenn ich gewußt hätte, auf was man bezüglich der Artillerie rechnen könnte, so hätte ich gesehen, ob ich nach Italien gehen durfte. Jedenfalls kann man aussprengen, daß ich nach Italien gehen werde u. s. w. u. s. w.

Nr. 11. — Der Kaiser an den Prinzen Eugen.

Paris, 28. November 1813.

Mein Sohn, ich erhalte so eben Ihren Brief vom 22. November *). Ich erkenne daraus nur zu gut die Politik Oesterreichs; auf diese Art macht sie so Viele zu Verräthern.

Ich sehe keine Schwierigkeit, daß Sie einen Waffenstillstand auf zwei Monate abschließen; aber die Hauptsache ist die Bedingung, daß den Festungen täglich frische Lebensmittel zugeführt werden können, damit sie in dem Augenblicke, wo der Waffenstillstand aufhören wird, so gut verproviantirt sind, wie vorher. Ich glaube übrigens, daß sich dies auf Osoppo und Palma Nuova beschränkt, da Sie Ihre Verbindungen mit Venedig beibehalten.

Ihr wohlgeneigter Vater
Napoleon.

Nr. 12. — Der Kaiser an den Prinz Eugen.

Paris, 3. December 1813.

Mein Sohn, ich habe die Decorationen der Ehrenlegion und der eisernen Krone, um welche Sie mich in Ihrem Briefe vom 25. vergangnen Monats für die Armee baten, bewilligt.

Der König von Neapel meldet mir, daß er bald mit 30,000 Mann in Bologna sein wird. Diese Nachricht wird Sie in den Stand setzen, sich mit Venedig in Verbindung zu erhalten, und Ihnen Zeit lassen, die Armee zu erwarten, die ich bilde, um das venetianische Gebiet wieder zu erobern. Verfahren Sie mit dem König so gut wie möglich. Schicken Sie ihm einen italienischen Commissar, um die Ernährung

---

*) Der Tag der Unterredung mit dem Fürsten Taxis.

seiner Truppen zu sichern. Kurz, erzeigen Sie ihm alle Gefälligkeiten, damit Sie möglichst großen Nutzen aus ihm ziehen. Es ist ein großer Trost für mich, daß ich in Betreff Italiens nichts mehr zu fürchten habe.

Ich habe Ihnen bereits gemeldet, daß die italienischen Truppen, die in Catalonien, in Arragonien und in Bayonne waren, jetzt auf dem Marsche sind, um zu Ihnen zu stoßen.

Ihr wohlgeneigter Vater
Napoleon.

Nr. 13. — Der Prinz Eugen an die Prinzessin Auguste.

Verona, 18. Januar 1814.

Es scheint, meine liebe Auguste, daß es unmöglich ist, sich mit dem Feinde über einen Waffenstillstand zu verständigen. O, was für abscheuliche Leute! Glaubst Du wohl, daß sie mit mir nur über dieselbe Frage unterhandeln wollen, die mir der Fürst Taxis schon vorgelegt hat? Das Gespräch ist daher auch sofort abgebrochen worden. In was für Zeiten leben wir, und wie schändet man den Glanz des Thrones, wenn man für das Besteigen desselben Niederträchtigkeit, Undankbarkeit und Verrath zur Bedingung stellt! Nun, ich werde niemals König werden.

Lebe wohl, meine gute Auguste u. s. w.

Eugen.

Nr. 14. — Der Kaiser an den Prinzen Eugen (Brief in Chiffern, die Uebersetzung ist bei dem Briefe.)

Paris, 17. Januar 1814.

Mein Sohn, Sie werden aus den verschiedenen Actenstücken, welche veröffentlicht worden sind, ersehen haben, was für Anstrengungen ich schon gemacht habe,

um den Frieden zu erlangen. Ich habe seitdem meinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu ihren Vorposten geschickt. Sie haben seine Annahme hinausgeschoben und doch marschiren sie ununterbrochen. Der Herzog von Otranto wird Ihnen mitgetheilt haben, daß der König von Neapel es mit unsern Feinden hält. Sobald Sie officielle Nachricht darüber erhalten, scheint es mir von Wichtigkeit zu sein, daß Sie mit Ihrer ganzen Armee die Alpen zu erreichen suchen. Wenn dieser Fall eintritt, werden Sie Italiener als Garnison in Mantua und den andern Festungen zurücklassen, und dafür sorgen, das Silbergeschirr und die Werthgegenstände des Hauses, sowie die Kassen mitzunehmen.

Ihr wohlgeneigter Vater
Napoleon.

Nr. 15. — Der Herzog von Otranto an den Prinzen Eugen.

Florenz, 21. Januar 1814.

Monseigneur, ein Brief des Fürsten Metternich hat die Königin von Neapel bestimmt, der Coalition beizutreten. Ich kenne den Vertrag nicht, doch ich weiß, daß er abgeschlossen ist. Da ich dieses Resultat voraussah, hatte ich vor einigen Tagen die Ehre, Ewr. Hoheit zu schreiben, daß Sie Ihre Maßregeln so treffen möchten, als ob er bereits abgeschlossen wäre.

Der Brief des Fürsten Metternich ist perfid. Nachdem er die Kräfte der Coalition und das Unglück Frankreichs geschildert hat, setzt er hinzu, daß der Kaiser Napoleon in den Verhandlungen mit den verbündeten Mächten ganz Italien, und sogar Neapel abtrete, daß er jedoch durch den König von Baiern um das Mailändische für Ew. Hoheit gebeten habe.

Der Plan der Coalition ist einfach der, die Dinge *wieder in den* Stand zu bringen, in welchem sie vor

1789 waren. Der König von Neapel wird sich zu spät davon überzeugen.

Ew. Hoheit weiß, was in Rom geschehen ist; wir werden gezwungen sein, Toskana zu räumen. Die Großherzogin läßt alle Militärs, die nicht zur Bewachung der Festungen nöthig sind, zusammenziehen und wird sie in das Hauptquartier Ewr. Hoheit schicken. Der Prinz Felix wird sich ebenfalls dahin begeben, und ich werde die Ehre haben, ihn zu begleiten.

Ich bitte Ew. Hoheit u. s. w.

Der Herzog von Otranto.

Nr. 16. — Der Prinz Eugen an die Prinzessin Auguste.

Verona, 25. Januar 1814.

Die Augenblicke werden sehr drängend, meine heiß geliebte Auguste, besonders wegen dieser verfluchten Neapolitaner. Kann es eine größere Perfidie geben: sich nicht zu erklären, und doch fortwährend hinter uns vorzurücken! Doch es thut nichts, ich werde ein Stück davon bekommen, dafür stehe ich Dir. Auf jeden Fall lasse ich morgen Triaire*) nach Mailand abgehen.

Nr. 17. — Der Prinz Eugen an die Prinzessin Auguste.

Gifflinga ist heute von Neapel zurückgekehrt. Der König ist also wirklich gegen uns, und er wird binnen hier und einigen Tagen in Bologna sein; ich werde mich auf eine Bewegung nach dem Mincio vorbereiten, um von da aus leichter den Po überschreiten und den Neapolitanern Eins auswischen zu können, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet.

*) Der General Triaire, Adjutant und Stallmeister des Prinzen, sollte die Vicekönigin im Fall ihrer Abreise begleiten.

Man muß ernstlich an Deine Abreise denken, obwohl ich überzeugt bin, daß ich Dich immer werde benachrichtigen können. Es kann Dich nichts hindern, über Turin, den Col di Tenda und Nizza nach Marseille zu gehen. Die Straße von Genua wäre vielleicht nicht so sicher wegen der Engländer, die beständig an der Küste sind.

Du wirst wohl thun, Triaire zu sagen, daß er meine Bücher- und Landkartenkisten nach Aix oder nach Marseille gehen läßt.

Lebe wohl, meine gute Auguste.

Eugen.

Nr. 18. — Der Prinz Eugen an die Prinzessin Auguste.

Goito, 9. Februar 1814.

Wieder eine Schlacht gewonnen, meine liebe Auguste! Die Affaire war heiß und dauerte bis acht Uhr Abends. Zu derselben Zeit, als ich über den Mincio ging, um den Feind anzugreifen, ging er selbst auf einem andern Punkte über. Ich habe ihn jedoch geschlagen und nahe an 2500 Gefangene gemacht. Unsere Truppen haben sich gut gehalten, besonders die Infanterie. Mein Befinden ist gut; ich bin nur sehr ermüdet. Eugen.

Nr. 19. — Der Kriegsminister Herzog von Feltre an den Prinz Eugen.

Paris, 9. Februar 1814.

Monseigneur;

Der Kaiser befiehlt mir durch einen Brief datirt aus Nogent-sur-Seine vom 8. d. M., Ewr. Königl. Hoheit die Ordre zu wiederholen, die Ihnen Se. Majestät gegeben hat, sich nach den Alpen zu begeben, sobald der König von Neapel Frankreich den Krieg erklärt haben wird.

Nach dem Willen Se. Majestät darf Ew. Kaiserliche Hoheit keine anderen Garnisonen als italienische Truppen in den Festungen Italiens lassen, und Sie selbst müssen in Person mit Allem, was Franzos ist, entweder über Fenestrella, oder über den Mont-Cenis, nach Turin und Lyon kommen. Der Kaiser befiehlt mir, Ewr. Kaiserlichen Hoheit zu sagen, daß, sobald Sie in Savoyen sein werden, Alles, was wir in Lyon haben, zu Ihnen stoßen wird.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Der Kriegsminister
Herzog von Feltre.

Nr. 20. — Der Prinz Eugen an die Prinzessin Auguste.

„Goito, 11. Februar 1814.

Ich zeige Dir an, daß der König von Neapel, sobald er erfahren, daß ich die Schlacht am Mincio gewonnen habe, mir einen Offizier geschickt hat, um mir einige Eröffnungen zu machen. Ich schicke sofort Bataille hin, um ihn anzuhören; das wäre ein schönes Resultat für mich, wenn ich ihn dahin brächte, daß er sich zu unsern Gunsten erklärt.

Eugen.

Nr. 21. — Brief des Prinzen Eugen an den Kaiser.

Volta, 18. Februar 1814.

Sire;

Aus einem Briefe den ich soeben von der Kaiserin Josephine erhalte, ersehe ich, daß Ew. Majestät mir vorwirft, daß ich nicht genug Eifer in Ausführung des Befehls gezeigt, den Sie mir in Ihrem Briefe in Chiffern ertheilt und am 9. d. M. durch den Herzog von Feltre haben wiederholen lassen.

Ew. Majestät scheint auch zu glauben, daß ich un

den gegenwärtigen Umständen durch andere Beweggründe als nur durch meine Ergebenheit für Ihre Person und meine Liebe zum Vaterlande bewogen werden müsse, mich Frankreich zu nähern.

Ew. Majestät verzeihe mir, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich weder Ihren Tadel, noch das geringe Vertrauen verdient habe, das Sie in Gesinnungen setzen, welche stets die mächtigsten Triebfedern aller meiner Handlungen sein werden.

Die Ordre Ewr. Majestät besagte ausdrücklich, daß ich, im Fall der König von Neapel Frankreich den Krieg erklärte, mich nach den Alpen zurückziehen sollte. Die Ordre war also nur bedingt, ich wäre strafbar gewesen, wenn ich sie ausgeführt hätte, bevor die Bedingung, die ihre Ausführung motiviren sollte, erfüllt war. Ich setzte mich ja doch durch meine rückgängige Bewegung nach dem Mincio und indem ich mich staffelförmig gegen Piacenza aufstellte, in den Stand, den Rückzug, den Ew. Majestät mir anbefohlen hatte, sofort auszuführen, wenn der König von Neapel aus seiner Unentschiedenheit herausging und sich endlich förmlich gegen uns erklärte. Bis jetzt haben seine Truppen noch keine Feindseligkeit gegen die Ewr. Majestät begangen. Der König hat sich stets geweigert, bei den Bewegungen der Oesterreicher thätig mitzuwirken, und mir noch vor zwei Tagen sagen lassen, daß es keineswegs seine Absicht sei, gegen Ew. Majestät zu operiren, und zu gleicher Zeit hat er mir zu verstehen gegeben, daß es nur eines glücklichen Umstandes bedürfe, damit er sich für die Fahnen, unter denen er immer gekämpft, erkläre. Ew. Majestät sieht also deutlich, daß ich keineswegs glauben konnte, daß der Augenblick zur Ausführung Ihres bedingten Befehls gekommen sei.

Wenn Ew. Majestät einen Augenblick annehmen *will, ich hätte* Ihre Befehle so interpretirt, daß ich mich

sofort nach deren Eingang zurückziehen solle, was wäre daraus entstanden?

Ich habe eine Armee von 36,000 Mann, wovon 24,000 Mann Franzosen und 12,000 Italiener sind. Aber von diesen 24,000 Franzosen ist mehr als die Hälfte in den römischen und genuesischen Staaten, in Toskana und in Piemont geboren, und von diesen würde sicherlich keiner über die Alpen gegangen sein. Die Mannschaften, die zu den Departements des Leman und des Montblanc gehören und die schon anfangen zu desertiren, würden bald dem Beispiele der Italiener gefolgt sein, und ich würde mich mit kaum 10,000 Mann in den Defilés des Mont-Cenis oder von Fenestrella (wohin ich mich auch begeben werde, sobald Ew. Majestät mir bestimmte Befehle dazu giebt) befunden und 70,000 Oesterreicher sowie die neapolitanische Armee hinter mir nach Frankreich gezogen haben, die, von der französischen Armee getrennt, die sie noch jetzt eher stützt, als im Schach hält, alsbald gezwungen gewesen wäre, offensiv gegen uns zu verfahren. Es kann übrigens unmöglich bezweifelt werden, daß die gänzliche Räumung Italiens eine große Anzahl Soldaten, die jetzt Ewr. Majestät Unterthanen sind, in die Reihen Ihrer Feinde getrieben haben würde.

Ich bin also überzeugt, daß die Rückzugsbewegung, die Ew. Majestät vorgeschrieben hatte, sehr verderblich für Ihre Waffen geworden wäre, und daß es ein großes Glück ist, daß ich sie bis jetzt nicht habe ausführen müssen. Aber wenn es der Wille Ewr. Majestät war, daß ich so schnell wie möglich mit dem was ich von Ihrer Armee noch bei mir hatte, nach Frankreich zurückkehren sollte, warum haben Sie nicht geruht, es mir zu befehlen? Sie dürfen fest davon überzeugt sein, daß Ihre leisesten Wünsche stets die höchsten Gesetze für mich sein werden, denn Ew. Majestät hat mich gelehrt, daß es beim Waffenhandwerke nicht erlaubt ist

ihn, man vernichtet ihn, und wenn man sich zurückziehen muß, zieht man sich auf Malghera und an die Etsch zurück. Aber ich rathe nicht zu diesem kühnen Manöver. Dies ist meine Manier, aber man muß alle Einzelheiten und Mittel zur Ausführung, den zu erreichenden Zweck, die Schläge, die man versetzen will u. s. w. u. s. w. verstehen und begreifen. Die Armee würde . . . . . . (Se. Majestät bricht hier plötzlich ab).

Wenn der Vicekönig die Schlacht verlöre und die Etsch aufgäbe, so hätte er die Minciolinie, die nicht gut ist, die man aber vorrichten muß, um sie für einen ersten Augenblick des Rückzugs benutzen zu können; dann die Adda, den Tessino u. s. w. u. s. w. Ich glaube, daß, wenn er am Tessino forcirt wird, er sich auf Alessadria und Boquetto werfen muß. Er würde in Alessandria durch die Reservearmee verstärkt werden, und seine Operationslinie würde über Genua gehen.

Ich ziehe es vor, Genua vom Mont-Cenis aus zu vertheidigen, weil er von Alessandria und Genua her Toskana besser schützt. Im Fall des Rückzugs muß man die Garnisonen von Turin und des Mont-Cenis, sowie die des Simplon benachrichtigen, die sich nach Genf zurückziehen muß, das ich in Vertheidigungszustand setzen lasse.

Selbst wenn der Vicekönig den Mincio und die Adda verlassen sollte, muß die Großherzogin in Florenz bleiben; der Feind kann kein Detachement seiner Armee dahinschicken. Uebrigens könnte sich die Großherzogin, wenn sie bedrängt werden sollte, nach Rom zurückzieben, und wenn sie auch dort bedrängt würde, könnte sie sich nach Neapel zurückziehen.

Die Anwesenheit des Fürsten von Eßling mit 3000 Mann in Genua, wo sich die Depots bilden,

sowie die Seeleute sichern den Platz. Uebrigens sind die Genueser keine Oesterreicher.

Von den Schweizern ist nichts zu fürchten; wenn sie gegen uns wären, so wären sie verloren. Sie sind weit davon entfernt, sich jetzt zu erklären, was man auch sagen möge. Endlich, wenn der Februar vorbei ist, werde ich im Stande sein, weitere Verstärkungen zu schicken. In diesem Augenblicke habe ich 800,000 Mann in Bewegung u. s. w. An Geld fehlt es mir nicht.

Wenn die italienischen Behörden gezwungen würden, Mailand zu verlassen, so würden sie sich nach Genua zurückziehen.

Bei diesem Allen habe ich von dem Könige von Neapel abgesehen, denn wenn er mir, Frankreich und der Ehre treu bleibt, wird er mit 25,000 Mann am Po sein. Dann ändern sich viele Dispositionen.

Ich kenne die Stellungen genau, und ich sehe nicht ein, wie der Feind über die Etsch gehen könnte. Selbst wenn der Feind von Ala nach Montebaldo ginge, könnte er dort keine Artillerie nach Corona führen. Es giebt dort herrliche Stellungen, in denen ich meine Schlacht von Rivoli geliefert habe.

Die österreichsche Infanterie ist schlecht; die einzige, die etwas taugt, ist die preußische. Bei Leipzig waren ihrer 500,000 Mann, ich hatte nur 110,000, und ich habe sie zwei Tage hinter einander geschlagen. u. s. w. u. s. w.

Man muß eine Brücke über den Po unterhalb Pavia gegen Stradella hin schlagen. Man muß an der Citadelle von Piacenza arbeiten lassen.

Wenn ich gewußt hätte, auf was man bezüglich der Artillerie rechnen könnte, so hätte ich gesehen, ob ich nach Italien gehen durfte. Jedenfalls kann man aussprengen, daß ich nach Italien gehen werde u. s. w. u. s. w.

Nr. 24. — Auszug aus einem Bericht des Grafen Tascher de la Pagerie, der nach der Schlacht am Mincio den 9. Februar an den Kaiser abgesandt wurde und am 18. Februar von Paris wieder abreiste.

Hauptquartier della Volta, 27. Februar.

. . . .

Am andern Morgen (18.) ließ mich Se. Majestät rufen; ich wurde in sein Cabinet geführt, und er sagte zu mir: „Tascher, Du wirst sogleich abreisen und nach Italien zurückkehren. Du wirst Dich in Paris nicht länger aufhalten, als nöthig ist, um Deine Frau zu besuchen, ohne mit irgend Jemandem zu sprechen; Du wirst Eugen sagen, daß ich bei Champaubert und Montmirail über die besten Truppen der Coalition gesiegt habe, daß Schwarzenberg mich diese Nacht durch einen seiner Adjutanten um einen Waffenstillstand hat bitten lassen, daß ich mich aber von ihm nicht habe täuschen lassen, denn er wollte mich nur ködern, damit er Zeit gewinne. Du wirst ihm sagen, daß, wenn die Befehle, die gestern dem Marschall Victor gegeben wurden, pünktlich vollzogen worden wären, der Verlust der bairischen Corps und der Würtemberger, denen diese Bewegung unverhofft gekommen wäre, das Resultat gewesen sein würde, und daß er dann, da er nichts weiter als Oesterreicher, welche schlechte Soldaten und Canaille sind, vor sich gehabt hätte, sie wie mit Peitschenhieben vor sich her getrieben haben würde, daß wir aber, da nichts von dem was anbefohlen gewesen, geschehen sei, uns neuen Chancen hätten aussetzen müssen." Se. Majestät setzte hinzu: „Du wirst Eugen sagen, daß ich ihm befehle, Italien so lange als möglich besetzt zu halten und sich dort zu vertheidigen, daß er sich weder um die neapolitanische Armee, welche aus schlechten Soldaten besteht, noch um *den König* von Neapel, der ein Narr, ein Undankbarer

ist, kümmern soll; daß er, im Fall er zurückweichen muß, in den Festungen, die er aufzugeben genöthigt ist, gerade nur so viel italienische Soldaten, als erforderlich sind, um den Dienst darin zu versehen, zurücklassen soll; daß er jeden Fußbreit Terrain so lange als nur möglich vertheidigen und daß er endlich, wenn er zu sehr in die Enge getrieben würde, seine ganzen Streitkräfte vereinigen und sich unter die Mauern von Mailand zurückziehen soll, um dort eine Schlacht zu liefern; daß er, wenn er geschlagen wird, seinen Rückzug nach den Alpen bewirken soll, so gut es geht, und daß er nur im äußersten Nothfalle das Terrain aufgeben soll. Sage Eugen, daß ich mit ihm zufrieden bin, daß er der Armee in Italien meine Zufriedenheit bezeuge, und daß er auf der ganzen Linie eine Salve von hundert Kanonenschüssen zur Feier der Siege von Champaubert und Montmirail abfeuern lassen soll. In Lyon wirst Du den Präfect besuchen. Du wirst dem Marschall Augerau, der dort commandirt, sagen, daß er 12,000 Mann alte Soldaten, darunter das 13. Kürassier- und das 11. Husarenregiment nehmen, die neuen Rekruten, die Nationalgarden und die Gendarmerie damit vereinigen und auf der Stelle gegen Mâcon und Châlons marschiren soll, ohne sich um die Bewegungen der Feinde auf seinem rechten Flügel zu kümmern; daß er nur mit dem Corps des Fürsten von Hessen-Homburg zu kämpfen haben wird, welches aus neuausgehobenen Truppen der kleinen deutschen Fürsten besteht, die durch Offiziere aus dem deutschen Adel ohne alle Kriegserfahrung commandirt werden, daß er sie besiegen und nicht über ihre Anzahl erschrekken soll. In Turin wirst Du dem Fürsten Borghese sagen, daß er, wenn es noch Zeit ist, die Räumung Toskana's contremandiren kann, im andern Falle aber die Truppen in ihrer Bewegung aufhalten soll, daß er die verschiedenen Positionen vor der Stadt Genua ver-

theidigen, daß er diese Stadt in einen imposanten Vertheidigungszustand setzen und von diesen Dispositionen den Vicekönig in Kenntniß setzen soll.

Ewr. Kaiserlichen Hoheit ꝛc. ꝛc.

L. Tascher de la Pagerie.

Nr. 25. — Der Prinz Eugen an den Kaiser.

Volta, 27. Februar 1814, Abends.

Sire;

Ich habe diesen Morgen die Befehle Ewr. Majestät vom 19. in Betreff der Abreise der Vicekönigin von Mailand erhalten. Ich war tief gekränkt, da ich *aus* der Form des Befehls sah, daß Ew. Majestät meine wahren Absichten verkannt hat, indem Sie glaubten, daß es jemals mein Wille gewesen sei, sie in einem Lande zu lassen, das von den Feinden Ewr. Majestät besetzt ist, es müßte denn ein physisches Hinderniß obwalten. Ich glaubte durch mein ganzes Benehmen verdient zu haben, daß Ew. Majestät meine Gesinnungen nicht mehr in Zweifel zieht.

Das Befinden meiner Frau ist seit drei Monaten sehr schlecht. Die letzten Ereignisse haben ihre Angst vermehrt und dadurch ihren Zustand noch verschlimmert. Ich will ihr die Willensmeinung Ewr. Majestät mittheilen, und sobald es ihre Gesundheit erlaubt, soll derselben entsprochen werden. Ich wiederhole es, sie betrübte uns nur wegen der ungerechten Beweggründe, welche sie Ihnen eingegeben haben, und die, ich wage es zu sagen, Ihrem väterlichen Herzen fremd sind.

Ich bin, Sire, mit Ehrerbietung

Ewr. Majestät gehorsamer und Sie zärtlich liebender Sohn und getreuer Unterthan

Eugen Napoleon.

1789 waren. Der König von Neapel wird sich zu spät davon überzeugen.

Ew. Hoheit weiß, was in Rom geschehen ist; wir werden gezwungen sein, Toskana zu räumen. Die Großherzogin läßt alle Militärs, die nicht zur Bewachung der Festungen nöthig sind, zusammenziehen und wird sie in das Hauptquartier Ewr. Hoheit schicken. Der Prinz Felix wird sich ebenfalls dahin begeben, und ich werde die Ehre haben, ihn zu begleiten.

Ich bitte Ew. Hoheit u. s. w.

Der Herzog von Otranto.

Nr. 16. — Der Prinz Eugen an die Prinzessin Auguste.

Verona, 25. Januar 1814.

Die Augenblicke werden sehr drängend, meine heiß geliebte Auguste, besonders wegen dieser verfluchten Neapolitaner. Kann es eine größere Perfidie geben: sich nicht zu erklären, und doch fortwährend hinter uns vorzurücken! Doch es thut nichts, ich werde ein Stück davon bekommen, dafür stehe ich Dir. Auf jeden Fall lasse ich morgen Triaire*) nach Mailand abgehen.

Nr. 17. — Der Prinz Eugen an die Prinzessin Auguste.

Gifflinga ist heute von Neapel zurückgekehrt. Der König ist also wirklich gegen uns, und er wird binnen hier und einigen Tagen in Bologna sein; ich werde mich auf eine Bewegung nach dem Mincio vorbereiten, um von da aus leichter den Po überschreiten und den Neapolitanern Eins auswischen zu können, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet.

*) Der General Triaire, Adjutant und Stallmeister des Prinzen, sollte die Vicekönigin im Fall ihrer Abreise begleiten.

ral Severoli ist ein Bein abgeschossen worden und wir haben 250 bis 300 Mann verloren. Unsere Truppen haben sich nach Parma zurückgezogen und haben die Stellung von Toro eingenommen. Ich werde in Folge dessen eine zweite Bewegung nach Piacenza machen müssen, besonders wenn der König von Neapel weiter vorrückt. Der General ***, den ich am Mincio zurückgelassen, hat eine Höllenangst, seit ich nicht mehr dort bin.

Ich bitte Dich, mein liebes Kind, Deine Vorbereitungen fortzusetzen, und ich werde Dir morgen oder übermorgen Triaire schicken. Alles dies wird übrigens von den Nachrichten und den Ereignissen abhängen. Eugen.

Nr. 23. — Der Kaiser an den Prinzen Eugen.

Soissons, 12. März 1814.

Mein Sohn, ich erhalte soeben einen Brief von Ihnen, und einen von der Vicekönigin, die beide ganz extravagant lauten. Sie müssen den Kopf verloren haben. Ich habe nur um der Würde und der Ehre willen gewünscht, daß die Vicekönigin ihre Entbindung in Paris halten soll, und ich kenne sie als viel zu feinfühlend, als daß ich glauben sollte, daß sie sich entschließen könnte, in diesem Zustande unter den Oesterreichern zu bleiben. Auf den Wunsch der Königin Hortense würde ich Ihnen schon früher darüber geschrieben haben; aber damals war Paris bedroht. Von dem Angenblicke an, wo es dies nicht mehr sein wird, ist nichts natürlicher, als daß sie nach Paris kommt und ihr Wochenbett im Kreise ihrer Familie und an dem Orte hält, wo am wenigsten Grund zu Besorgnissen ist. Sie müssen von Sinnen sein, wenn Sie glauben, daß dies Alles auf die Politik Bezug hat. Ich än-

dere nie weder den Styl noch den Ton, und ich habe Ihnen so geschrieben, wie ich immer geschrieben habe.

Es ist für das Jahrhundert, in dem wir leben, betrübend, daß Ihre Antwort an den König von Baiern Ihnen die Achtung von ganz Europa eingetragen hat. Ich meinestheils habe Ihnen kein Compliment darüber gemacht, weil Sie nur Ihre Schuldigkeit gethan haben und weil es etwas ganz Selbstverständliches ist. Indessen haben Sie schon Ihren Lohn dafür, selbst in der Meinung des Feindes, der Ihren Nachbar gründlich verachtet. Ich schreibe Ihnen einen Brief in Chiffern, um Sie von meinen Intentionen in Kenntniß zu setzen.

Ihr wohlgeneigter Vater

Napoleon.

Nr. 29. — Abschrift des Briefs in Chiffern.

Mein Sohn, ich schicke Ihnen Abschrift eines ganz unglaublichen Briefes, den ich vom Könige von Neapel erhalten habe. In einem Augenblicke wo man mich und Frankreich mordet, sind solche Gesinnungen wahrhaft unbegreiflich.

Ebenso habe ich den Brief erhalten, den Sie an mich geschrieben, mit dem Tractatsentwurf, den der König Ihnen gesandt hat. Sie werden einsehen, daß diese Idee eine Thorheit ist. Schicken Sie indessen einen Bevollmächtigten an diesen schändlichen Verräther ab und schließen Sie in meinem Namen einen Tractat mit ihm. Lassen Sie Piemont und Genua unberührt und theilen Sie das übrige Italien in zwei Königreiche. Dieser Vertrag muß geheim bleiben, bis die Österreicher aus dem Lande gejagt sind, und der König muß sich vierundzwanzig Stunden nach der Unterzeichnung erklären und über die Oesterreicher herfallen. Sie können Alles in diesem Sinne thun; es darf in unserer gegen-

wärtigen Lage nichts gespart werden, um unsere Anstrengungen durch die Neapolitaner zu unterstützen. Man wird dann thun, was man will, denn nach einer solchen Undankbarkeit und unter solchen Umständen bindet Nichts.

Ich habe Befehl gegeben, den Papst über Piacenza und Parma zu den Vorposten zu schicken, um ihn in Verlegenheit zu bringen. Ich habe dem Papste schreiben lassen, daß ich ihm auf sein Verlangen, als Bischof von Rom in seine Diöcese zurückzukehren, dies erlaubt habe. Achten Sie also darauf, daß Sie sich in Beziehung auf den Papst zu nichts verbindlich machen, weder ihn anzuerkennen, noch ihn nicht anzuerkennen.

Ihr wohlgeneigter Vater
Napoleon.

Nr. 30. — Der Prinz Eugen an die Prinzessin Auguste.

Mantua, 16. März 1814 Abends.

Die letzten Briefe aus Paris machen uns einige Hoffnung auf den Frieden, und man versichert mir, daß am 18. Alles beendigt sein soll. Wir wollen hoffen, daß vor dem 1. April unser Schicksal vollständig entschieden sein wird; denn Du könntest nicht länger damit warten, Dich endlich an dem definitiven Orte, wo Du Deine Niederkunft halten kannst, einzurichten, und wenn Du dann noch reisen kannst, werden wir eine kleine Stadt im südlichen Frankreich wählen. Alles aber nur in dem Falle, daß noch kein Ende würde, und dies ist nicht möglich.

Nr. 31. — Derselbe an Dieselbe.

Mantua, 19. März 1814 Abends.

Meine gute Auguste, ich sende Dir den Brief des Kaisers zurück und füge denjenigen bei, den er

über den nämlichen Gegenstand an mich geschrieben hat; sie beweisen beide, daß ihm das was er zuerst hinsichtlich Deiner Abreise geschrieben hatte, leid thut. Der Kaiser übersendet mir in Chiffreschrift die Ermächtigung, mich mit dem Könige von Neapel zu arrangiren; ich glaube jedoch es wird zu spät sein. Ich verlange diese Ermächtigung bereits seit drei Monaten. Nun, ich will es versuchen. Sage Niemanden etwas davon, denn der Tractat soll geheim bleiben.

Nr. 32. — Derselbe an Dieselbe.

Mantua, 19. März Abends.

Ich werde Dir morgen über Deine Idee, in Alessandria oder in Mantua Deine Niederkunft zu halten, schreiben. Die Wahl der letzteren Stadt gefällt mir auf den ersten Anblick sehr. Doch der Gedanke wäre schrecklich, Dich ohne irgend eine Verbindung zurücklassen zu müssen, wenn ich mich zurückzöge. Ich bin diesen Morgen sehr beschäftigt, denn ich habe dem Kaiser über die Versuche, die ich beim Könige von Neapel gemacht habe, Bericht zu erstatten. Nachdem er seine Freundschaft und Zuneigung zum Kaiser auf das Feierlichste betheuert, will er mich nöthigen, alle französischen Truppen über die Alpen zurückgehen zu lassen, und dann, sagt er, wird er sich mit mir verständigen. Wie ich diesen Mann kenne, wirst Du leicht einsehen, daß ich mich nie in die Lage bringen werde, seiner Discretion unterworfen zu sein.

Welch' ein empörender Verräther!

Hier noch in Kürze die Note des Herrn von Blacas Sohn:

„Es ist ein Irrthum, wenn man sagt, daß der Herzog von Blacas nicht gedient habe. Als Dragonercapitain im Regiment des Königs im Jahre 1790 machte er alle Campagnen der Armee Condé's

mit, und ließ sich erst nach seiner Verabschiedung für einen Augenblick in Florenz nieder. Herr von Blacas hat niemals etwas von dem Spielpacht erhalten, welcher damals zum Ressort der Polizei, und keinesweges zu dem des Ministers des königlichen Hauses gehörte. Was die sieben oder acht Millionen anlangt, die Ludwig XVIII. ihn bei seiner Rückkehr von Gent anvertraut haben soll, so ist der wahre Sachverhalt folgender:

„Eine beträchtliche Summe wurde in der That Herrn von Blacas vom Könige übergeben, um sie unter seinem eignen Namen in englischen Schatzkammerscheinen und andern Werthpapieren anzulegen. Das Geschäft wurde durch Vermittelung Londoner Bankiers, unter andern der Herrn Coutts und Drummont gemacht. Jedes Jahr legte Herr von Blacas dem Könige einen Nachweis über den Ertrag und die Verwendung dieser Kapitalien vor. Er war es, der am Tage nach dem Tode Ludwig's XVIII. Karl X. die Existenz dieses Depositums anzeigte und ihm alle darauf bezüglichen Papiere übergab. Von diesem Augenblicke an wurde die Verwaltung Herrn von Belleville übertragen, der ihm eine von ihm ausgestellt und vom Könige genehmigte Quittung gab. Dieses Papier, so wie die Rechnungsablagen von 1815 bis 1824, welche sämmtlich das „Gesehen“ und „Genehmigt“ von der Hand des Königs Ludwig XVIII. tragen, befinden sich unter den Papieren, welche Herr von Blacas seiner Familie hinterlassen hat. Von da an figurirten diese Kapitalien unter dem Namen des Herrn von Belleville bei den Bankiers und ihre Correspondenz constatirt diese Veränderung. Diese Fonds waren die einzige Hülfsquelle Karl's X. bei seiner Ankunft in England nach der Revolution von 1830.

Ende des 9ten und letzten Theils.

Inhaltsverzeichniß.

Fünfundzwanzigstes Buch. (1835—1838.)

Druck von Ed. Heynemann in Halle.





